

Peter Rosegger und sein Heimatland, die grüne Steiermark



Eine Wanderung in Bildern
durch die Stätten seiner Werke

Biblioteka
Politechniki Wrocławskiej

M 1857 II

8° 5165.

Peter Rosegger und sein Heimatland,
— die grüne Steiermark —



Mailitz



Nach einem Gemälde von Ferdinand Pamberger

Peter Rosegger

M. 1857

Peter Rosegger und sein Heimatland, die grüne Steiermark

Eine
Wanderung
in Bildern durch die
Stätten seiner
Werke

Mit über 150 farbigen
und schwarzen Bildern

Unter Mitarbeit der Familie und Freunde
herausgegeben von
Hans Ludwig Rosegger

34.ii



F. Zillessen (Heinrich Beeren) Verlagsbuchhandlung,
Berlin

An der künstlerischen Ausstattung dieses Buches haben mitgewirkt:

- Alpine Lichtbild- und Filmindustrie-Gesellschaft Seiff & Co., Graz:
Bilder S. 9, 15, 17, 19, 21, 29, 30, 32, 33, 34, 145, 147, 148, 149,
151, 153, 154, 155, 167, 182, 183, 201, 205, 209, 213, **214**, 215,
216, 218, 222, 223, 224, 226.
- Franz Joseph Wöhrm, Kunstdruckgraph, Mürzzuschlag: Bilder S. 23, 28,
73, 88, 87, 101, 108, 109, 111, 123, 127, 135, 161, 165, 169, 171,
177, 235, 245.
- Paula Fiedler: Bilder S. 120, 122
- Adal. Malerin Martha Gossel, Graz: Bilder S. 37, 43, 88, 185, 241
- Elsie Goldmann, Graz: Bild S. 83
- Kunstmaler Alfred Maillet, Moritzburg, Bez. Dresden: Bilder S. 10, 13,
27, 31, 35, 45, 49, 53, 57, 63, 67, 69, 70, 71, 75, 77, 91,
97, 103, 107, 121, 125, 131, 133, 137, 139, 141, 157, 181, 191,
207, 217, 219, 221, 225, 231, 233, 237, 239, 243, 246.
- Professor Ferdinand Pamberger, Graz: Bild S. 211
- Architekt Rudolf Pichler, adal. Maler, Wien: Bild S. 113
- Kunstmaler Herbert Rottgaengel, Berlin: Bild S. 193
- Dr. med. Sepp Rojegger, Langenzersdorf: Bilder S. 46, 47, 79, 99, 173
- Alois Schönn †, Wien: Bild S. 115
- Frau Prof. Camilla Sodoma, Wien: Bilder S. 25, 64, 89, 119, 159, 179
- Volksbildungverein Urania, Wien: Bilder S. . 50, 51, 54, 55, 59, 105
- Kunstmalerin Elsie Weigang, Wien: Bilder S. 39, 41
- Bittor Zact, Uebelbach (Steiermark): Bild S. 17

Farbige Kunstbeilagen:

- Professor Adolf Brunlehner, Graz: „Kriegslach“ . . . vor Seite 225
- Professor Anton Glavacel, Wien: „Rojegger's Geburishaus“ " " 65
- Kunstmaler Alfred Maillet, Moritzburg bei Dresden:
- „Der Hof im Abendfrieden“ " " 97
 - „Blick auf den Kluppeneggerhof im Vorontmer“ " " 145
 - „Herbstabendsonne“ " " 241
- Professor Ferdinand Pamberger, Graz:
- „Peter Rojegger“ (nach einem Gemälde) " " 1
 - „Steirisches Bauernhaus“ " " 209
- Kunstmaler Georg Schmidt-Winsler, Wien:
- „Der Stammhof Landmeistergrund“ " " 17
 - „Ausblick vom Landmeistergrund“ " " 81
 - „Der Stammhof Groß-Rojegger“ " " 177
 - „Der Schmiedhofer“ " " 161



100205 N/1

Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt in der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenen)
Berlin E 19, Wallstraße 17-18

Lw. 3070/48

R-

Inhalts-Verzeichnis

„Hoch vom Dachstein“. Steirische Volksweise	8
Eine Wanderung in die Alpenheimat / Aus dem Tagebuch Peter Roseggers	11
Vergessene Lande / Von Hans Ludwig Rosegger	25
Herr Ulrich der Rosseder / Von Hans Ludwig Rosegger	37
Im Märchenwald / Von Hans Ludwig Rosegger	43
Das Vaterhaus / Von Hans Ludwig Rosegger	65
Mein Geburtshaus / Ein Stimmungsbild aus der Heimat von Peter Rosegger	89
Wie der Almpeter gedichtet hat / Von Hans Ludwig Rosegger	101
Gabriels Vogelkäfig / Ein kleines Kapitel aus dem unbekannten autobiographischen Erstlingsroman „Gabriel Mondfels“, eines Vorläufers von „Heidepeters Gabriel“ von Peter Rosegger (1867/68)	117
Erinnerungen an die Waldheimat / Von Emil Ertl	123
„Mein Graz!“ / Von Rudolf Hans Barsch	145
Das Kind in seiner jungen Zeit / Von Peter Rosegger / Handschriftdruck .	158
Die neue Heimat / Von Hans Ludwig Rosegger	159
Auf vertrauten Pfaden und fremden Straßen / Von Hans Ludwig Rosegger .	179
Im Tale des Gottsuders / Von Peter Rosegger	205
Am Fuße der Hochalpen / Ein Spaziergang in der Heimat / Von Peter Rosegger .	215
Wo wird es sein? / Von Peter Rosegger / Handschriftdruck	228
Vom Heimweh, Kranksein und Sterben meines Vaters / Von Dr. Sepp Rosegger	229

Verzeichnis Der Bilder

Der Dachstein	9
Die Kirche St. Kathrein am Hauenstein	11
Frühling im Waldland	13
Weiz mit Laborkirche	15
Die Wallfahrtskirche Maria Trost	16
Schloss Gröndberg	17
Anger und Kulm-Berg	17
Die Weizklamm	19
Birkfeld	21
Rettenegg	21
In der Kirche von St. Kathrein	23
Hohenwang	25
Jägerhaus	27
St. Kathrein am Hauenstein	28
Gischbach am Fuß des Teufelstein	29
Vorau und Wechsel	30
Höhenfeuer	31
Stift Vorau, die öststeirische Marienburg	32
Markt Pöllau mit seinem alten Kloster und Rabenwald – „die Berge der Sehnsucht“	33
Die Niegelsburg	33
Hartberg mit seinem Wahrzeichen, dem Ring-Berg	34
Steirisches Dorf	35
Schloss Herberstein	39
Tiergarten in Herberstein	41

Verwilderter Hochwald	45
Das wundertätige Kreuz bei der Mühle	46
Frühnebel	47
Der glörende Kohlenmeiler	49
Holzknechthütte	50
„Auf der Alm . . .“ (Blick auf's Kluppenegg mit Geburtshaus)	51
Waldmenschen: Ameisler	53
Waldwinter	54
Ein Kohlenmeiler wird aufgebaut	55
Die Baummördler	57
Der verschneite Großrosegger	59
Ein Marterl	63
Handzeichnung des Dichters: „Mein Geburtshaus“	65
Die Holzhöhle fährt zum Eisenhammer	67
Handzeichnung des Dichters: „Als ich jung noch war . . .!“ Die Waldheimat mit ihren Gehöften und Wegen in der Mitte des 19. Jahrhunderts	68
Vorstur im Kluppeneggerhaus	69
Der Kachelofen	70
Wohnstube im Geburtshaus	71
Der „Steinbauer“ in Krieglach-Alpel .	73
Das heilige Kornfeld	75
Die „Kuchel“ mit Herd im Kluppeneggerhaus	77
Auf winterlichem Alpsteig	79
Des Dichters Vater Lorenz Rosegger .	81
Roseggers Mutter in ihrem Hochzeitsstaat	83
Grab von Rosegger's Eltern und seinem Bruder Jakob in Krieglach	85
Zur Christmette	87
Wettertannen	91
Peter Roseggers Geburtshaus um 1850.	
Nach einer späteren Handzeichnung des Dichters	93
Handzeichnung Roseggers für einen Aufsatz über das steirische Bauernhaus: Das Ehebett im Kluppeneggerhof	95
Alte Mühle bei Krieglach	97
Peter Rosegger als Siebzjähriger. In seinem Krieglacher Arbeitszimmer aufgenommen von seinem Sohne Sepp .	99
Die alte Schule in St. Kathrein	101
Sonntagsfrieden auf der Alm	103
Eine Jugendzeichnung Roseggers	104
Titelblatt zur Selbstbiographie des Fünfzehnjährigen	104
St. Kathrein im Schnee	105
Beim Waldbrunnen	107
Des Dichters Handwerkzeug aus seiner Schneiderzeit 1860–1865	108
Rosegger und sein Meister, der „Schneider-Nazi“	109
Der „Alpelhofer“ in St. Kathrein am Hauenstein, wo Rosegger am 5. Juli 1860 bei seinem Meister Ignaz Orthofer als Schneider in die Lehre trat	111
Der Stephansdom in Wien	113
Peter Rosegger als Waldbauernbub	115
Roseggers Geburtshaus, von der Südseite gesehen	117
Der „Margriten“ bei Krieglach, der Bauernhof von Peter Rosegger's Bruder Jakob	119
Ochsen im Joch (Holzkohlenfuhr)	120
Am Steinbüchel	121
Ein „Wunschkreis“	122
Das Waldschulhaus in Krieglach-Alpel .	123
Die Straße nach Alpel	125
Verlassener Bauernhof	127
Skizze für die Gestalt des Waldschulmeisters	129
Am Waldbach	131
Wichabtrieb von der Alm	133
Erster Entwurf für den Schauplatz des „Waldschulmeisters“	134
Roseggers Geburtshaus von Osten	135
Helle Nächte – Waldbrand!	137
In schweigender Nacht	139
O du schöne, süße Samstagnacht	141
Das Waldkirchlein Maria Grün bei Graz, wo Rosegger mit seiner ersten Frau getraut wurde	143
„Vom Grazer Hauptplatz sieht man auf den Uhrturm des Schloßberges, wie viel es geschlagen hat –“	145
Der Leopoldsteinersee bei Eisenerz	147
Winter auf der Stubalpe	148
Graz: Domkirche und Mausoleum	149
Abend am Schöckel bei Graz	151
Der „Krebsenfeller“ in Graz	153
Am weltberühmten Erzberg	154
Die Mur bei Graz	155
Roseggers Wohnhaus in Graz	159
Handzeichnung Roseggers: Das Zimmer beim „guten Rat“	161
Handzeichnung Roseggers: Die Dachkammer	165
Graz	167
Die evangelische Heilandskirche in Mürzzuschlag	169
Das Innere der alten Kirche in Krieglach .	171
An den Mürzauen bei Krieglach	173

Peter Rosegger im Garten seines Kriegsladens Lanhauses	177
Peterskirche in Rom	179
Rosegger mit seiner Frau am Sonnwendstein	180
Beim „Kirchenwirt“	181
Der Gnadenort Maria Zell mit der wunder-tätigen Madonna	182
Semmering	183
Steirertanz	185
Das Arbeitszimmer im Landhaus	187
Altes Mürztaler Hammerwerk	191
Das Wirtshaus an der Mahr bei Brixen in Tirol, die Heimat des Freiheitskämpfers Peter Mayr, dem Wirt an der Mahr	193
Die Stadt Leoben an der Mur	201
Die altsteirische Kirche in Seewiesen mit ihrem „Kirchengartl“ (Friedhof)	205
Im Banne der Hohen Weitsh	207
Ausblick vom Rennfeld bei Bruck an der Mur gegen Westen	209
Tragöß, der Schanplatz des „Gottsfucher“	211
Am Hochschwab, im Herzen des steirischen Hochlands	213
Der kunstvolle schmiedeiserne Marktbrunnen in Vorderberg, dem ältesten Sitz des steirischen Eisengewerbes	214
Abend im Gefüße, im steirischen Ennstal	215
Seewigetal, Hüttensee und Hohe Wildstelle	216
Ein Wildbach	217
Im Tauerngebirge	218
Ein Morgen auf der Alm	219
Im steirischen Hochgebirge	221
Radmer	222
Schloß Trautensels und Grimming (Obersteiermark)	223
Der Tornstein im Dachsteingebiet	224
Winter im Waldland	225
Im Ennstal: Marissenwiese	226
Mondnacht im Waldland	231
Morgengrauen	233
Das Sterbezimmer im Krieglacher Landhaus	235
Sommerabendschein im Waldgebirge	237
Handzeichnung Peter Rosegger's: Scherzbild für seine Frau, die sich sorgte, er überanstrengte sich bei seinen täglichen Spaziergängen auf den Schlossberg .	238
Eine Dreieinigkeit: Kirche, Pfarrhaus und Friedhof	239
Allerseelen	241
Versehgang	243
Das Grab am Dorffriedhof in Krieglach	245

★

Farbige Kunstbeilagen:

Peter Rosegger (nach einem Gemälde)	vor Seite 1
Ausblick vom „Tanzmeistergrund“ am Kluppenegg gegen Abend auf die Hohen Weitsh und den Hochschwab	" " 17
Rosegger's Geburtshaus auf dem Kluppenegg in Krieglach-Alpel und Blick über die „Bucklige Welt“ bis zum Hohen Wechsel	" " 65
Der „Groß-Rosegger“, der Stammhof der Familie	" " 81
Der Hof im Abendsrieden	" " 97
Blick auf den Kluppeneggerhof im Vorsommer	" " 145
Der „Schmiedhof“, ein alter wohlerhaltener Bauernhof in Krieglach-Alpel	" " 161
Blick vom „Groß-Rosegger“ auf das weiße Kirchlein St. Kathrein im Tal und die Höhen gegen Sonnenaufgang zu	" " 177
Ein steirisches Bauernhaus mit Blumengartl	" " 209
Krieglach	" " 225
Herbstabendsonne über den Bergen der Waldheimat	" " 241

Hoch vom Dachstein an...

Steirische Volksweise.

I. Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust, bis zum
Wen-den-land am Bett der Sav', und vom Alp-tal an, daß die
Mürz durchbraust, bis ins Neben-land im Tal der Drav': Die-ses
schö-ne Land ist der Stei-ter Land, ist mein lie-bes,
teu-res Hei-mat-land, die-ses schö-ne Land ist mein
Hei-mat-land, ist mein lie-bes, teu-res Hei-mat-land.

2. Wo die Gemse lebt von der Felswand springt und der Jäger kühn sein Leben
wagt; wo die Sennnerin frohe Jodler singt auf der Alp', die hoch in Wollen ragt:
Dieses schöne Land usw.

3. Wo durch Kohlenglut und des Hammers Kraft starker Hände Fleiß das Eisen
zeugt; wo noch Eichen stehen, voll und grün von Saft, die kein Sturmwind je noch
hat gebeutet: Dieses schöne Land usw.

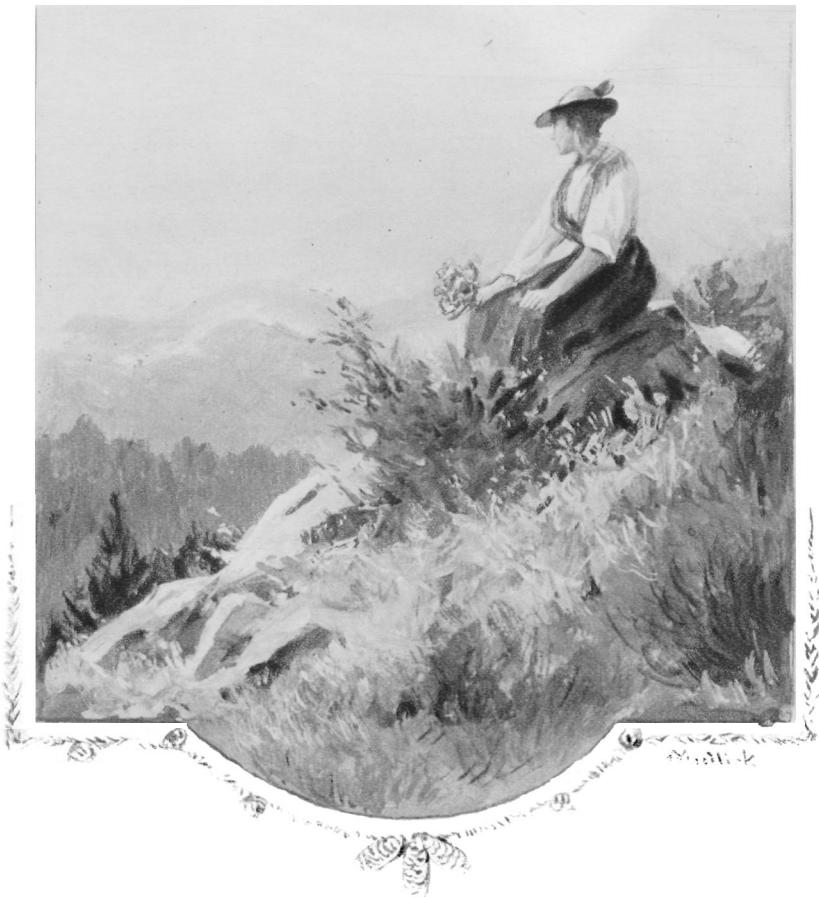
4. Wo sich lieblich groß eine Stadt erhebt hart am Atlasband der grünen Mur;
wo ein Geist der Kunst und des Wissens lebt, dort im hehren Tempel der Natur:
Dieses schöne Land usw.

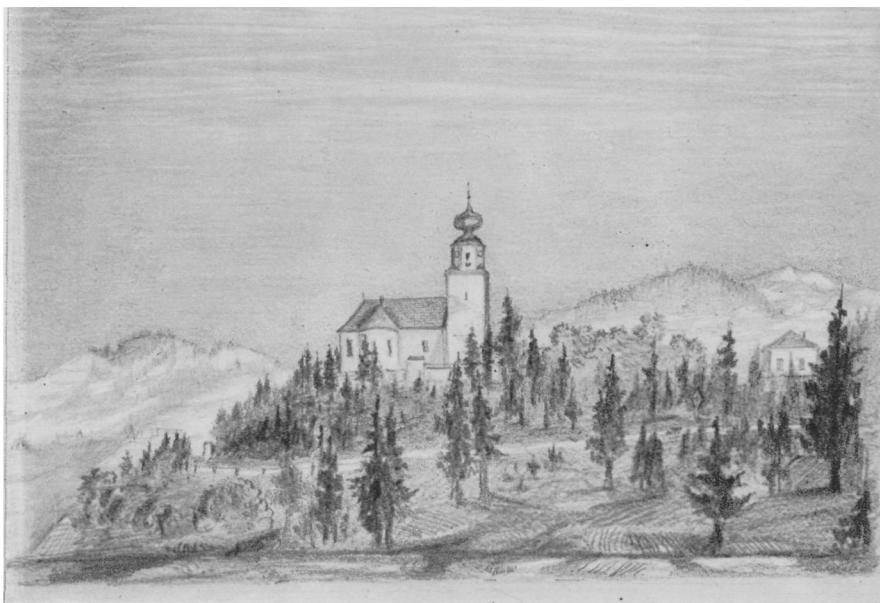
5. Wo noch deutsches Wort und ein Handschlag gilt, frommer Sinn noch herrscht
und Tugend währt, wo auf Mädhenwang' blühend Not noch spielt und die Hausfrau
klug den Segen mehrt: Dieses schöne Land usw.

6. Wo in jedem Atem die geerbte Kraft Habsburgs Enkeln blüht voll alter
Treu', für den Kaiser gern jeder auf sich rafft und dann eisern steht in Schlachten-
reih': Dieses schöne Land usw.



Der Dachstein





Die Kirche St. Kathrein am Hauenstein

Eine Wanderung in die Alpenheimat Aus dem Tagebuch Peter Roseggens

Es war ein reines Schneegestöber im Maienwinde, so flogen von allen Bäumen die weißen Blüten. Die Grazerstadt lag hinter uns, das weite prangende Hügelgelände der östlichen Steiermark vor uns. Hinter dem Wallfahrtsorte Maria Trost mit seinen weithinleuchtenden Türmen hat alles Stadtwesen plötzlich ein Ende, die ländliche Ruhe und Frische ist da. Ich vermute, nach wenigen Jahren wird das nicht mehr so sein, Lustgärten, Landhäuser, Wirtshäuser werden entstehen; heute schon spricht man vom Ausbau der elektrischen Bahn bis zum und auf den blauen Schöckl, dessen blauer Rücken dort herabschaut.

Die Wiesen sind etwas sumpfig und haben stellenweise fast stehende Bächlein, nicht so klar wie die Gebirgswässer. Die Hügelpuppen und die langgezogenen Höhen sind unregelmäßig durcheinandergehoben, hier eine buschige Schlucht, dort ein Talansatz, der sich wieder verläuft. Die Schachen (Wälder) zerstückt, zumeist Buchen- und Kiefernbestände, da zwischen fruchtbare Felder und blühende Obstgärten. Es ist ein fast be-

fäubender Duft von allen Bäumen und Sträuchern, und im Kiefernwald schreit der Kuckuck. Die kleinen Gehöfte mit ihren weißen Mauern und grauen Strohdächern lugen zwischen Laubbäumen hervor. Die Straße zieht bergan, über Höhen dahin, wieder talab und neuerdings bergan. Manches stattliche Einkehrhaus steht da; die Wirtshäuser werden heimlicher, die Wirtsleute traulicher, Speise, Trank und Bedienung besser und die Preise billiger, je mehr man sich von der Stadt entfernt.

Die Landschaft, durch die wir fahren, ist hin und hin von einer entzückenden Lieblichkeit. Ortschaften mit klingenden Kirchtürmen, Schlösser, Ruinen, Meierhöfe und im Hintergrunde die waldigen Berge, die zur Linken sich sachte erheben bis zu den Almen der Lantschgruppe. Vor uns der hohe Rabenwaldrücken, während zur Rechten die grünen Wellungen sich ins blaue Meer des Gesichtskreises verlieren. Wir kommen in eine Schlucht zum Raabflusse, der uns die ersten Grüße aus den Bergen bringt; als flinker Aelpler treibt er Mühlen und Holzsägen.

In Weiz, dem Mittelpunkt dieses Paradieses, halten wir kurze Rast. Dann geht's durch die Gegend des Kulm, wo bereits meine Erinnerungen an alte Zeiten rege werden. Dort drüber, am Fuße des Bergkegels, schläft ja mein alter Lehrer Weberhofer, den ich mehrmals hier in Puch besuchte, nachdem er oben von meiner Heimat fortgezogen war. Wie sehnfütig hatte ich damals von Puch aus oft hingeschaut auf den Schöckelberg, der fern im Nether stand und hinter dem das heiß erwünschte Graz lag, dem ich jetzt manchmal so gern entfliehe.

Nicht ohne Umständlichkeit über Buckel und durch Kessel kommt unsere Straße endlich ins Feistritztal, und bei Anger, wo noch einmal der blühende Garten sich in seiner ganzen Maienpracht zeigt, ändert sich die Gegend. Der rauschenden Feistritz entlang nördlich ins Gebirgstal, zwischen den Bergzügen des Rabenwaldes und des Ofeneggs führt uns die schöne Straße, bisweilen hoch an Berglehnen dahin, während das aus der Tiefe hallende Wasserauschen uns schon ein wenig ans Hochgebirge gemahnt. Wir kommen zum stattlichen Schloß Frondsberg, das auf einem Waldhügel liegt. Den Fuß des Felskogel umringt die Feistritz. In dieser alten Zwingfeste der Salzburgischen Bischöfe liegt noch ein Stück Mittelalter in den letzten Zügen. Sie ist nicht mehr Schloß und ist noch nicht Ruine, in fast schauerlichem Troze steht die Burg auf dem Felsen und starrt hinüber auf das malerische Dörfchen Kogelhof am andern Hang des Berges. Noch eine Strecke des schattigen Eng-

Biblioteka
Pol. Wrocław.



Frühling im Waldland

tales, dann weitet es sich, und auf der sonnigen Bergböschung liegt das freundliche Birkfeld.

Nach einer sechsstündigen Fahrt von Graz haben wir den Wagen hier verlassen, um hernach den Weg ins Oberland zu Fuß weiter zu machen. In Birkfeld haben wir Mittagsrast gehalten, und mein erster Weg war in die Kirche. Ein Bau im Barockstil; die reichvergoldeten Altäre und Heiligenbilder verbreiten eine Art Sonnenschein im weiten, lichten Kirchenschiff. Ich sah mich nach dem Bildnisse des heiligen Valentini um, zu welchem mich einst mein Vater einmal von Alpel nach Birkfeld geführt hatte. — Wenige Wochen vor meiner Geburt war eines Abends am Feuerherd meine Mutter plötzlich ohnmächtig zusammengefallen. Mein Vater glaubte, es wäre das „Hinfallende“ (Epilepsie), wogegen der heilige Valentin als Schutzpatron gilt. Da nun in der Kirche zu Birkfeld das Bildnis dieses Heiligen verehrt wird, so machte mein Vater das Gelöbnis, jährlich einmal mit seinem Kinde dahin zu pilgern. Da stand der Heilige im priesterlichen Kleid, das Kreuz in der Hand, und ihm zu Füßen lag im Krampf und Todesblässe ein Hingefallener. Und dasselbe Bild hängt noch heute am Chorpfeiler. Ich betrachtete es und gedachte der gläubigen Dankbarkeit meines Vaters. Die Mutter war dann nicht mehr hingefallen, der heilige Valentin hatte geholfen.

In dieser Kirche hat der Waldbauernhub vor vierundvierzig Jahren vom Bischof Ottokar Maria die Firmung empfangen, und von hier aus wollte er die geistliche Laufbahn beginnen. Der Dekant von Birkfeld hatte um jene Zeit erlaubt, daß der Knabe die dortige Schule besuchen dürfe und sich bereit erklärt, ihn auf ein Talent hin zu prüfen. Der Junge wurde bei einem Bauern, Waxhofer, untergebracht. Doch kümmerte sich weiter niemand um ihn. Von Heimweh gepackt, flüchtete er mitten in einer Nacht davon und über das Gebirge nach Alpel.

Als wir nachher den Weg weiternahmen, wieder die Feistritz aufwärts, konnten wir von der Straße aus den Waxhof sehen, wo der angehende Theologe einst durchgebrannt war. Nun wunderte sich meine junge Begleiterin darüber, daß doch alles wirklich so da sei, wie es in den Bücheln ihres Vaters zu lesen steht. „Ja, Kind,“ sagte ich, „es ist noch viel mehr da, fast an jedem dieser Höfe, dieser Brücken und Wegkreuze hängt ein Zeichen Erinnerung. Und obschon viele Jahre vorbei sind, seit ich die Gegend das letztemal durchwandert hatte, ist es mir doch, als wäre ich erst vorgestern an diesen Berghängen umher-



Weiz mit Taborkirche

gestiegen mit dem Bügeleisen und der Elle, und trotzdem waren wir der Waldheimat noch so ferne, daß eine Bäuerin auf die Frage meiner Tochter zur Antwort gab, sie wisse selbst nicht, wie weit es noch nach Alpel sei. In ihrer Jugend wäre sie wohl einmal über das Krieglach-Alpel gereist, nach Maria Zell, das sei schon zu lange her.

Ich liebe es, auf Fußwanderungen allein und schweigend fürbaß zu schreiten, weil nichts meine Lunge so sehr anstrengt, als während des Gehens, sowie auch während des Fahrens das Sprechen. Der Grund,



Die Wallfahrtskirche Maria Trost

warum ich auf Spaziergängen, Touren und Reisen selbst meinen besten Freunden ausweiche. Meine Tochter schloß sich deshalb der Bäuerin an, die emsig auf derselben Straße dahintorkelte, und hielt mit ihr unterwegs ein trautsames Geplauder. Wundershalber fragte sie unter anderem auch, ob sie aus dem Alpel denn gar niemanden kenne?

„Das wohl, kennen immer eins schon.“

Ob sie von den Kluppeneggerleuten nie etwas gehört hätte?

„O freilich, von de Leut is schon immer einmal g'redt wordn. Habn abg'haust, ganz abg'haust, und sein wegg'storben. Ein Kluppenegge-



Ausblick vom „Tanzmeistergrund“ am Kluppenegg gegen Abend auf die Hohe Weitsch und den Hochschwab.





Schloß Frundsberg



Anger und Kulm-Berg

Peter Rosegger und sein Heimatland 2



rischer ist g'wesen — Peter soll er g'heißen haben — der is in die Fremd gangen."

Meine Tochter horchte noch eine Weile hin, da aber die Bäuerin nicht weiter redete, so fragte sie nicht ohne Neugier: „In die Fremde ist er gegangen? Und was hat er denn gemacht?“

„Mein Gott, is schon viele Jahr her. Ma' hat nix meh' von ihm g'hört.“

In der Fremde verschollen. Wie traurig! — Siehst du, Mädel, wie berühmt dein Vater daheim bei seinen Bauern ist!

Nachdem wir an vier Stunden gewandert waren und ein scharfer Gegenwind uns entgegenblies, tauchten im Hintergrunde unseres Tales schneebedeckte Berge auf. Die Stuhleckgruppe. Die Straße führt weiter nach Ratten, Rettenegg und über den Pfaffen in die Semmering-gegend. Wir bogen noch vor Ratten von der Straße links ab in einen Hochgraben. Aus ihm hervor schimmerte in der Dämmerung das Kirchlein von St. Kathrein am Hauenstein. Im Wirtshause, dort, wo wir uns niederließen, gab es einen Tisch voll alter Männer; wildbärtige und weißhaarige — stockfremde Leute. Und als wir uns näher beschauten, stellte es sich heraus, daß es lauter Schulkameraden von mir waren, Spiel-, Lust-, Truhs- und Raufgenossen aus der lieben Flegelzeit. . . . Nach dem Aussehen dieser verkrümmtten, verknorpelten und grauen Männer ergab es sich durch einen Rückschluß, daß auch unsereiner nicht mehr im Blühen ist. Man merkte es sonst kaum, und seinen eigenen erwachsenen Kindern glaubt man's nicht, es müssen erst die alten Kracher kommen und sagen: „Grüß dich Gott, Peter! Weißt es noch, wie wir dem Bäckensepp den Bartwisch beim Rockschöpfel haben angehängt?“

Ja, sie kannten mich und hielten mir auch gleich mein Sündenregister vor, das ich mir auf der weiten Welt aufs Kerbholz geladen hatte. Drücken hätt' ich's lassen, wie sie liegen und stehen und zum Dirndl ans Fenster gehen. — Trotzdem tranken sie mir zu, und sie wußten schon, daß es der „Kluppenegger-Peter!“ doch mit ihnen halte.

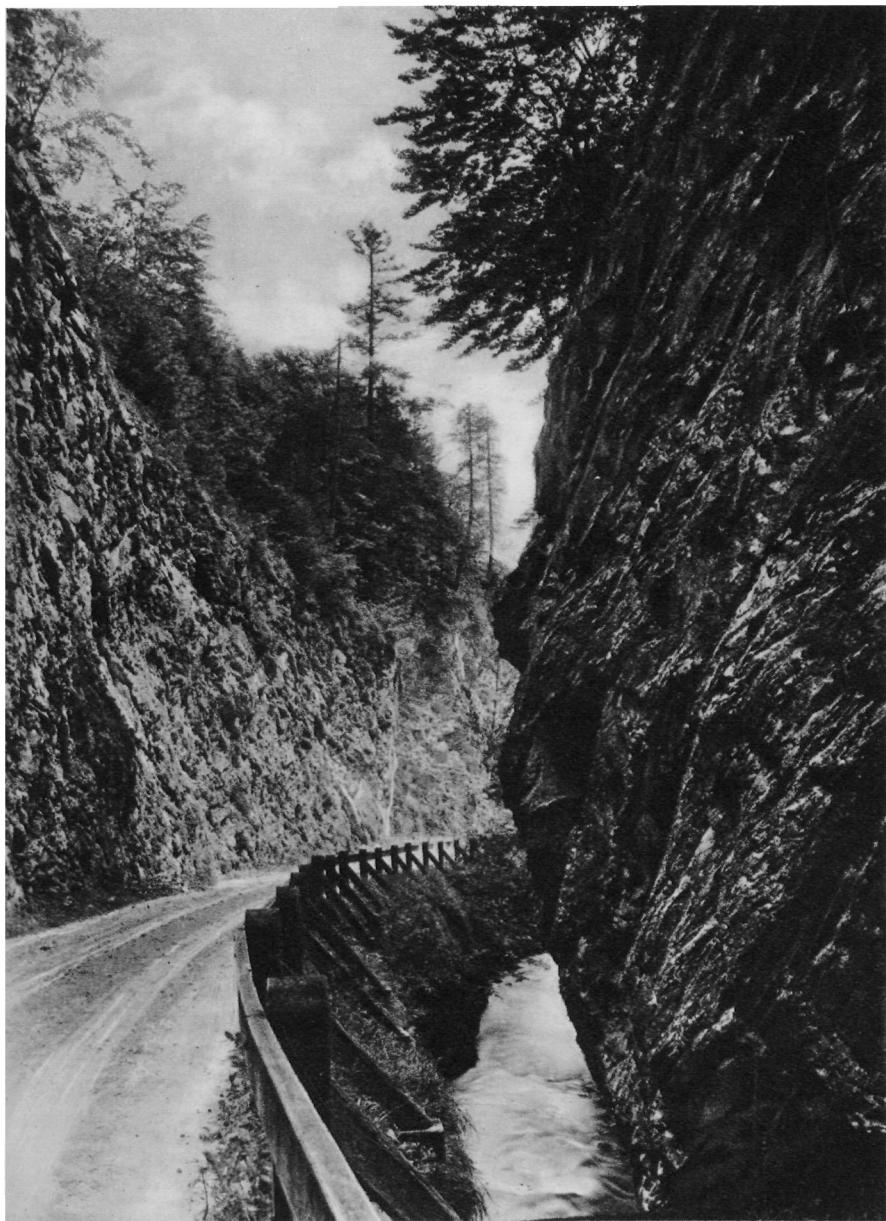
„Aber den Bloser Patrik findest nimmer,“ sagte einer aus der Runde.

„Den Bloser Patrik? Mit dem ich immer gerangelt hab auf der Bucheben?“

„Den haben wir gestern eingegraben.“

„Was du sagst! Und was ist ihm denn widerfahren?“

„Der Tod.“



Die Weizklamm

2*

19

Tatsächlich der Tod. Er erklärte mir's näher, aber die Leute werden darüber den Kopf schütteln. An der Lungensucht hatte er dahingesiecht, der Patrik, in seinem Haus, hoch oben auf dem Berge. Da steht er eines Morgens auf, legt sein Sonntagsgewand an, geht zur Kirche herab, bittet den Pfarrer, daß er ihm die Beicht' höre und die letzte Wegzehrung reiche. Hernach steigt er den eine Stunde langen steilen Weg wieder hinauf, zu seinem Heim, legt sich hin und stirbt noch an demselben Tage. So machen sie's, dem Gehorsam gegen die kirchlichen Gebote muß sich sogar die Natur fügen und — sie fügt sich.

Beim Hauensteinerwirt in der Küche sah ich auch ein Dirndl, das mir bekannt vorkam mit seinem „guldfarbenen Haar“. Das ist ja die Susanna Kirchnerin, die in der Schule immer auf dem Käzenbankel gesessen ist?

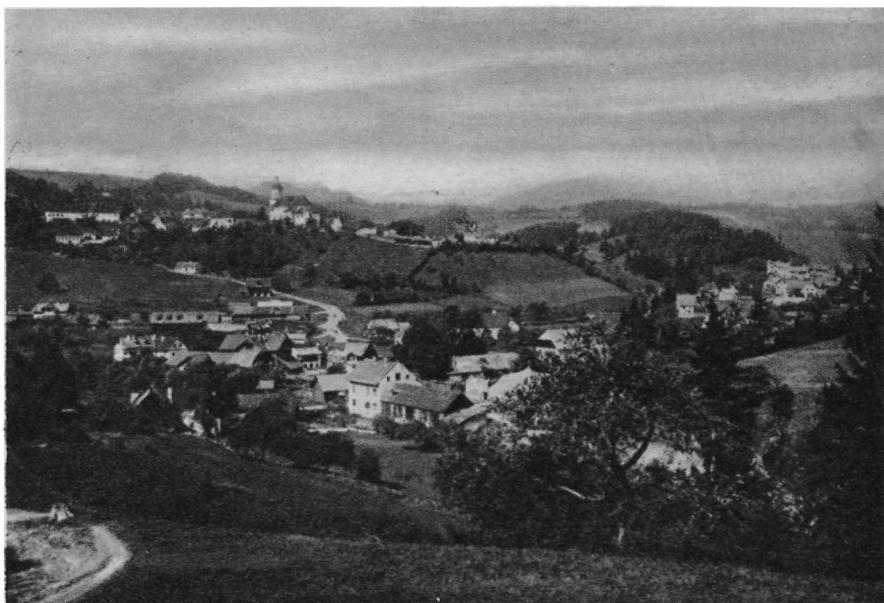
„Na, die Susanna is das nit,“ belehrten die Männer.

„Oder gar schon ihre Tochter?“

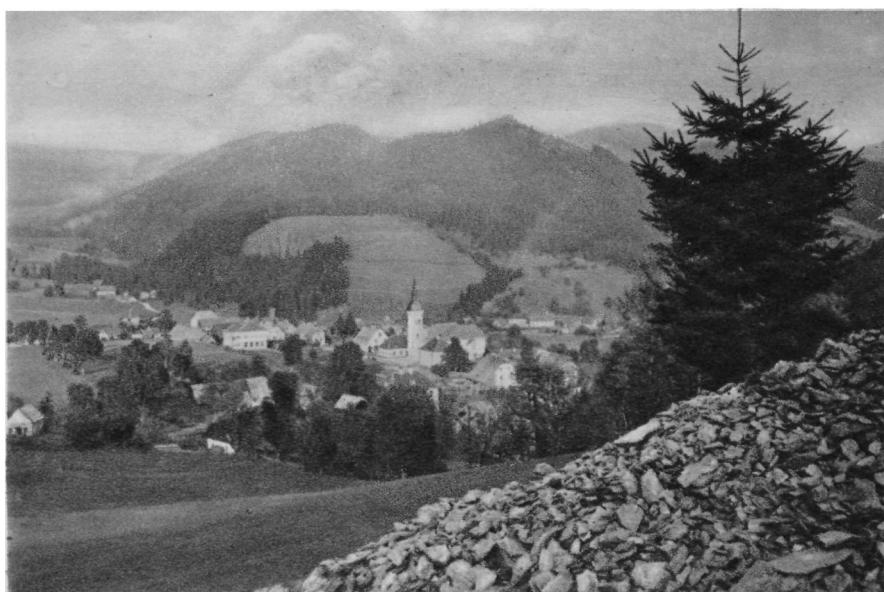
„Die Tochter is es auch nit, weil es die Enkelin is.“ — Ja, Kreuzstöffel domini Spitzmaus! wie der Weidwinkler flucht, da muß man wohl doch glauben ans Altwerden!

Die ganze Nacht rauschte vor meinem Fenster der Hirschbach, Geschichten erzählend aus alten Zeiten, märksame Geschichten. Meine nächsten Jugendfreunde sind schon alle fort — vergangen und gestorben. Das alte Haselgraberhaus, der eigentliche Mittelpunkt meiner harmlosen Jugendfreuden, ist auch fort, auf dem Platz, wo es gestanden, wächst grüner Klee, und kein Balken, kein Stein ist mehr vorhanden von dem einst so stattlichen Gehöfte. Nur der Bach rinnt noch über dieselben Steine dahin wie ehemal. Dieser Bach hat nicht gelöscht, als eines Tages das Haselgraberhaus in Flammen stand; die Brandstätte kam in fremde Hände, und da wurde nicht wieder aufgebaut.

Hingegen hockt auf besonntem Stein am Föhrenriegel ein kleines fahlköpfiges Greislein, und das ist mein guter alter Lehrmeister Ignaz Orthofer, bei dem ich an vier Jahre lang Schneiderlehrling gewesen war. Weit über achtzig hinaus, aber emsig trappeln kann er noch, wenn's wo was zu schlichten gibt; nur die Augen verlassen ihn schon. Seinen alten Lehrbuben hat er aber doch sogleich erkannt, wir sind ja stets in freundschaftlichem Verkehr miteinander geblieben, ich zur Erinnerung an den guten Meister, er zur Erinnerung an den jungen Laugenichts, dem das Fabeln alleweil besser vonstatten gegangen war als das Nadeln.



Birkfeld



Nettenegg

Dann noch ein Weilchen in der stillen Kirche, die auf dem Hügel steht, umgeben vom Gottesacker mit den schiefen Kreuzlein. Das Gotteshaus, in dem das Kind seine heiligen Weihnachten und Ostern, seine Pfingsten und Fronleichnamsfeste gefeiert, es mag noch so schlicht sein, bleibt dem Menschen die schönste Kirche sein Lebtag lang. Ich habe den Kölner und Mailänder Dom gesehen und die Peterskirche in Rom — die süße Himmelsstimmung wie in dem weißen, lichten Kirchlein zu Kathrein am Hauenstein habe ich sonst nirgends gefunden.

Der alte „großhörige“ (schwerhörige) Meßner-Karl mit den verschmitzten Auglein und dem gutmütigen Lächeln ist noch ein Uebrig-gebliebener vom Haselgraberhause. Er zeigte mir auf dem Gottesacker die Gräber unserer Jugendgenossen, die einst am allermeisten herlebig und lustig gewesen und deshalb auch früher müde geworden sind als wir zwei.

Im Striche eines kühlen Morgenwindes setzte ich mit meiner Tochter die Wanderung fort, die Alpsteigstraße entlang, immer durch Wald aufwärts, bis zum Jagerwirt. Der Wirt heißt Roßegger, genau wie ich mich selber schrieb; eine Viertelstunde weit davon steht ein Bauernhaus mit dem Namen Klein-Roßegger, noch zehn Minuten weiter hinten steht der Groß-Roßeggerhof. . . . „Roßegger gibt's bei uns grad' zum Saufuttern, so viel!“ sagte der Knecht beim Jagerwirt. Ich zähle tatsächlich heute noch an drei Dutzend verschiedene Roßegger in der Gegend, wovon aber die wenigsten mit mir nachweisbar verwandt sind.

Auf den Bergeshöhen hatten sich bleigraue Nebelballen festgelagert, ein kalter Wind trieb uns Regenstaub ins Gesicht. Die Straße machte noch einen jähnen Ruck empor bis zum Bergloch, genannt die Schanz. Ein dreibalkiges Wetterkreuz mit den Leidenswerkzeugen steht auf der Höhe. Hier ist die Grenze zwischen Mittel- und Obersteiermark. Nach Westen hin öffnet sich der Blick über dunkelnde Waldberge auf die starrenden Felsmassen der Hohen Weitsch und des Hochschwab. Das Hochgebirge! Der Schanzsattel hat eine Höhe von 1080 Metern. Wir sind also von Graz her über 700 Meter emporgestiegen, in einer Gehzeit von fünfzehn Stunden. Hier in Alyel blüht noch kein Baum und kein Strauch, die Lärchen sind noch ohne Grün, die Felder liegen fahl, nur auf den Wieslein leuchten die gelben Dotterblumen. Die ganze Gegend hat etwas Almartiges. An Berglehnen und Waldrändern bezeichnen Steinhaufen und kahle Laubbäume die Stellen, wo vor Zeiten die Bauernhöfe gestanden sind. Einzelne Häuser und Huben



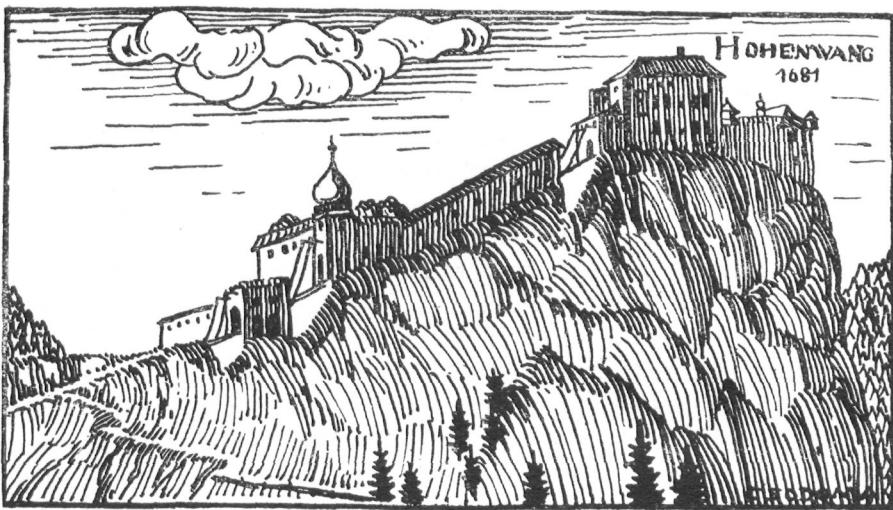
In der Kirche von St. Kathrein

stehen noch hoch am Berge, teils kümmerlich bewirtschaftet, teils unbewohnt. Gerade unserer Straße gegenüber, hoch am Berge, unter einer Gruppe alter Schirmfichten steht vereinzelt ein Haus. Jungwald setzt ihm zu von allen Seiten und hüllt die Felder und Wiesen ein, die den großen Bauernhof jahrhundertelang umgeben und genährt hatten. Das ist das alte Kluppeneggerhaus.

Wir sind nicht hinaufgekommen zu dem verfallenden Gebäude, sondern weiter gewandert durch Alpel hin zum Höllkogel und dann niederwärts ins Mürztal. Wie kamen uns diesmal die Berge hoch und steil vor, die Schluchten finster und wild, im Vergleich zu dem Miniatur-Gebirgsland an der Raab und an der Feistritz. Die Höhen, die Tiefen, die Weiten, alles hier in größerem Maßstabe. Ja, von oben herüber muß man ins Mürztal kommen, um seine Herrlichkeiten überblicken zu können. Nach vierstündigem Marsch von St. Kathrein her waren wir in Krieglach, und meine Tochter Anna fragte wundershalber in unserem Gasthöfe, ob denn tatsächlich keine Spur mehr zu finden sei von jenem Kluppenegger Peter, der einst in die Fremde gegangen und dann verschollen war. . . .

Vom Ofenwinkel her ließ sich eine dünne Stimme vernehmen: „Der Peter? Verschollen sein? Daß ich nit lach! Seit dreißig Jahren spukt er in allen Weltwinkeln, und in den Zeitungen steht schon gar nichts mehr drin als dem Peter seine Geschichten und Vagabundierereien im Land herum“





Vergessene Lande

„Vergessene Lande“ hat man die Oststeiermark getauft, und doch hat sie große Schicksale hinter sich, eine viel zu ereignisreiche Vergangenheit für unser kleines Menschenglück, das am schönsten im stillen Halbschatten gedeiht. Das Landl hat berausende Kulturen kommen und vergehen gesehen, seit tausend Jahren ist es von einem tüchtigen deutschen Stamm bewohnt, klug und arbeitsam, schmalköpfig und mit lichteren Augen und Haaren als die anderen Steiermärker, und trotzdem lange, lange vergessen, heute noch halbvergessen.

Die Geschichte dieser Landschaft, die herber als der Odenwald und heller als der Schwarzwald, ist nur lückenhaft aufgeschrieben, denn sie liegt ab von der großen Handelslinie Wien-Triest, und man hat sie bis in die Gegenwart herein vernachlässigt und benachteilt. Schließlich nicht zum Unglück ihrer Bewohner, die so ein beschauliches Leben führten nach den weltgeschichtlichen Erschütterungen, die ihre Vorfahren heimsuchten. Ein Ausruhen.

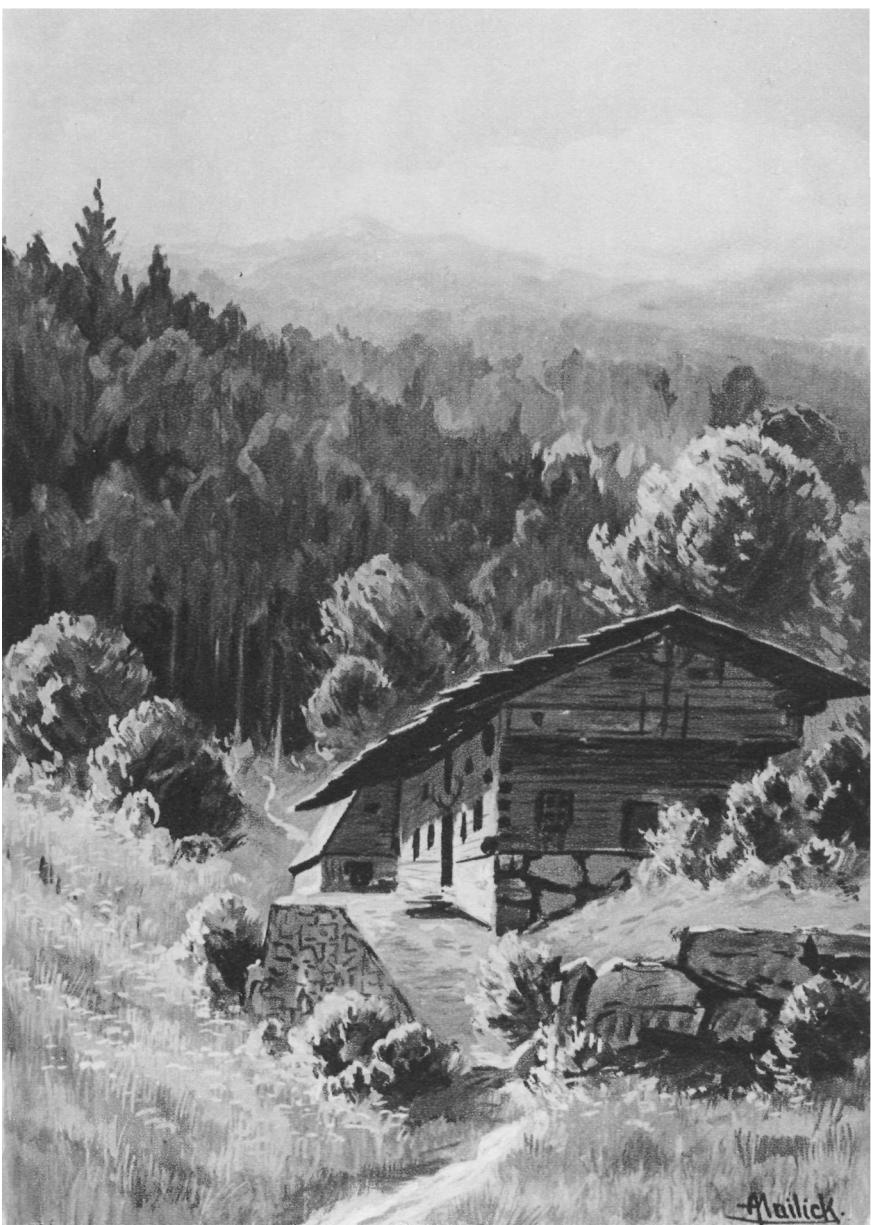
Die Hügelkette vom Kahlenberg bei Wien über den berühmten Semmering südwärts, die bei den Römern Mons Cetius hieß, trennte ehemals das Abendland vom Morgenland oder – staatspolitisch ausgedrückt – die Provinzen Noricum und Pannonien. Wie das noch östlicher gelegene, erst kürzlich für Österreich zurückgewonnene deutsche Burgenland

auch „Heinzenland“ heißtt, nach dem kaiserlichen Heinrich, auf den hier die Besiedelung zurückgeführt wird, so taufte der Volksmund das Sonnenaufgang zu hindämmernde Hügelland „Joggelland“ oder gar „die bucklige Welt“. Man spottet dort unter sich, einst hätte die mächtige Kaiserin und fürsorgliche Landesmutter Maria Theresia die Gegend bereist und alle ihr Begegnenden leutselig nach ihren Namen gefragt — und ausnahmslos sollen die Leute Jakob geheißen haben, weshalb die gute Landesmutter das Landl kurzweg als ihr „Joggelland“ angesprochen habe, denn Joggel ist die Abkürzung für Jakob. Aber das ist nur Bauernspäß, tatsächlich stand die alte Pfarre St. Jakob Pate bei der sonderbaren Namensgebung.

Alles in allem ist es eine kleine Gegend, gemessen an den Hochalpen mit ihren Gletschern und ewigen Schneefeldern, ein Mittelgebirge, das Abflächen der Alpen gegen Ungarn zu. Wald, überall Wald überwiegt, reicher Almboden gibt saftige Viehweiden, dürftiger sind da und dort schon Wiesen und Aecker, ungeberdige Flüsse und Bäche haben tiefe Schluchten ausgehöhlt, aber in den milderden Strichen wächst schon die Nebe. Eingesprengt in das Bäurische sonnen sich wohlhäbige Märkte und saubere Dörfer, barocke Klöster, die Kunstsäcke bergen, und wehrhafte Kirchen, sich gegen Angriffe zu verteidigen, oft eine bittere Notwendigkeit, was auch die Ueberzahl der nunmehr zerfallenen Burgen beweist, die eine spätere und friedsamere Zeit durch ihre munter betürmten Schlösseln und ihre lieben Herrenhäuser ablöste.

Das Merkzeichen der Buckligen Welt aber sind die Einzelhöfe in den Tälern und auf den Kogeln, wo in guten Zeiten derbknöchige Bauern gleich Kleinkönigen hausten, in ihrer Einsamkeit ungebundener lebend als mancher Adelige am landesfürstlichen Hof und die Bürger in ihren privilegierten Städten.

Die Höhen schenken überblaute Fernsichten gegen Morgen auf runde Berggrücken und im Mittagslicht glitzernde Seen, gegen Abend auf nackte Steingebirge, die in der zitternden Luft bildhaft anmuten, denn die oststeirische Heimat am Saum des Uralpen- und des Kalkalpengebietes ist ein Uebergangsland von der Alpe zur Steppe. Wahrhaftig, niemand sieht es den sachten Bodenwellen, dem sanften Grün und der behaglichen Schönheit an, daß ihre braune Erde ehemal immer wieder rotes Menschenblut getrunken hat, daß sie ganzen Stämmen zum großen Friedhof geworden ist, jenen Stämmen, die aus den asiatischen Weiten hervorbrachen, ohne ein bestimmtes Ziel, nur gierig nach fremdem Reichtum,



Jägerhaus



St. Kathrein am Hauenstein

verlockt von den sagenhaften Schäzen des goldenen Rom, von Byzanz, wohin sie die Köpfe ihrer zottigen Rösseln lenkten.

Wenig genug wissen wir über die Urbevölkerung, deren einfältige Waffen und einfache Werkzeuge nur einsilbig stammeln, und die Hügelgräber, Bronze- und Eisenfunde sprechen zu uns nur undeutlich, oft vieldeutig und mißverständlich. Ehe die Kelten und nachher die Römer als Eroberer kamen, ist bereits manche Völkerwelle über die Berge und Niederungen hinweggeflutet, zerstörend und einen Bodensatz zurücklassend, wie ein Wildbach im Frühling, wenn er abebbt. Ureinwohner, Kelten, Römer und Splitter der ersten unsteten Wandergermanen vermischtten sich, hinterließen verstümmelte Ortsnamen und sonderbare Bräuche, das römische Imperium baute ein kunstvolles Straßennetz aus und schickte die Legionen dreier Weltteile, daß allerhand absonderliche Gottheiten verehrt wurden. Neue, furchtbare Schicksale brachten neue Horden von Wandergermanen, von Markomannen, Quaden und Vandalen, Alanen und Ostgoten und wie sie alle geheißen haben. Die geographische Lage Oststeiers glich einer stets gefährdeten Zwischenstellung,



Fischbach am Fuß des Teufelstein

wie auch die Pfalz, das Rheinland und Elsaß-Lothringen hat, wo auch zwei Rassen, zwei Kulturen, zwei Weltanschauungen aneinanderprallen und nicht Frieden schließen können. An der Pforte zur pannonischen Ebene drohte der Balkan und droht heute wieder, der ewig brodelnde Balkan, weil die ungleichen Blutstropfen, die ihn durchkreisen, keine Harmonie ergeben.

Besiegelt schien das Geschick der Buckligen Welt durch das Einbrechen des „Väterchens“ Attila, der seine Gottesgeißel über die Hunnen und mit den Hunnen über andere schwang. Manche glauben, die schrecklichen Hunnen seien die Hiung-nu der chinesischen Geschichte gewesen, ehe sie den weiten, weiten Weg zu uns zurücklegten, gesagt von kosmischen Katastrophen am gelben Meer und Innerasiens. . . . Pannonien wurde zerstampft, und der gotische Odoaker wich mit den Seinen vor dem übermächtigen Feind zurück, mit den Soldaten und den verweichlichten Pfahlbürgern, während in den Engen und auf den walduferwucherten Bergen beharrliche Bauernsippen zurückblieben. Bis zu ihnen fanden die bösen fremden Reiter nicht. Es folgte eine ganz finstere Epoche, in der wir

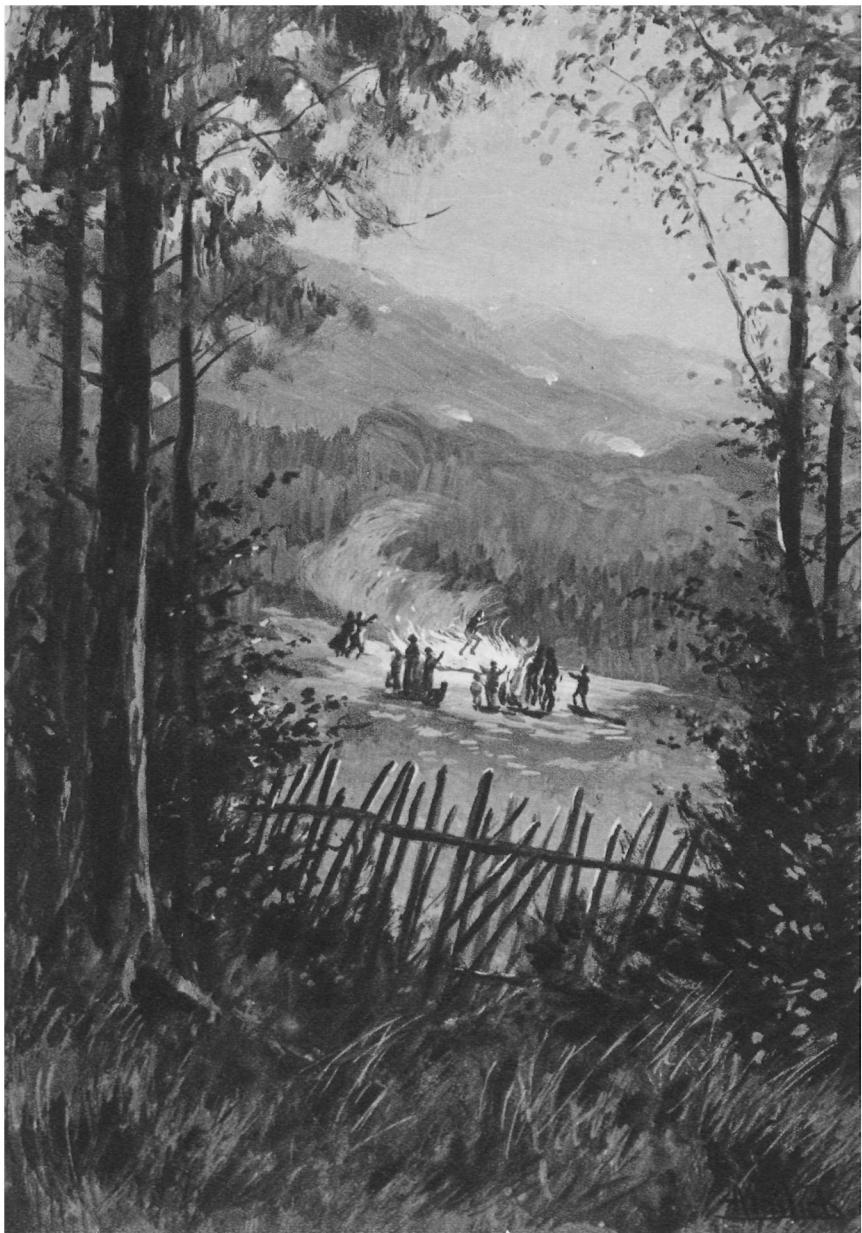
nur unklar irgendwelche Völkerverschiebungen wahrnehmen. Endlich lösten sich aus dem Wirbel die hundsnässigen Awaren, an der Spitze kopfreicher, bedürfnisloser und unkriegerischer Slawen, die zuletzt jenseits der Karpaten saßen. Diese Alpenslawen, die Slovenen, standen unter Herzögen, und zwischen dem 6. und dem 9. Jahrhundert war die Steiermark slowenisch, sind auch Nachkommen früherer Bewohner im Lande seßhaft geblieben. Die schon einmal begonnene, dann unterbrochene und jetzt wieder aufgenommene Christianisierung des Landes förderte aber-



Vorau und Wechsel

mals die Vermengung verschiedener Rassen, die trotz Kreuz und Weihrauch einem überlückten Heidentum anhingen.

Da vollzog sich das für alle Zukunft entscheidende Ereignis: Unter und nach dem großen Frankenkarl machten sich allmählich Deutsche – Bayern, Schwaben, doch auch andere nordische Stämme – zu Herren des vielgeprüften Landes. Freilich war ihre Macht nicht unbestritten, und der grausame 894 einsetzende Magyarensturm vernichtete fast alles, was die deutschen Landnahmemänner aufgebaut hatten, und erst nach

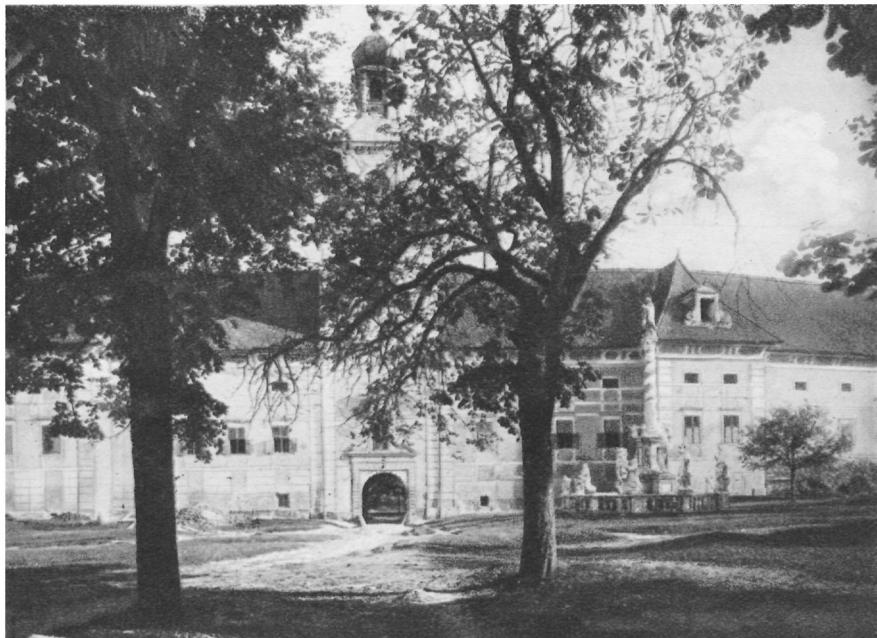


Höhenfeuer

31

Ueberwindung der „Sumpfgeister“, der Ungarn, in der Schlacht am Lech erhielt Oststeier jene Bevölkerung, die heute hier lebt und schafft.

Langsam, aber zähe, schrittweise ging die Rodung der Urwälder vor sich, wo bis tief in die Gegenwart herein Wölfe und Wildkatzen streiften. Der forschende Historiker hat rückblickend festgestellt, daß am Südabhang des Wechsels die Rodungen in der Mitte des 12. Jahrhunderts begonnen haben, und nicht viel später war die zweite deutsche Kolonisa-



Stift Vorau, die oststeirische Marienburg

tion der Steiermark im Großen abgeschlossen. In den Ebenen und auf den Hügeln standen bereits alle Dörfer, und die Einzelhöfe auf den Kuppen und in den geschükten Bodenwellen finden wir schon fast insgesamt in den allerersten noch erhaltenen Urkunden. In der deutschen Jugendzeit des Landes soll seine Bevölkerung beinahe so zahlreich gewesen sein wie in der Mitte des 18. Jahrhunderts, abgerechnet die Städte und Märkte. In vielen weltlichen und kirchlichen Baulichkeiten hat gotische Strenge geherrscht, tändelndes Barock löste sie ab, überdeckt sie.



Markt Pöllau mit seinem alten Kloster und Rabenwald — „die Berge der Sehnsucht“



Die Nieggersburg

Seit dem 13. Jahrhundert setzte in den unabsehbaren, unheimlichen Wäldern die fruchtbare Kleinarbeit ein, um Wildnisse in Kulturland zu verwandeln.

Der König, der Landesherr, Adel und Krummstab empfingen und verteilten durch Schenkungen und Landleihen Grund und Boden, den unfreie, aber auch zahlreiche freie Bauern bebauten, die sich mit Feuer und Axt zu Herren der ungeberdigen Natur aufwarfen.

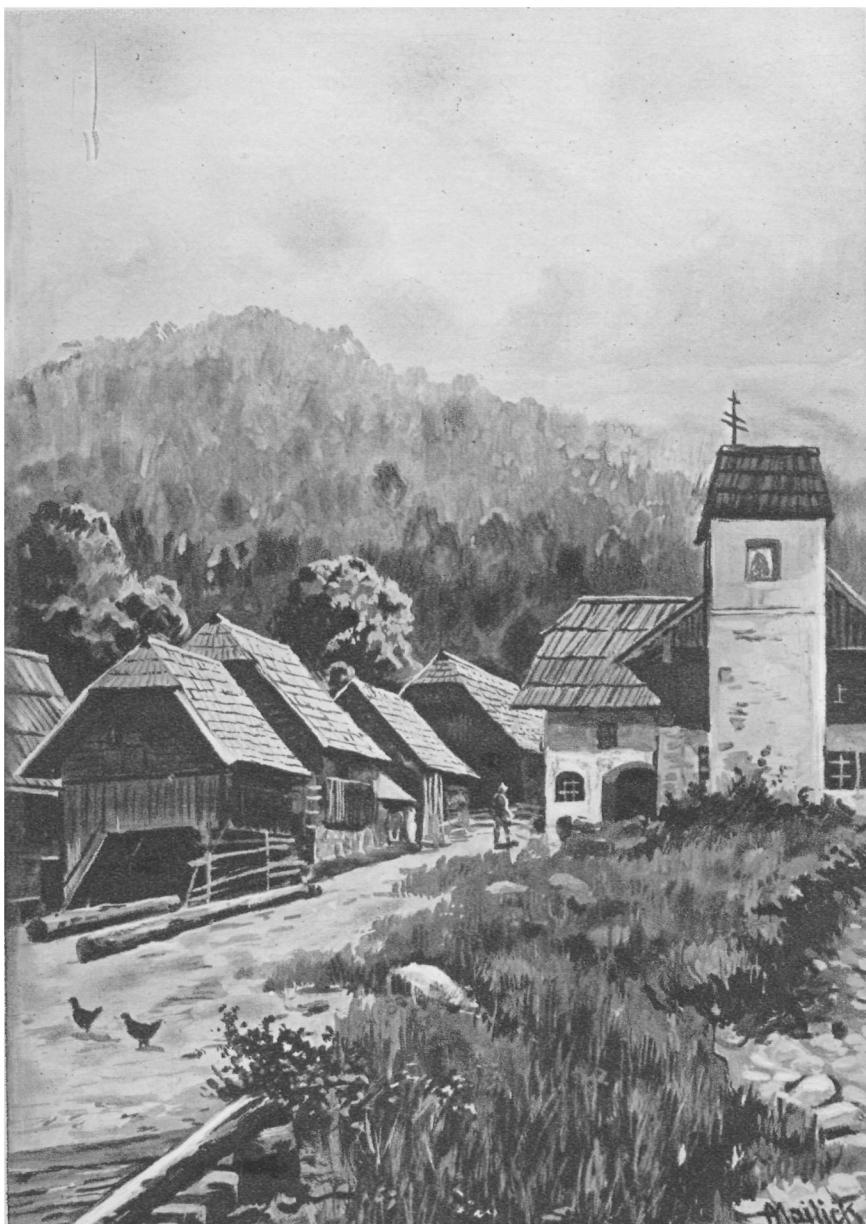
Für einzelne Gebiete lässt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit auch die



Hartberg mit seinem Wahrzeichen, dem Ring-Berg

Herkunft der deutschen Landnahmemänner nachweisen. So heimten sich östlich der Linie St. Jakob im Wald, Birkfeld, Anger, St. Rupert, Feldbach und Fehring Bayern vom Inn ein; und vom Mürztal glaube ich, daß es einst engste Beziehungen zum schwäbisch-bairischen Iller-Lechgebiet gehabt hat.

Das Wirtschaftsleben unterschied sich nicht von dem anderer Länder zur selben Zeit. Die Dreifelderwirtschaft war üblich, der Wechsel von Winterfeld, Sommerfeld und Brache im dreijährigen Kreislauf, und



Steirisches Dorf

die Formen des Feldbaues dürften sich von älteren Zeiten her bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bei dem im Guten und im Bösen standhaften Sinn der Bergbauern nicht sehr geändert haben. Erst die Gegenwart führte auch hier neue Sitten und Gebräuche ein, nicht immer zum Glück der Menschen und zum Nutzen des Volkes.

Kirchlich gehörte die Oststeiermark zum ehrwürdigen Erzstift Salzburg, aber anno 1217 bat Eberhard II. von Salzburg den Papst Honorius III., ein eigenes Bistum in Seckau begründen zu dürfen — der Salzburger Sprengel sei zu zerstreut — „diffusa“ —, was die Ueberwachung der Schäflein schwierig mache, namentlich an den Grenzen der Mark gegen Ungarn, die der Erzbishof persönlich nicht besuchen, noch durch seine Bischöfe beaufsichtigen lassen könnte, daher die Bewohner, wiewohl getauft, noch finsternen Urgebräuchen anhingen und in manchem irregingen. . . . Das sah der Papst in Rom denn auch ein und erlaubte die Gründung der steirischen Diözese Seckau.





~~~~ Herr Ulrich der Rossecker ~~~~

In der bayrisch-schwäbischen Frühzeit bildeten der Oststeiermark aufrechtes Rückgrat zahllose bejüngte Burgen, und ihre Fäuste zur Abwehr heutelustiger Außenfeinde waren die Adeligen mit ihren wehrhaften Leuten. Und das Landl hatte die Festen und Türme, die „steinern Häuser“, umwallte Städte, gewappnete Klöster, ummauerte Kirchen und die gepanzerten Fäuste wahrhaftig nötig, denn Ungarn, Türken und Balkanhorden sind im Verlauf der Geschichte wohl ein halbes hundertmal eingebrochen, daß es zuweilen fraglich schien, ob künftig ein deutscher Kaiser oder der osmanische Sultan in Wien regieren würde. Es galt – wenn's gelang! –, den brandschatzenden Eindringling zurückzuwerfen oder ihm doch so lange standzuhalten, bis das Heilige Römisch-Deutsche Reich seine Kräfte gesammelt, um Mittel- und Westeuropa gegen die „Ungläubigen“ zu verteidigen.

Unter und neben großen Herren saßen Kleinadlige, Ritter, „erbare“, „edle“ und „veste knecht“, welche die „Militärgrenze“ bewachten. Zu den Großen zählten die Freien Herren zu Stubenberg aus dem Hause der Wulfsingen, so daß sie ursprünglich auch einen Wolf im Wappen führten. Eine ansehnliche und ruhmreiche Sippe schon, als jene Pergamente sie zum erstenmal nennen, die aus der Haut noch ungeborener Lämmer gegerbt wurden und sich sammtig-fein anfühlen. Dann die klugvollen Grafen von Montfort, die von den Pfalzgrafen von Tübingen abstammten und sich nach ihrer erheiratenen Burg in Vorarlberg schrieben. Eine Montforterin ist auch eine Stammutter Hindenburgs, und der vornehmste Sproß der abermals durch Einheirat nach Steiermark verschlagenen Familie war Hugo V., „Hauk“, der steirische

Minnesänger, aber seine Dichtungen zeichneten sich mehr durch sittlichen Ernst als durch überragende Begabung aus. Eine Handschrift davon bewahrt die Heidelberger Universitätsbibliothek. Neben den Hochadeln und Strahlenden, von denen manch einer in verworrenen Tagen sogar nach dem Herzogshut auslugte, gab es Hunderte, Tausende kleiner ritterlicher Herren, die sich langsam hinaufdienten. Sie kamen aus der freien, auch aus der unfreien Bauernschaft, rückten im Kriege auf ungerüstetem Hengst mit dörflichem Geschirr und Speer ins Feld, die „clientes“, die „milites“, reisige Knechte, die ihren Sold in Geld und Naturalien bezogen. Im ungestörten Frieden aber scheuten sie sich nicht, eigenhändig den Pflug zu führen, und ihre Frauen molken, wenn's nottat, die Kühe und butterten die Milch. Durch persönliche Tapferkeit, wozu zuerst die Kreuzzüge ins Heilige Land überreich Gelegenheit boten, gelangten diese Landleute zu Ansehen, größerem Vermögen und Ehren, verschwägerten sich mit vornehmeren Familien und bildeten endlich den Landadel, wurden „steirische Junker“. Da waren die Hartberger, die Rindscheit, Winkler, Gözz, die von Gladnitz, Krabatsdorf und Leuffenbach, die Reisacher, Radmannsdorf und Kellermeister, die Schütz, Krumböck und Phuntan – eine unabsehbare Reihe, und schon die Namen deuten vielfach die bescheidene Herkunft der Leute an, deren Nachkommen die Herrenbank der Landstände drückten. Die Pommunt, die wahrscheinlich unter dem echten Kreuzritternamen Bohemund zur Eroberung der Leidenstätten Christi auszogen, holten sich von dort auch ihre holde Wappenblume, die im Orient beliebte Lilie, die Emmerberg zeigten im Schild einen Eimer auf einem Berg, wie die Stadler ein bäuerliches Stadeltor, weil ihr Ur-Urahn vermutlich der brave Verwalter eines feudalen Heustadels gewesen ist. . . .

Und einer unter den unzähligen Junkern war Ullricus de Rosseke, wie ein eingeborener Siegelstecher unbehilflich in das Siegelstöckel eingekritzt hatte.

„her Ulreich der Rosseker“ führte seinen Taufnamen gewiß zu Ehren des streitbaren Bischofs Ulrich, dem man es in den Grenzlanden nicht so rasch vergaß, daß er mitgeholfen, die Ungarn in der schrecklichen Schlacht am Lechfeld niederzuringen und so auch die Steiermark zu retten. Wer kann es beweisen, wer bestreiten, daß dazumal auch des Rossekens Vorfahren mit gekämpft?

Ein knappes Jahr vor dem Tode Rudolfs, des ersten deutschen Königs aus dem Hause Habsburg, am 6. Dezember 1290 erfahren wir



Schloß Herberstein

von Ulrich dem Rosseler. Im verfeinerten Westen triumphierte schon die „gotische Welt“, welche die herrlichsten Dome schuf, welche den altertümlichen Rundbogen durch zum Beten gefaltete Hände nachahmende Spitzbogen ersetzte; im Westen lag das heroische Rittertum in den letzten Zügen, büßte seinen Gehalt ein und bewahrte bloß mehr die überkommenen alten Formen; die Ueppigkeit der Lebenshaltung nahm zu, Städter und Handelsherren wetteiferten mit dem Adel — aber gleichzeitig wurde die Menschheit von einem frankhaften Goldhunger erfaßt, schwärzte für Schönheit und schwelgte, und in Gent oder in London schlossen sie die ersten Börsengeschäfte ab . . . In der rauhen Oststeiermark hat sich die „Gotik“ nie recht auswirken können. Dazu fehlten die Voraussetzungen: höherer Wohlstand, ja Reichtum — und das Land war arm; eine gewisse Sicherung des Daseins — und an der nahen Grenze sammelten sich schon wieder Nüberbanden. . . . Vielleicht, daß die großgrundbesitzenden Hochadeligen, weltmännische Bischöfe und bevorzugte Klöster die neuerfundenen fränkischen Sitten pflegten, in den „Stöckeln“ und „Kasten“ der zehntausend kleinen Ritter an der Raab, an der Feistritz und am Safenbach hielt man sich schon aus Sparsamkeit und Weltfremdheit an das Hergearbrachte.

1290 also verkauften Ulrich der Rosseler und seine Hausfrau Peters mit Zustimmung des Lehensherrn Heinrich von Stubenberg „daz haus Herbegstain und allez daz, daz dar zue gehöret“ an ihren lieben Schwager Otto von Hartberg und dessen Gattin Mechthildis um vierzig Mark gewogenen Silbers. Des Schreibens und sogar des Lesens war Herr Ulrich gewiß unkundig, und auch sein Haus Herberstein bei St. Johann in Oststeier war, dem Verkaufspreis nach zu schließen, nur ein recht bescheidener Ansitz, etwa ein rechteckiger oder runder Holzturm auf steinernen Grundmauern mit vorgelegtem Wall und Palissadenzaun, wobei Holzböden den Turm in mehrere Stocke schieden, die durch eine Stiege oder eine Leiter miteinander in Verbindung standen. Solche Hausbergen wurden ursprünglich als feste Höfe gegründet, knüpften an althayrische, slawische oder sogar an römische Befestigungen an, waren schon im neunten und im zehnten Jahrhundert häufig und dienten unter anderm in Kriegszeiten den Bauern als Fliehburgen. Später wurde das Haus Herberstein zu einem prächtigen Schloß ausgebaut; heute steht oberhalb einer Neuanlage eine Ruine, ein verfallener finsterer Turm, „das echteste Dornröschchen unter den steirischen Ritterschlössern“.



Tiergarten in Herberstein

Der Rosseder und seine Hauswirtin Peters — deren Name eine Abkürzung von Petrißa, der weiblichen Form von Peter ist — hatten außer Herberstein noch allerlei Streubesitz im Umkreis. Davon veräußerten ihre Kinder, Enkel und Urenkel Stück für Stück, mit dem Wohlstand der Sippe ging es stetig bergab. Ulrich besaß zwei Söhne, Ortolf und Otto, und die vier Töchter Gertraut, Diemut, Kunigund und Agnes; dann die folgende Geschlechterreihe — Otto II. und Reinprecht, Georg und zwei Jungferlein; hernach Achaz und seine Schwester

Margreth; und endlich Caspar, mit dem um 1420 die Familie verschwindet.

Herr Ulrich führte im „Hantgemal“, im silbernen Wappenschild, ein schwarzes, rotaufgezäumtes Ross, dessen Mähnenhaar zu Büscheln zusammengeflochten war. Schwarzweiss sind echt alemannische Farben, auch den Freien Herren zu Stubenberg und etlichen ihrer Lehensmänner eigentümlich. Auch das Wappentier, das Ross, könnte die schwäbische Abkunft der öststeirischen Rosseker andeuten, denn in Schwaben sagte man immer „Ross“, während anderwärts „Pferd“ die üblichere Bezeichnung gewesen ist, so daß ehemals die Scherfrage umlief: „In welchem Landt kein Pferdt sey?“ – „In Schwaben, da seyn Ross.“

Im 15. Jahrhundert setzte ein großes Sterben unter dem steirischen Adel ein. Der schwarze Tod, die asiatische Pest ließ manchorts von fünf Menschen kaum zwei am Leben, und schon die Kreuzzüge, die mörderischen Kämpfe während des Interregnum, in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit,“ und das unablässige Ringen mit den drohenden Östfeinden hatten zwar den Aufstieg Einzelner aus dem friedlichen Bauernstand in die wehrhafte Kleinadelsschicht begünstigt, aber auch ungeheure Blutopfer von der Ritterschaft gefordert, so daß mancher Stamm vor der Zeit verdorrt ist. Zugleich verarmten bei der aufkommenden Bargeldwirtschaft und dem üblich werdenden kostspieligen Luxus viele Adelige, die sich in die neue Zeit nicht schicken konnten, die von Borg üppig lebten und sich von den Juden auch zu zweihundert Prozent Geld liehen! Schon zu spät, um der Auswucherung Einhalt zu tun, verwies auf Begehren der Landstände Kaiser Maximilian „der letzte Ritter“ die Juden aus der Steiermark, wo sie dann ein vierteljahrtausend lang nicht dauernd wohnen durften.

Mittellos geworden, sind rittermäßige Sippen wieder in den Bauernstand zurückgekehrt, von dem sie sich losgelöst hatten, und ein Ulrich von Herberstein zum Beispiel, ein Neffe von Ulricus de Rosseke, ehelebte „aine Preyslin“, die als Aussteuer den Preyslhof bei Pöllau mitbekam, wo das Paar dann hauste. . . .

Ob die edlen öststeirischen Rosseker auch die Ahnen Peter Noseggers, das ist nicht erweislich, aber auch nicht ausgeschlossen – und außerdem ziemlich gleichgültig, doch des Dichters unzweifelhafte Vorfahren erscheinen urkundlich zu Beginn des 15. Jahrhunderts ebenfalls in der Oststeiermark, nur ein paar Gehstunden entfernt von den Besitzungen der Nachfahren Herrn Ulrichs und seiner Frau Peters.



Im Märchenwald

Von einem Gipfel der Fischbacher Alpen – des Mons Cetius der Nömer – ragt der aus drei Felsklößen getürmte „Teufelstein“ auf, der in der Umgebung noch andere üble Namensvettern hat, die „Teufelskobel“ und den „Höllkogel“ an der Alpsteigstraße nach Krieglach. Noch gar nicht lange ist es her, daß beim Teufelstein zur Sommersonnenwende Eingeborene, und aus Neugier auch Fremde, zusammenkamen und ein Schaf schlachteten, in unklarem Gedanken an vorchristliche Opfersitten. Wahrscheinlich ist die von der Kirche zur Abschreckung mit dem Teufelsnamen bedachte Höhe eine heidnische Weihestätte gewesen, bis das Schlachtfest zu einer nichtssagenden Volksbelustigung wurde, deren tieferen Sinn nur mehr der Ahndl und die Ahndl, Großvater und Großmutter, ahnten, die an dämmernden Winterabenden ihren Kindeskindern davon flüsternd berichteten. Auch auf den kleinen Kluppenegger-Peterl machte die unsterbliche Sage, welche mit ihren Seidenfäden den Teufelstein umspinnt, tiefen Eindruck: Als nämlich Gottvater den hochmütigen Luzifer aus dem Paradies verbannt hatte, sehnte sich der Verstoßene inbrünstig nach dem Himmel zurück, und der liebe Gott sagte in seiner unendlichen Gnade, er dürfe wieder heimkehren, wenn er in der heiligen Christnacht zwischen dem ersten und dem zweiten Glockenschlag, da der Priester am Altar die geweihte Hostie und hernach den Kelch ehrfürchtig aufhebt, einen Turm baue, der bis in den Himmel reiche. Der Satan zimmerte sich ein Traggestell zurecht, belud es mit drei riesigen Steinen und schleppte es beim ersten Glockenschlag der Christmette auf die Fischbacher Alm. Weil er die Trage aber in seiner Hast überschwer mit Bausteinen beladen hatte, brach sie unter der

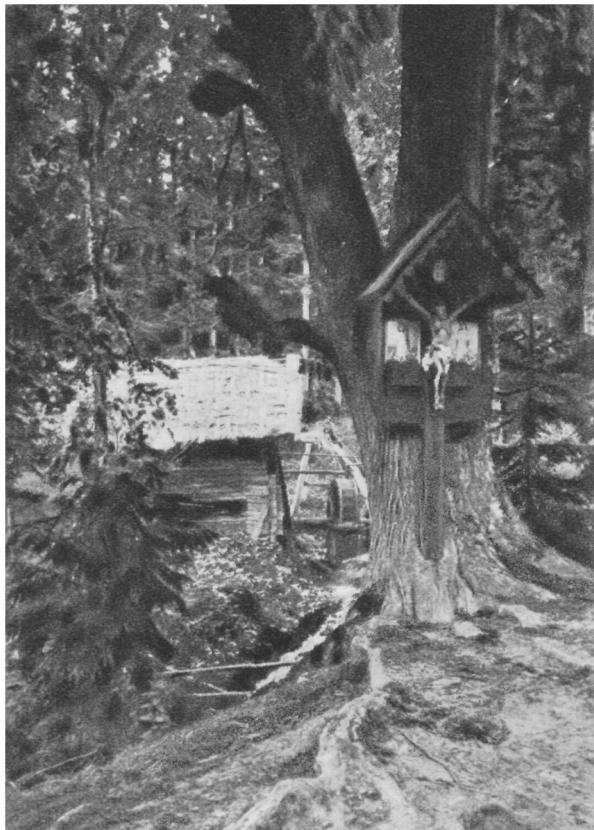
last zusammen — und schon schlug die Glocke zum zweiten Mal! Da fuhr Luzifer wütend zur Hölle nieder, die verlorenen Teufelsteine aber blieben auf dem Berge liegen. — Hinter solchen Legenden verbirgt sich häufig eine heidnische Vergangenheit, „denn dem deutschen Landmann ist es gegeben“, schrieb mein Vater in seinem Buche „Die Aelpler“, „dass er die Sitten der Heiden mit dem Kultus der Christen vereine; der Landmann verehrt neben dem Sakramente seine Hausgötter und opfert ihnen durch alle Zeiten seines Jahres und Lebens . . . Aber wer kann sagen, wo der Gottesdienst endet und der Gökendienst beginnt?“

Trotzdem ist es nicht der sagenbekränzte Teufelstein, der die Gegend verzaubert. Das tut der „Märchenwald“, der sich unabsehbar weitet. Schon immer war er nur spärlich besiedelt, selten, dass ein aufgeckerter Feldrain und Gerölle, Brennessel, wo einst das Hausgartl gewesen, breite Lattichblätter an der versiegten Quelle eines Hausbrunnens und verwilderte Obstbäume die Stellen verraten, wo einmal ein Bauernhof gestanden. Statt gepflegter Wiesen undurchdringliches Erlengestrüpp.

Schweigamer dunkler Wald mit Rot- und Weißtannen, mit zähen Kiefern und eingesprengelten Lärchen, Birken, Buchen und Eschen. Jahrtausendein lebendig grün, wenn auch im Frühling und im Herbst nicht so fröhlich und bunt wie Laubwälder, dafür auch im Winter nicht so trostlos braun und dürr wie sie. Im Hochsommer, wenn die Luft unter dichten Laubkronen zum Ersticken schwül ist, erquicken die Fichtenschatten. Im Frühling feiert ja auch der Nadelwald seine farbigen Feste. Die halbwüchsigen Lärchen ziehen saftiggrüne Tropfen an, um den weißgekleideten Birkenjungfrauen zu gefallen, die ihrerseits ihre tausend grüngoldenen Herzen dem lieben Gott darbieten, dessen Atem sie zittern macht. Im Herbst, wenn dann die Birkenfrauen guldene Duoden zählen, die sie verschwenderisch ausstreuen, streifen auch die Lärchen ihre smaragdene Pracht ab. Aber Lärchen und Birken, so munter sie sich auch gehabt, sind nur Opfer anderer, sprießen auf Holzschlägen lustig aus der Erde und behüten die wachsenden Fichten vor Ungemach, gegen die über die Almen hinrauschenden Lüfte. Sobald aber die umsorgten Fichten größer und stärker geworden sind, erdrücken sie ihre Gönner und Freundinnen, und nur da und dort bleibt eine Lärche, eine Birke am Leben, eingeengt von ihren eigennützigen, undankbaren Pfleglingen. Ein grober Kampf ums Dasein wie überall in der Natur, doch ein stiller und unhörbarer, dass die meisten Menschen von ihm kaum etwas wissen.



Verwildelter Hochwald



Das wundertätige Kreuz bei der Mühle

unduldsam wie Menschen! Hätten alle Platz, viel Platz in den unermesslichen Wäldern und morden einander dennoch wechselweise.

Scheint die Sonne auf einen Ameisenhaufen, hält ein vorwiziger Junge seine Hand darüber, so quillt ein feiner, durchdringend duftender Sprühregen auf. Tausend giftige Strahlen spritzen die Tierchen! Wohl dem, den sie so empfangen; er ist gesund, sagen die Leute, denn Kranken werden von den Ameisen gemieden, das weiß jedes alte Weiblein im Waldland, dessen Wissen um geheime Kräfte mit der Schulweisheit der studierten Stadtdoktoren wetteifert. Unser Aehndl, meines Vaters Vater, siechte als Dreißigjähriger hin, daß ihm nicht nur die bucklige Zenzi vom Schmiedhofer, sondern auch der Bader von Fischbach das

Gleichwohl nicht grausamer als die Ameisenkriege zu führen der kämpfenden Bäume. Auf endlosen Heerstraßen ziehen große braune und rote schlanke Ameisen von ihren Burgen durch den Wald, bergauf — bergab, über Wurzeln und Steige weg. Hin und wieder — wer kennt die Kriegsurheber! — bricht Fehde zwischen ihnen aus und nicht nur zwischen den geruhigeren braunen und den aufgeregten roten, auch zwischen Angehörigen derselben Rasse, gehören sie verschiedenen Staaten an.

Sie sind fast so

Leben ab sprach, und selbst die Ameisen wichen ihm aus. Müd und matt lag er im Moos, staunte den Wolkenreitern nach, die durchs Blau des Himmels sprengten, und dachte ans Sterben, das für den Gottgläubigen nichts Schreckhaftes hatte. Bis ihn eines Tages die Ameisen „juckten“ . . . Er ist dann zweihundachtzig Jahre alt geworden!

Schwer schlepppt sich so ein winziges Geschöpf mit einer Baumrinde ab, die zehnmal schwerer als sein eignes Gewicht. Vor einem Stein bleibt es ratlos stehen, späht nach rechts, nach links, kann sich nicht zurechtfinden, und so weise es sonst ist beim kunstvollen Bau seines Heims, es findet keinen Umweg um das Gebirge, das sich vor ihm aufbaut. Schon schickt es sich an, den Felsen zu überklettern. Da helfe ich der Ameise, hebe sie sachte mitsamt ihrem Werkstück, an das sie sich klammert, über das Hindernis hinweg. Aber sie entsezt sich vor der höheren Macht, die ihr beisteht, unheimlich ist sie ihr, sie lässt ihre Beute fahren und hastet davon, um sich eine andere Rinde, eine Fichtenadel, ein Blatt zu suchen. Man soll wohl niemals Schicksal spielen wollen, nicht bei Ameisen und nicht unter Menschen und jeden nach seiner Fasson selig oder unselig werden lassen . . .

Der Märchenwald am Teufelstein ist kein Herrschaftswald, seine



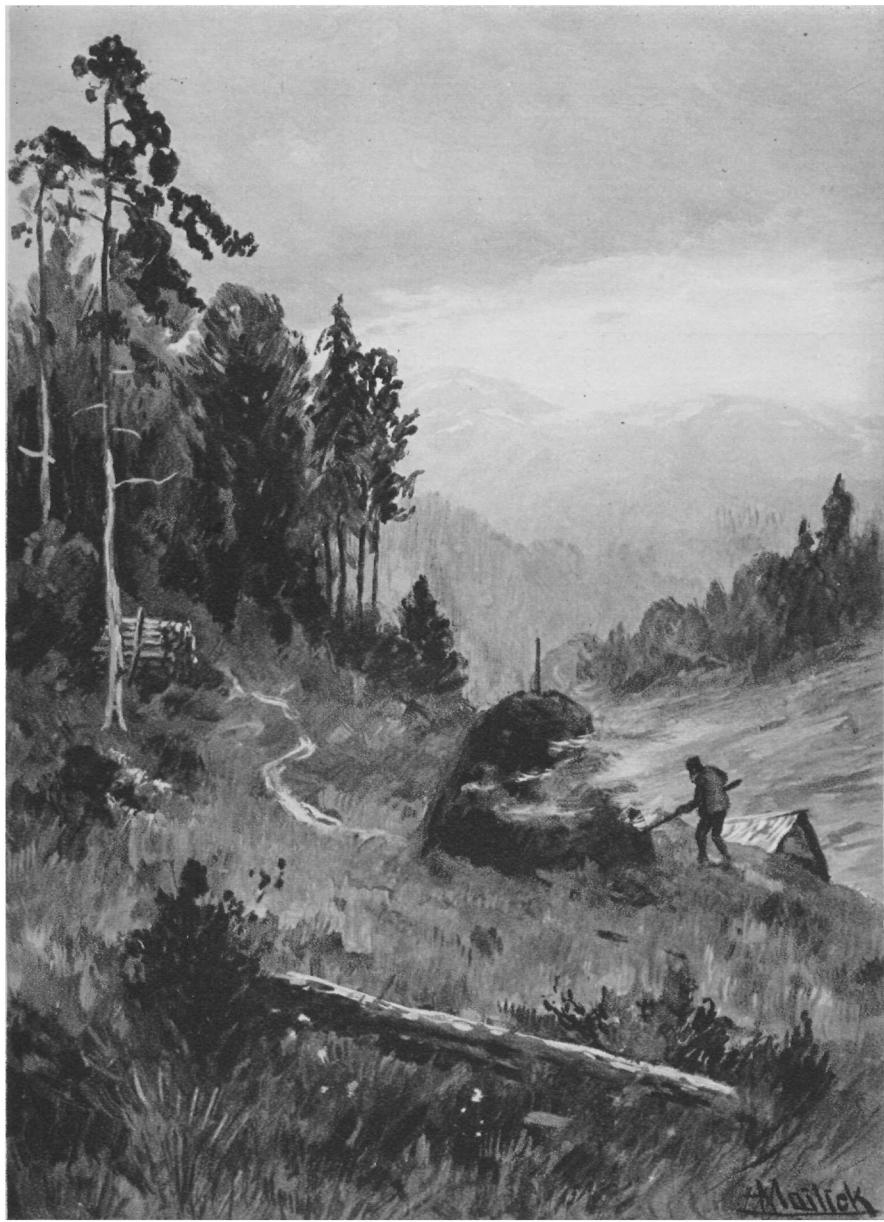
Frühnebel

Bäume sind nicht von kundigen Forstmeistern in geraden Reihen gepflanzt, ein Bauernwald ist er, in Freiheit aufgewuchert. Wo ein Same in die Erde fiel, dort schlug er Wurzel und wurde zum Bäumel. Oft kümmerlich, mühsam und bedrängt, der Sonne und der Luft beraubt von Fichtenälten. Diese haben knorrige Äste und lange, graugrüne Bärte, so hängen die filzigen Flechtenfahnen nieder von Zweig zu Zweig. Holzknechte, die Baummörder, sind in der Gegend nicht häufig. Der Waldherr berechnet sich, daß das Holz hier fast wertlos ist, weil es ein kleines Vermögen kostet, es zu schlägern, es zur nächsten Bahn zu bringen und weiter zu verfrachten. Erst der Mangel nach dem Kriege hat den Fichten und Tannen Wert verliehen, und auch im Märchenwald kreischte die Säge. Jetzt ist es schon wieder stiller geworden, wenig Nachfrage herrscht mehr nach den hellen Stämmen, die zu fällen es sich nicht lohnt. Die Wälder sind gerettet!

Nur der bedächtige Kohlenbrenner nützt das Holz wie einst. In alten Zeiten sollen die Köhler Hexerei getrieben und aus Kohlen Gold gemacht haben . . . Die schwarzen Männer, die sich zehnmal waschen müssen, um wieder halbwegs weiß zu werden, sind sehr arbeitssam. Ihre Meiler, von denen jeder wochenlang kohlt, zwingen sie, immer auf der Hut zu sein, sonst schlägt wo ein gefährliches Flämmchen aus, und das brennt tief in den Geldbeutel hinein. So lange dichter grauer Rauch über den Meiler aufsteigt, geht's in Ordnung, wo aber blaue, halb durchsichtige Wölkchen hervorkommen, da ist die helle, die zerstörende Flamme schon nahe. Die hellen Flammen, die in den Kohlen schlummern, müssen aber warten bis zur Esse des Schmiedes, dort werden sie entfesselt. Kohlenbrennen ist eine Kunst für sich, und ein glutender Meiler muß betreut werden wie ein Brustkind, sonst gibt's ein Unglück. Sechs Werkstage schuftet der fleißige Köhler. Am Tag des Herrn setzt er seinen Verdienst im Wirtshaus um und genießt die dumpfe Stubenluft nach der reinen Frische des Waldes.

An den Jahresringen eines Baumstrunks mag man das Alter eines getöteten Riesen zählen. Bei Zweihundert, bei Dreihundert verwirren sich die Zahlen.

Dem rechnenden Stadtmenschen, der sein Leben in Ziffern auflöst, wäre es lieb, könnte er einen Wald in einem Menschenalter dreimal umschlagen und dreimal wieder aufforsten, der malen dreimal sein Holz verkaufen, und daher setzt er die Schößlinge so „rationell“, daß keiner den andern behindert und alle rasch in die Höhe schießen. Dem Rechner



Der glösende Kohlenmeiler

Peter Rosegger und sein Heimatland 4

ist es gleichgültig, daß die kampflos Erwachsenen zeitlebens zart und weichlich bleiben, daß man in ihr Holz mit dem Fingernagel ganze Romane hineinschreiben kann, während das wilde Bauernholz so hart ist, daß auch eine Stahlklinge es kaum ritzt.

Ein Drama ist's, wenn die Holzknechte so einer alten Bauernfichte an den Leib rücken, ihr mit der Axt eine Kerbe schlagen, die ätzende Säge ansetzen und dann einen Keil in die Wunde treiben, daß die Todgeweihte bis zum Wipfel hinauf hebt, sich mehr und mehr neigt und rauschend hinsinkt, sterbend Büsche und Bäume mitreißend, die sich um sie drängten. Den natürlichen Tod im deutschen Hochwald verhängen die Schnee- und Windbrüche, die in stürmischen Nächten ihre Opfer krachend zersplittern, daß sich die Menschen in ihren Blockhäusern, selbst der forsche Forstgehilfe in der Jagdhütte, der sowas noch nie gehört, scheu bekreuzigen.

Manchmal trägt der Sturm auch bloß die Wipfel weg, was nur ein kleines Unglück bedeutet. Statt seiner streben Zweige in die Höhe und formen sich eine neunzackige Krone statt des geraubten Zepters.



Holzknechthütte



„Auf der Alm . . .“ (Blick auf's Kluppenegg mit Geburtshaus)

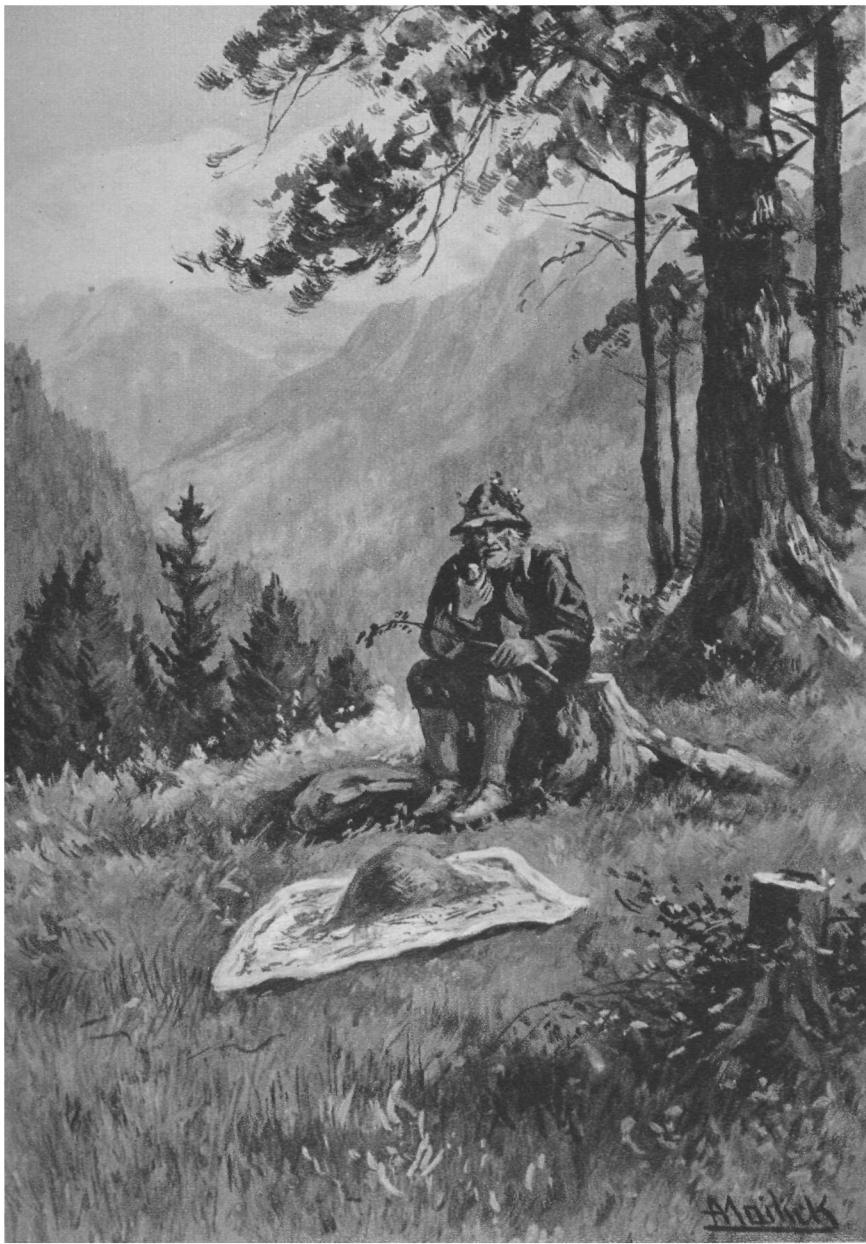
Da und dort biegt der Wind eine Tanne um, daß sie flach am Boden liegt, als ruhe sie sich nur eine Weile aus. Aber sie kann sich nicht mehr aufrichten und ist doch nicht tot und will weiterleben. Da wachsen aus ihrem Leib ein Dutzend Neste himmelan, daß das seltsame Baumgebilde anmutet wie eine Riesenharfe.

Einsam ist der tiefe Wald — und gleichwohl belebt wie irgendeine rastlose Großstadt! Freilich nicht von Menschen. Selten, daß man solchen hier begegnet, vielleicht einem Fußwanderer, Naturfreunden, Schulkindern, die ihr Lehrer ins Freie führt, aber auch nur in den Sommermonaten. In den rauhen Jahreszeiten trifft man im Märchenwald bloß Holzleute an, einen Köhler, einen weißblonden Bauern mit seinem Weib, das ein schwarzes Tuch mit der Schleife hinten fest um den Kopf gewunden hat, oder endlich einen fremdländisch anmutenden Mann, dunkelhaarig, dunkelhäutig, mit einem Zottelbart, eine Gestalt wie aus dem italischen Sabinergebirge. Auch auf gemeißelten Grabdenkmälern der keltoromanischen Zeit sieht man derlei Köpfe. Die Ungewöhnlichen, die da in ursteirischen Lodenjoppen und Lederhosen herumstreifen, sind eben Nachkommen jener Keltoromanen, die vor einem

Jahrtausend in der Steiermark lebten und aus den freundlicheren Talweiten vor den eindringenden Wandergermanen, Awaren, Slawen und Ungarn in die abgelegenen Urwälder flüchteten. Menschliche erratische Blöcke!

Andere Hinterwäldler sind verschwunden, sind ausgestorben, verjagt von den Forstleuten, die für ihre Bäume fürchten — der Pechölmann, der aus Harz allerlei Arzneien für das frakte Vieh und auch für frakte Menschen gebraut hat; der Ameisler, der die Ameiseneier forttrug; der Wurzelgraber, der Hirsch-, Wolf-, Süßwurzeln, Bein- und Brechwurzeln, Enzian, Arnika, Speik, isländisches Moos sammelte, aber auch Edelweiß, wuchs eins auf einem Felsen. Nur die Irrwurz mied er, denn tritt einer unversehens auf ein solches Gewächs, so verirrt er sich. Diese Menschen, die allerlei wußten, echte Geheimnisse von Urväter Zeiten her und noch viel mehr Abergläubisches, sie sind rar geworden in unseren Wäldern, gleichwie die alten Weiblein und die springlustigen Kinder, damit sie nicht den Hirschen und den Rehbock verscheuchen. Nur die Wilderer sind geblieben, und niemand sieht ihnen ihr verbotenes Gewerbe an der Nase an. Die zerlegbare Büchse halten sie unter'm Wetterfleck versteckt.

Und die paar Touristen, Bauern und Kohlenbrenner verschwinden in der Verlassenheit des Märchenwaldes — in der trotz allem belebten Verlassenheit, denn nicht nur die Ameisen wurrten zu Millionen hin und her, Apollofalter, Pfauenauge und Bläulinge, mit leuchtenderen Farben auf den Flügeln als ihre Artgenossen im Tal, segeln durch die im Sonnenschein zitternde Luft, ein behender Brummkäfer klettert über Gräser und Blüten, eine dicke Hummel, die missvernützt grollt, aber nicht beißt, Wildbienen und Schlupfwespen schwirren; ganze Wolken von Mücken schwärmen, die ihre Lebensjahre nach Stunden bemessen. Ein Rauschen in den Zweigen, und von einem Stamm zum andern schwingt sich ein Eichkater mit einem buschigen Schweif, der viel länger ist als sein zierliches Körperchen. Wildtauben gurren, Spechte hämmern, ein unsichtbarer Kuckuck ruft, und aus der Zahl seiner Rufe ergrübeln die Leute, wie viele Lebensjahre ihnen noch beschieden sind. Ein aufgescheuchter Hase setzt im Zickzack zwischen den Bäumen dahin und verschwindet, ein großäugiges Reh, hilflos in seiner Angst vor dem Menschen, flüchtet in dunkelgrüne Tiefen. Hat einer besonderes Glück, so zeigt sich zu gelegener Stunde auch ein Hirsch, eine Auerhenne, ein Fuchs. Vor hundert Jahren gab es hier noch Wölfe, und des



Waldmenschen: Ameisler



Waldwinter

Dichters Urgroßvater kauerte, vom Besuch seiner Braut heimgehend, eine ganze lange Nacht auf der unheimlichen „Türkentanne“, von den Bestien umheult. Darüber ist er jung grauhaarig geworden.

Vermischt mit Nadelholz, aber nirgends in Massen, stehen fahlgrün bemooste Ahorne, und aus einem von ihnen ist der schwere Tisch im Kluppeneggerhof gezimmert worden, der sich heute in unserem Krieglacher Landhaus befindet. Vielleicht waren die Ahorne früher bedeutsam. Am liebsten wachsen sie auf Höhenrücken, und es kann sein, daß sie ehemals Wegzeichen oder Grenzbäume gewesen sind. Uralte Stämme sind darunter, knorrig und ausgehöhlt, und in den Höhlungen ducken sich Wiesel und anderes Kleintier.

Vielfältig wie die Tiere sind auch die Pflanzen. Hohe Heidelbeersträucher, manches Jahr unfruchtbar, manches Jahr mit Blüten und mit blauen Beeren übersät. Auf sonnigen Fleckchen Erdbeeren, oft bis in den Spätherbst hinein. Es ist sonderbar — ein Jahrhundert wuchert Wald, nur Wald, der sogar das Schwarzbeerlaub unter seinen dünnen Nadeln erstickt, aber sowie die Säge ihn niederlegt, sprießen



Ein Kohlenmeiler wird aufgebaut

Erdbeeren auf. Ihr Same hat geruht und geduldig gewartet. Und dann die mattroten Himbeeren und die schwarzroten Brombeeren! Endlich die knallroten Preiselbeeren mit dunkelglänzendem Kraut, der immergrüne Lorbeer unserer Alpen, wie mein Vater verglichen hat. Aber nicht nur Pflanzen, die Früchte tragen, deren Ueberzahl ungepfückt verdirbt, auch köstliche Blumen hat der Wald; die herb duftende Zyllame, die wilde Orchidee, den fremdländisch anmutenden Frauenschuh. . . . Zu Mithsommer sind weite Flächen lila von Eriken, dem Heidekraut, das im Hochwald ebenso gedeiht wie in der nordischen Heide. Ein Freund in Mecklenburg hat mir einmal einen Heidekrautgruß geschickt, ich habe ihm mit einem aus der Steiermark gedankt, und beide Sträuße glichen einander zum Verwechseln.

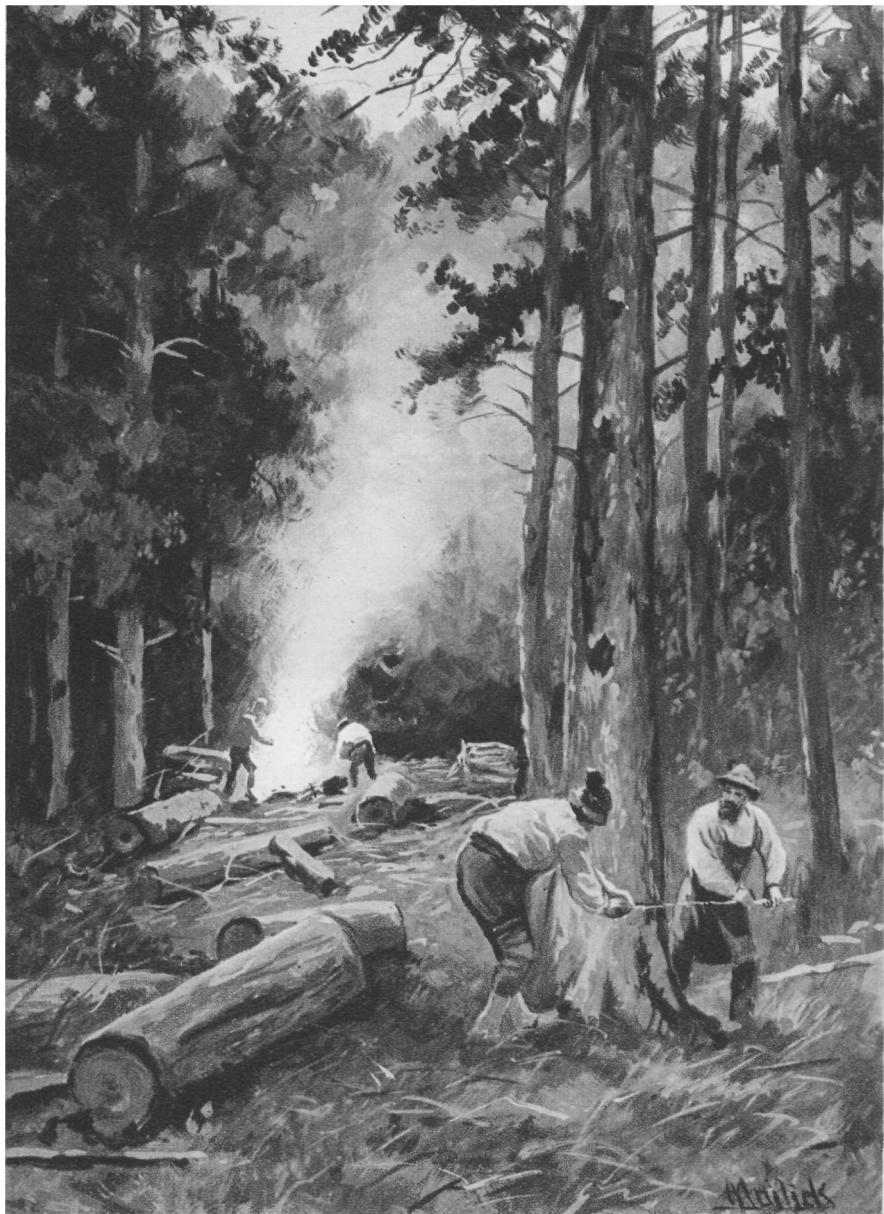
Heide und Alpenland, so verschieden sie auch sind, sie haben letzte Gemeinsamkeiten, wie auch der Bauer der Nordmarken gleich schwerblütig und bedächtig ist wie der Bauer in der Südmark.

Das stundenlange Wandern durch den Märchenwald auf schwingen-den Wegen kann eintönig werden, und die Eintönigkeit bedrückt das Gemüt. Auch das windschiefe Wetterkreuz mit den drei Querbalken,

zum Schutz gegen Unwetter errichtet, mutet nicht heiter an; auch nicht das „Marterl“, das in Schrift und Bild verkündet, daß hier der Blitz, ein stürzender Baum, scheue Pferde ein Menschenleben zerstört haben. Aber dann plötzlich eine Lichtung, eine Waldwiese, und vor unseren Augen weiten sich Almen, übersonne Verge und Engtäler bis zum silbernen Felsengebirge am Horizont. Die Waldwiese! . . . Hast du je eine blühende Bergwiese gesehen im Frühsommersonnenschein? Nicht wahr, so etwas ist nicht ohne! Man kann's nicht vergleichen mit dem holdesten Strauß, nicht mit dem kostbarsten Teppich, auch nicht mit dem üppigsten Kunstgarten. Man kann die blühende Wildwiese mit nichts, und gar nichts vergleichen, als mit der — blühenden Wildwiese. Gelbe Schlüsselblumen, weiße Schafgarben, roter Wildklee, blaue Glockenblumen, Vergißmeinnichte, Löwenzahnstämme, hohe Germanrispen, vielarmige Hahnenfüße, Muttergotteschleier — nein, man soll nicht anfangen aufzuzählen, an dem einzelnen liegt es ja auch nicht, das ganze ist es. Doppelt und dreifach sind die Blütenchleier, dann die niedrigstengeligen Blüten, und endlich die in ihren grünen Nestern eingebetteten Blümlein — alle, alle haben ihre Kelche und Mäulchen offen, daß der hohe Himmel seinen süßen Sonnenschein hineingieße. Die hochstehenden Rispen und das unendliche Halm- und Blättergespinne, Gras genannt, als grüner Untergrund zu der wilden, mächtigen Farbensymphonie, die da ins staunende, berauschte Menschenauge klingt. . . . Die Wiese hat außer dem dreifachen Blumenschleier noch einen vierten lebendigen, wirbelnden, kreisenden, sumgenden. Die Legion von Hummeln, Bienen, Mücken und Faltern, die nimmer und nimmer müde über der blühenden Matte schweben. . . .“ (Rossegger, „Alpensommer“.)

Ein Ausläufer des Teufelsteins ist das Rossegg, rund elfhundert Meter über dem Meer, und sein Name bedeutet verneudeutsch etwa „rauher Berg“, denn „rahs“ ist „scharf“, „steinig“, „rauh“, und ein „Egg“ ist eine „Ecke“, ein „Bergabhang“, ein „Berg“. Dort, auf dem Rossegg oberhalb St. Kathreins am Hauenstein ist der „Groß-Rossegger“ gestanden, der häuerliche Stammsitz der Familie.

„Ein Bauernhaus brennt alle dreihundert Jahr' ab“, hat Erfahrung die Waldbauern gelehrt. Um 1600 herum ist das Unglück dem Groß-Rossegger widerfahren. Er erhob sich in einer geschützten Mulde, sein versengter Standort heißt bis heute „das Brandstattwiesel“, und dort liegen noch Steinhaufen, dort kümbern noch alte Mostäpfelbäume. Man hat ihn dann etwas höher am Hang neu gebaut, aber in einer



Die Baummördler

schwülen Julinacht des Jahres 1922 ließ sich der böse rote Hahn abermals auf seinem First nieder, daß er zu Schnitt und Asche verbrannte. 1600—1922, rund dreihundert Jahre — seine Zeit war abermals um!

Am St. Veitstag 1405 nach Christi Geburt, wie in einer vergilbten Urkunde zu lesen, verlich Herzog Wilhelm, von Gottes Gnaden Herzog von Österreich, Steyer, Kärnten und Krain, Graf zu Tirol und so weiter, seinem getreuen Niklas Schlüßler unter anderen Höfen in Oststeier auch den „hoff genant der hinder zu Rossk“¹. Das war der „Groß-Rossegger“, so bezeichnet, weil es später noch einen „Klein-Rossegger“, nur eine Büchsenlauflänge entfernt, gegeben hat. Als des adligen Schlüßler bürgerliche Untertanen sahen daselbst schon zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts die Rossegger und sind vermutlich schon lange dort gesessen.

Der „Neuhof“, nach dem Grunde vor über dreihundert Jahren errichtet, war ein fester Ringhof mit Hausstein und einer uralten Rauchstube, die überall dort zu finden sein soll, auch in Russland und in Skandinavien, wo einmal Ostgermanen auf ihren Wanderungen hingekommen sind. Seine Dächer waren geflickt wie ein Arbeitskittel oder eine alte Burg, an die ja auch jedes neue Geschlecht neu zugebaut hat. Das breitspurige niedere Gehöft stemmte sich an die steile Lehne des Rossrieggs, als wollte es sich für alle Ewigkeit an den Heimatboden klammern, daß es nicht vertragen würde von den Winterstürmen oder von der neuen Zeit. Beide konnten ihm nichts anhaben. In Feuersnot ist es untergegangen. Wer könnte einen trockenen Holzbau, flammt er einmal auf, löschen! Das nächste Dörflein, St. Kathrein am Hauenstein, liegt tief unten im Tal, man hat eine Stunde hin zu gehen, und der Rosseggbach — auch „Hirschbach“ geheißen —, der in stillen Nächten so anheimelnd sprudelt, ist hier an seinem Ursprung ein dünner Wassersfaden, zu schwach gegen das mächtige Feuer. So mußte das Geschick des Hofes sich erfüllen.

Achtzehn Jahre früher ist St. Kathrein selbst, die Kirche und fast der ganze kleine Ort, niedergebrannt, und mein Vater hat beim Wiederaufbau mitgeholfen.

In seiner Jugendzeit lag der Groß-Rossegger gar nicht einsam, unfern lief die „Samerstraße“, der Saumweg, der sich von Hartberg bis nach Krieglach im Mürztal geschlängelt hat. Nachher wurde aus der Samerstraße die „Weinstraße“, weil man auf ihr den „Deutschen Wein“ von den südsteirischen Hängen nordwärts verfrachtete.

Unter Bauern war es nie üblich, Familiengeschichten aufzuschreiben. Ehedem nicht, weil sie nicht schreiben konnten, gegenwärtig nicht, weil sie keine Zeit dazu haben. Bei den Rosseggers zum Beispiel ist wahrscheinlich mein Vater der erste seit Adam und Eva gewesen, der die Schreibekunst beherrscht hat. . . . Und so hört man über alte Bauernsippen nur aus Kirchenbüchern, von denen nicht viele die Türkenstürme überdauert haben, aus herrschaftlichen Urbaren, Kauf- und Verkauf-



Der verschneite Großrossegger

briefen, aus Bittgesuchen, Mahnschreiben und dergleichen dünnen Aufzeichnungen, die nichts Persönliches ausplaudern. Nur ganz zufällig, weil eben die „Große Gültenschäzung“ stattfand, welche eine Grundlage für eine allgemeine gerechte Steuer schaffen sollte, erfahren wir 1542, daß der Gilg (Egydius) Rossegger am Groß-Rossegger zwei Ochsen, fünf Kühe, vier Kälber, vier Frischlinge und ein Schwein besessen hat, die zusammen mit dem Haus, den Stallungen und dem Grund einen Wert von 45 Pfund-Pfennigen und 5 Schillingen hatten. Eine recht ansehnliche Summe, wenn man bedenkt, daß zur selben Zeit

die Landstände im Grazer „Grauen Haus“ für Gnadengaben jährlich etwas über 50 Pfund-Pfennige ausgegeben haben.

Ist es auch nicht in der „Weltgeschichte“ einzeln aufgezeichnet, so hat sich doch auch in der Weltfremdheit des Waldlandes manches ereignet, was des Merkens wert gewesen wäre, war ja die Landschaft den Einfällen der Türken wieder und immer wieder ausgesetzt.

Oberhalb des weißen Kirchleins St. Kathrein, das nach der Feuerbrunst von 1904 in seiner früheren Gestalt wieder auferstand, bezeichnet ein Gemäuer den Standplatz des gewölbten „Hundsturms“ oder „Hungerturms“, in den die Sage das Ueberbleibsel eines römischen Kastells hineingehimmt, wenn er vielleicht auch ein Wallwerk gegen die Hunnen oder andere Räuber gewesen ist. Er ist ein Gegenstück zur „Türkenschanz“. Die rotgoldene Kirchenpatronin von Haustein – allezeit verschont geblieben von rotgoldenen Flammen! – gehörte zu den lieben Frauen in des Dichters Kindheit und beschirmte ihre Schutzbefohlenen getreulich, als 1529 der Türk heranwogte. Da flehten die geängstigten Bauern mit ihren Weibern die Sancta kniefällig an, und als die inständig Flehenden die Augen hoben, war die Heilige verschwunden. . . . Doch nach der Wandlung thronte sie schon wieder lächelnd über dem Hochaltar, und die Spize ihres Schwertes war blutig, wie noch vor Kurzem sichtbar gewesen. . . . Die Nothelferin hatte an der Pfarrgrenze, auf der „Schanz“, auf der Türkenschanz gestanden und den bösen Mordbrennern ein Meer vorgetäuscht, daß sie verdrossen umkehrten – und das Landl war gerettet. Doch drei Aelplerinnen mußten trotzdem an den „Terken“ glauben, weil sie nicht mit den anderen Gläubigen wallfahrteten gegangen. Der Haydnbäuerin hakten die grausamen Heiden beide Hände ab, die Zutrumerin banden sie an den langen Schweif eines wilden Rappens und schleiften sie fort, und die Niegelbäuerin wurde mit Honig angeschmiert und in einen Ameisenhaufen vergraben, so daß sie eines elenden Todes starb.

Als der Kluppenegger-Peter diese schauerliche Geschichte von seiner Ahndl zum hundertstenmal gehört hatte, fragte er pfiffig, wovon denn die Schwertspike der heiligen Katharina blutig geworden sei, da sie gar keinen Türk erstochen, dem Feind ja nur ein Meer vorgemalt hatte? Da wurde er von seinem Vater barsch zurechtgewiesen – das wäre ein vorwitziges Fragen, und er möge nur zusehen, daß es ihm nicht ebenso ergehe wie den drei Weibern, denen die Hände verstümmelt wurden, die der Hengst zerrissen, welche die Ameisen gefressen haben!

Neben der unablässig drohenden Türkengefahr wühlte der Glaubensstreit unter den Deutschen die Gemüter auch in der Oststeiermark auf. Die Hammerschläge, die Martin Luther auf das Tor der Wittenberger Schloßkirche tat, hallten in der Waldheimat wider. Lange Jahre war die steirische Mark überwiegend protestantisch. Adel, Bürgertum und Bauernschaft bekannten sich zum „reinen Evangelium“, und vergebens mühten sich die Habsburgischen Regenten, Noms Vorherrschaft wieder herzustellen, bis es endlich einem urkatholischen Erzherzog in der Gräzer Burg mit seinen Jesuiten gelang, „die Abtrünnigen zu bekehren“. Wer sich nicht beugte, mußte außer Landes. Viele opferten der Heimat den Glauben. Unter den Auswanderern aus Salzburg waren auch Rossegger's, und unser Achndl wußte noch von einer lutherischen Bibel, die sie am Kluppeneggerhof unter dem lärchenen Fußboden verborgen hielten. Wüst ist es hergegangen in den heißen Tagen der Reformation und der Gegenreformation! Dem Pfarrer von Birkfeld rissen evangelische Eiferer die Kapsel mit der Hostie vom Hals, die er einem Sterbenden spenden wollte, und in Krieglach verbreiteten zwei aus der Schweiz zugereiste Zuchtscherer lutherische Bücheln. Daselbst hieß auch der „Gsellpriester“ (Hilfspriester) Andreas Polzl ketzerische Schriften feil. Der Mann war nicht mundfaul und redete wie ihm der Schnabel gewachsen war. Man dürfe, sagte er, den Pfaffen nicht alles glauben, denn sie verführten die Leute, wie man den Bären am Ring herum führe. Als er ein Mandat, das sich auf die Kirchenvisitation bezog, von der Kanzel herab verlesen mußte, fügte er grollend hinzu, es sei zum Erbarmen, daß man solcherlei verbreiten, Gottes heiliges Wort aber verschweigen müßte! Doch die Tage des lauteren Evangeliums würden bald anbrechen. Wie ein Unwetter in Krieglach arge Verheerungen anrichtete, schalt der ungestüme Andre, es sei wahrlich kein Wunder, wenn der Himmel Donner und Blitz sende, wo man mit diesem „Affenspiel“ — so lästerte er das Sakrament! — um die Kirche ziehe. . . . Doch von einer gestrengen Kommission nach Bruck an der Mur geladen, widerrief das „Lutherlein von Krieglach“ zerknirscht alle seine Schmähungen und tat Buße in Sack und Asche. Noch einmal hören wir später von ihm, da er inzwischen rechtgläubiger Pfarrer des Sprengels geworden, doch der religiöse Sturm und Drang seiner Jugend glutete im tiefsten Innern des Alten noch nach. Er siegelte seine Briefschaften mit einem bedeutsamen Sinnbild — mit einem Kelch, der merklich auf den evangelischen Brauch an-

spielte, in beiderlei Gestalt den Leib und das Blut Jesu Christi zu genießen.

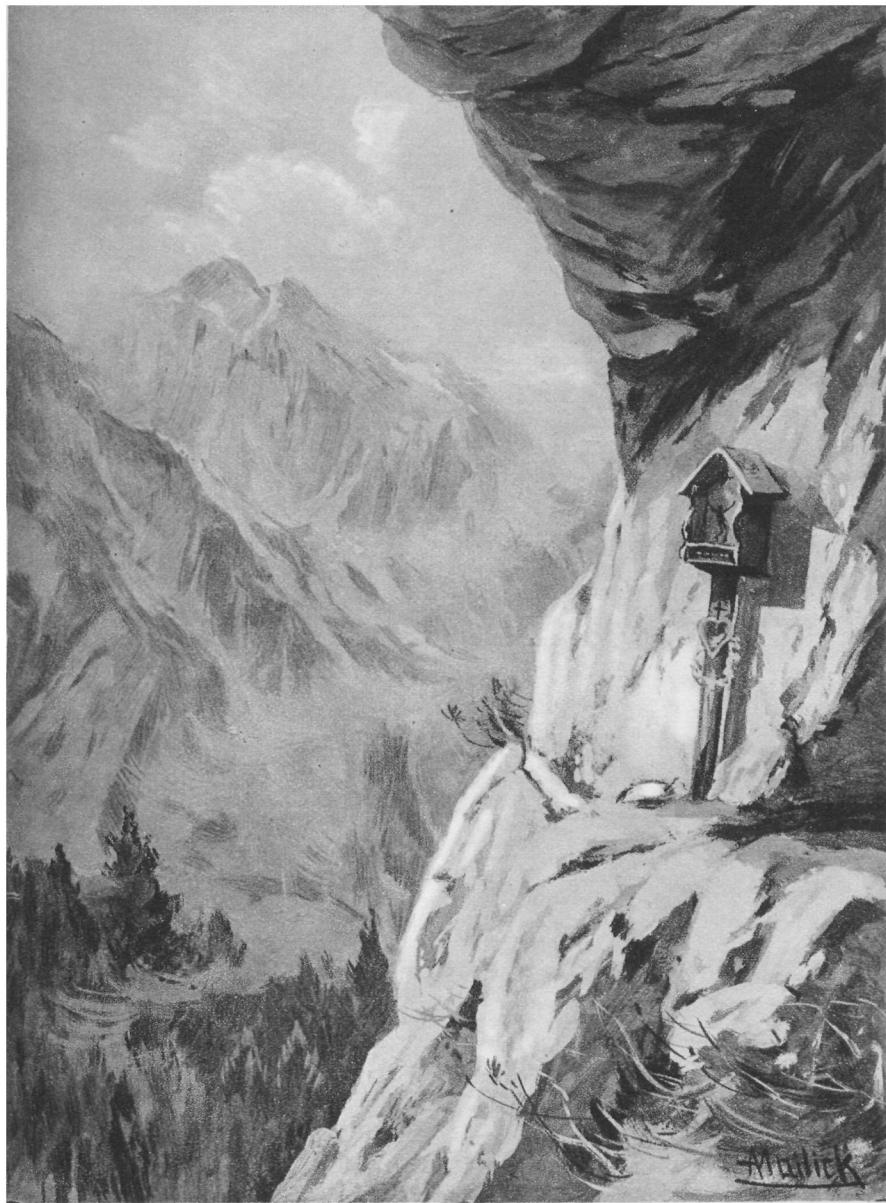
Die Gegenreformation zerschnitt die geistigen und die wirtschaftlichen Bände, welche die Alpenländer ans Reich gefettet hatten, Handel und Gewerbe erlahmten, die blühende Eisenindustrie lag darnieder, die nackensteifsten Männer hatten das Land räumen müssen, und die neu-erstandenen Klöster und aufstrebenden Wallfahrtsorte vermochten die Verluste nicht wettzumachen.

Der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland verwüstet, in Österreich zerstörte die Gegenreformation die verheißungsvollen Ansätze zu einer freieren und glücklicheren Entwicklung. Sie machte uns arm, dürfstig und gleichgültig, und viele unserer ererbten Mängel haben ihre Ursache in der gewaltsamen Unterdrückung des Evangeliums.

Von den Stürmen des Dreißigjährigen und der Bauernkriege wehten bloß ungefährliche Windstöße über die Almen. Die Bauern in Alpel dienten sonderlich den Herren zu Stubenberg auf Oberkapfenberg und den Burgherren von Hohenwang im Mürztal. Dort thronten die Grundherrschaften in ihren Westen, meinten es aber mit ihren Untertanen nicht schlecht, wie aus ihren Testamenten hervorgeht, worin sie ihren Erben ans Herz legten: „Habt's enke arm leut schön, da bitt ich enk um!“ Freilich verfügten sie das, als anderwärts die Bauern aufstanden, Schlösser stürmten und Adlige spießen! In Krieglach-Alpel hielten die „armen Leut“ Frieden, und nur derbscherzend rief ein übermütiger Knecht anderen zu: „Kommt's, jetzt gehen wir Herrn der-schlagen!“

Schreiben Bauern auch keine Familiengeschichten, so lebt unter ihnen doch eine mündliche Ueberlieferung, die Geschehnisse zwar romantisch ausschmückt, doch im Kern recht verlässlich ist. Mein Vater hat die seiner Vorfahren in der „Waldheimat“ und im „Weltleben“ niedergelegt.

Im Jahre 1691 heiratete der jüngere Haussohn vom Groß-Rossegger, der Ruepp (Rupprecht), des Veit und der Frau Eva Sohn, die Witwe Katharina vom Riegelbauern auf dem Kluppenegg und wurde so der Stammvater der Rossegger's in Krieglach-Alpel. Zu seinem väterlichen Gehöft hatte er nur eine knappe Stunde zu gehen. Rupprechts Urenkel, des Dichters Urgroßvater — derselbe, der die grausige Nacht auf der „Türkentanne“ versah! — ehelichte 1783 die Erbtochter vom Kluppeneggerhof und gelangte so in den Besitz des Hauses, wo mein Vater am 31. Juli 1843 geboren wurde.



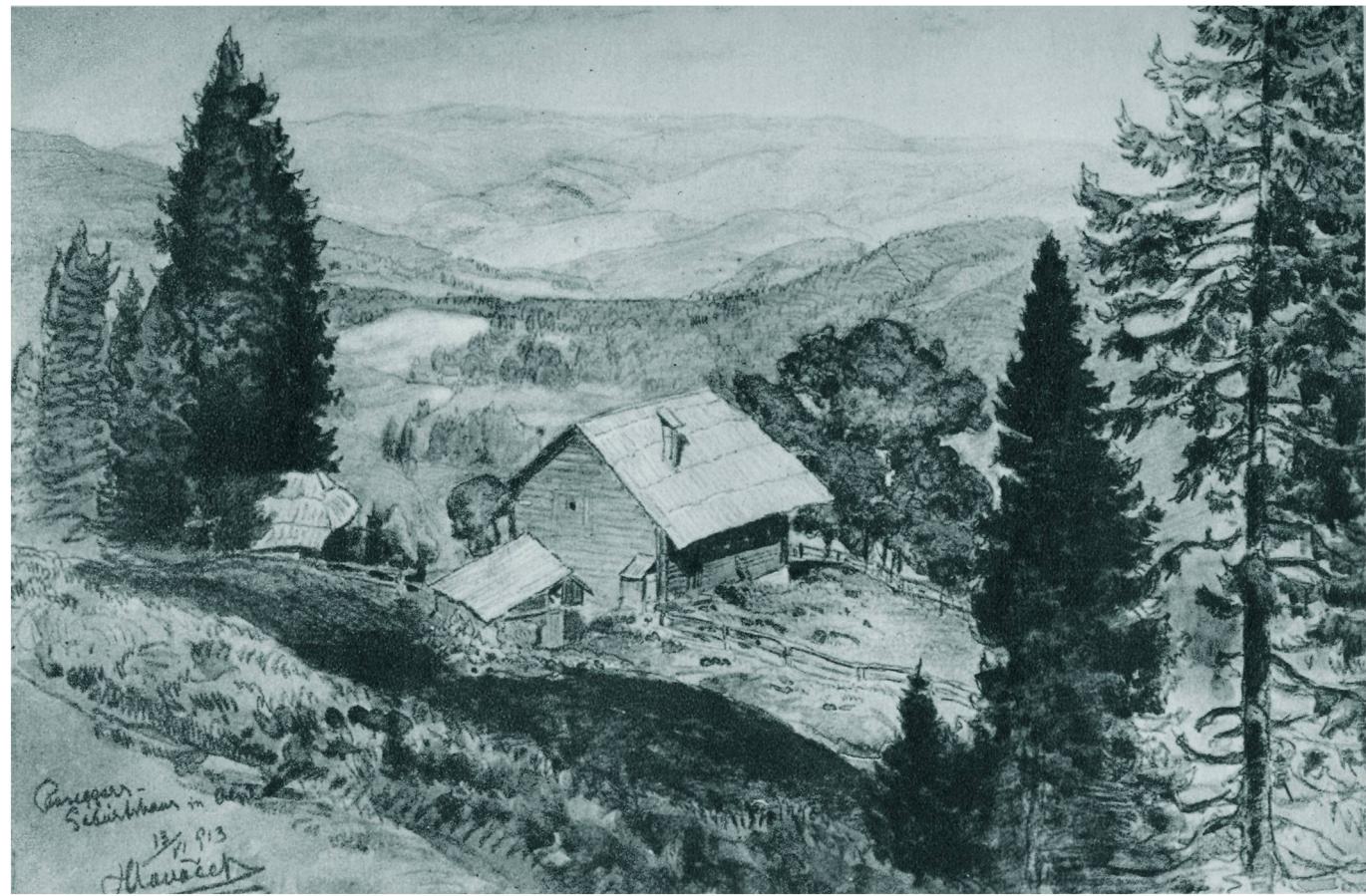
Ein Marterl

Vom Geburtshaus, dem Kluppenegger, schaut man ins Weite über die „Bucklige Welt“ hin, über grüne Kogeln, Täler und Almen bis zum fernblauen Hohen Wechsel, Ungarn zu. Beinahe der gleiche Blick ist es wie vom Groß-Rossegger, so daß vielleicht ein Jahrtausend lang alle Rossegger im Waldland dieselbe Landschaft mit den Augen in ihre Seelen getrunken haben. Das mag wohl die Ursache sein, daß sie sich von Ueberallher in die Heimat zurücksehnten, daß in jeder Fremde bitteres Heimweh sie plagte. Unendliche Vergangenheiten schlummerten in ihnen, alle Fasern ihres Seins wurzelten im Boden, dem sie getreulich gedient, wo sie Wälder urbar gemacht, Acker umgepflügt und geeggt, wo sie gesät und geerntet.

Klingt das zu mystisch oder läßt sich die Auslegung mit natürlichen Erbgesetzen stützen?

Mein Vater erzählte, er habe von einem „Kreuz am Stiegel“ gewußt, das schon Jahre vor seiner Geburt zerfallen, wovon er nie mit Worten etwas gehört hatte, und daran schloß er die Betrachtung: „Mancher Mensch weiß nicht, was er alles im Kopfe hat. Es steht in irgendeinem Winkel ein Trühelein mit Großvaters oder Urgroßvaters Hausrat. Es ist, als ob wir das Gehirn des Großvaters in unserem Kopfe hätten, nur daß es sorgfältig gewaschen und ausgebügelt worden. Trotzdem ist hier und da ein blasses Mal, ein ganz feines Fältchen zurückgeblieben von den Eindrücken längst vergangener Zeiten. Es ist wunderlich beschaffen mit dem Inhalte eines Menschenkopfes. . . Es mag manches in unserem Kopfe sein, was nicht wir, sondern die Ahnen hineingetan haben.“ („Waldheimat“, 4. Band.)





Rosegger's Geburtshaus auf dem Kluppenegg in Kriegelach-Alpel
und Blick über die „Bucklige Welt“ bis zum Hohen Wechsel.





Das Vaterhaus

Wer in Krieglach-Alpel überwältigende Naturschönheiten erwartet, der wird enttäuscht werden, gleichwohl die Steiermark auch reich an romantischen Felsengebirgen mit blauglastigen Gletschern ist, und selbst südsonnige Gelände hat sie besessen, die uns der Zwangsfriede von St. Germain geraubt hat, entgegen dem heilig zugesicherten Selbstbestimmungsrecht.

Die Waldheimat ist kein Hochgebirge und keine fruchtbare Obst- und Weingegend, sie ist ein herbes Bergland, das sich im Kluppenegg bis zu zwölfhundert Metern erhebt. Weizen reift da nicht mehr, das bessere ist immer noch der Hafer, und die Hoffnung in Misshjahren waren Kraut und Kartoffel. Ein paar Bäume beim Kluppeneggerhof, wenn nicht gar nur ein einziger, trugen Kirschen, von ein paar Bäumen schüttelte man im Herbst zwei oder drei Holzäpfel, die den Gaumen zusammenzogen.

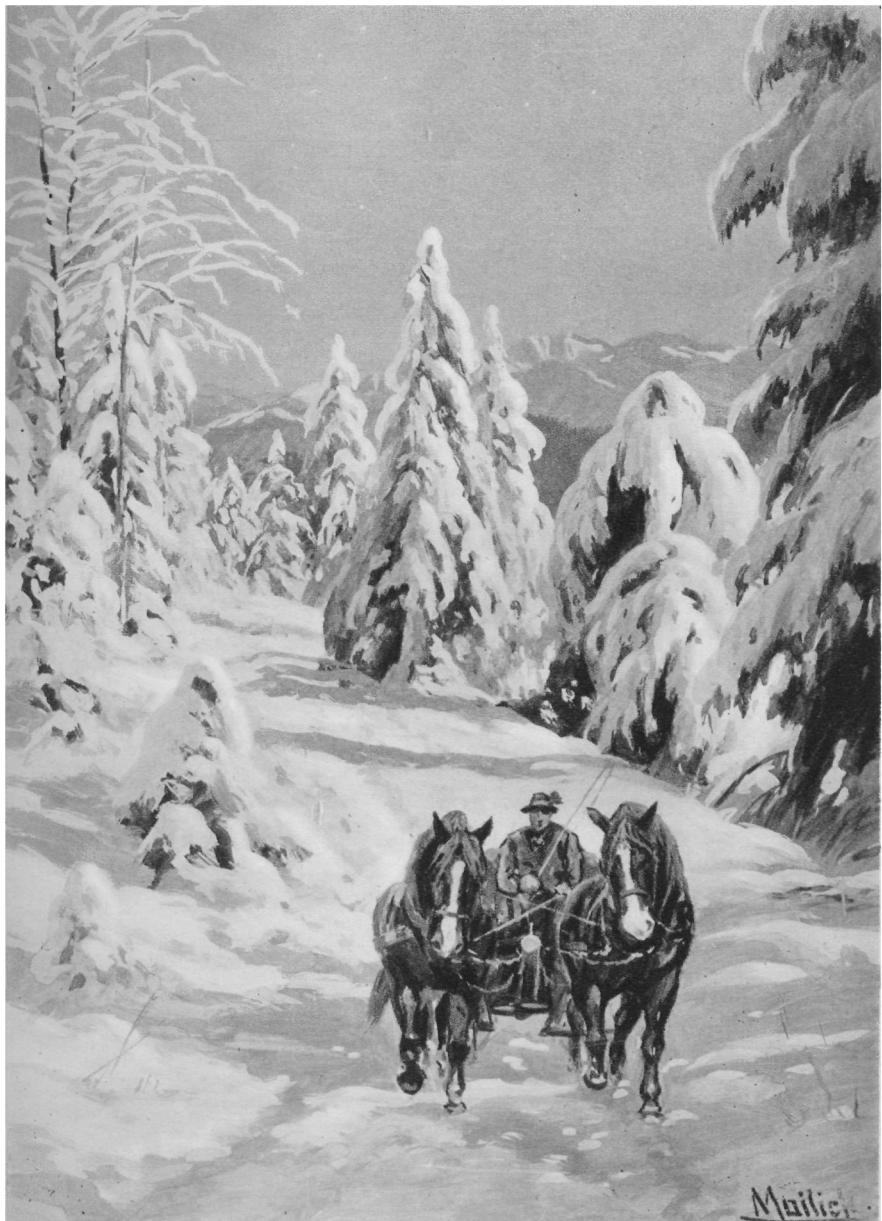
Eigentlich gibt es hier nur zwei Jahreszeiten – einen langen Winter und einen kürzeren Frühling. Bei mannstiefem Schnee dehnte sich der eineinhalbstündige Weg nach St. Kathrein auf acht und mehr Gehstunden, daß der Bauer, der Knecht erschöpft auf die Ofenbank sank,

wenn er erst in der Finsternis von der Frühmesse, von einem Einkauf heimkam. Oft, wenn ich abends an Vaters Bett saß und sein Haar kraute, was er sehr liebte, weil es ihn, den Schlafarmen, wohlig müde machte, da erzählte er im Dunkeln von seiner Jugend. Einmal auch, wie bitter es war, wenn er im klirrenden Winter das Vieh nachts zur Tränke treiben mußte, zu einer seither längst versiegten Quelle am Abhang unter dem Hof. Der Hausbrunnen war eiszapfenstarrend eingefroren. Die Ochsen und Kühe hatten keine Eile, schlürften, schnaubten den warmen Hauch ihrer Lungen in den Schnee und wurden nicht und nicht fertig. Und wenn der kleine Peter endlich wieder beim überheizten Kachelofen in der Stube saß, dann waren die Schuhe an den nackten Zehen angefroren, daß die Mutter sie erst am Herd aufstauen mußte und mit zärtlichen Händen über den Kopf ihres armen Buben streichelte. Doch selbst diese trübe Erinnerung verdunkelte nicht die Helle des Bildes, das Vater von seinem Dasein auf der Alm in sich hatte, wie er sich ja nichts sehnlicher wünschte, als sein Leben, so viel Schweres es ihm auch gebracht, nochmals und immer wieder zu durchleben . . .

Wie sieht der Frühling aus, der den Sommer ersekt? Wenn unter gesegneten Himmelsstrichen der Hochsommer glüht, fühlt in Alpel ein frisches Lüfterl den Sonnenbrand eines lichtblauen Firmaments, und wenn in den Talbreiten ein Dauerregen die Landschaft entfärbt, so glaubt man auf der Alm mitten in einen nebligen Vorfrühlingstag hingeraten zu sein und wärmt sich gern an einem Feuerlein.

Trotzdem hat die Gegend ihren unbeschreiblichen Reiz, die tiefe Stille und den hohen Frieden, und als Grenzkamm zwischen den zerklüfteten Kalkalpen und den festgefügten Uralpen vereinigt sie für das Auge die Schönheiten beider, wie sie sich von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang her darbieten.

Ein Menschenalter vor der Entdeckung Amerikas wird Krieglach-Alpel erstmalig in Urkunden erwähnt und das Kluppenegg sogar erst ein Jahr nach Auffindung der Neuen Welt durch Christoph Columbus, aber an der Wende des fünfzehnten Jahrhunderts blühte auch schon die tüchtige Bauerngemeinde im Waldland. Zwei Dutzend ansehnliche Gehöfte standen in der Au, auf der Hayd, am Zedel, im Kluppenegg, am Niegel, im Knüttel, im Maiß, im Zisel, am Allitsch, am Alpsteig und an der Eisenstraße, auf der das Erz vom fremden Erzberg und die Holzkohlen der eigenen Wälder mit Pferden zu den Sensenhämmern bei Krieglach und in Nettenegg gesäumt wurden. Manche Hausnamen sind

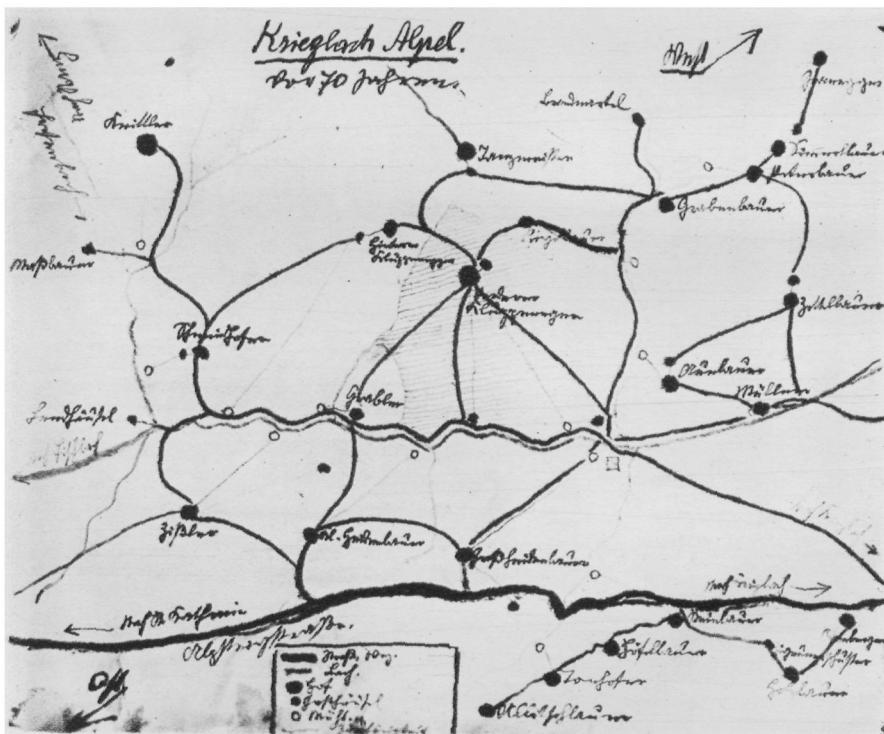


Die Holzkohle fährt zum Eisenhammer

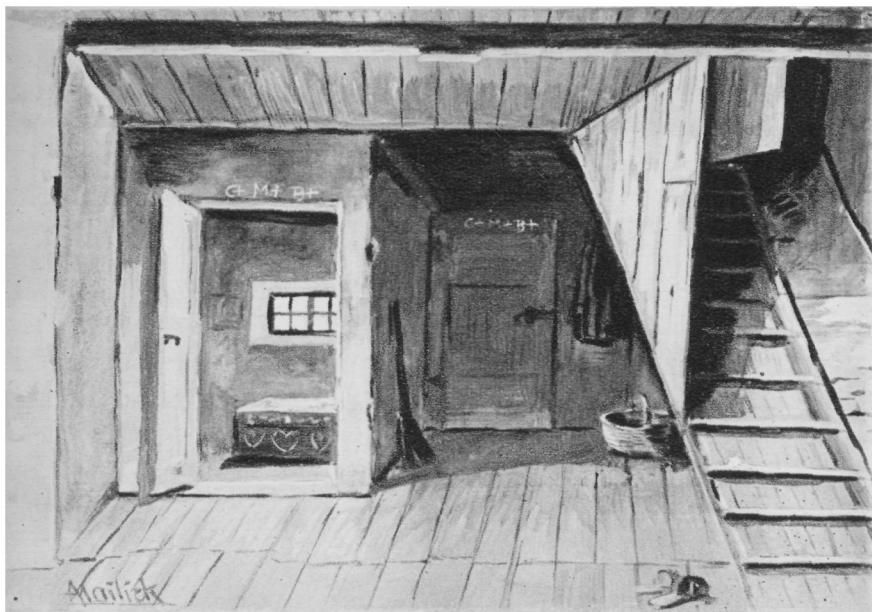
nicht mehr ausdeutbar, stammen aus abgelebten Zeiten, deren Sprache uns unverständlich geworden ist.

Und vor hundert Jahren bereits setzte der Verfall ein, anfänglich unmerklich, dann immer bedrohlicher, unaufhaltsam, daß heute die meisten Bauernhäuser verschwunden sind, eingeerdet oder armselige Ruinen, und verschwunden sind mit ihnen die gepflegten Acker und Wiesen. Wo dereinst arbeitsame und anspruchslose Bauerngeschlechter mühsam den steinigen Boden im Schweiße ihres Angesichts umgepflügt und dürtig abgeerntet haben, dort herrscht jetzt der Hirsch. Der wilde Wald schickt sich an, zum Märchenwald zu werden wie am Teufelstein.

Aber die genügsamen Menschen konnten doch fröhlich sein, sogar übermütig, sie hatten im „finsternen Mittelalter“, das für sie erst 1848 zu Ende ging, nicht zu klagen. Kein vornehmer Grundherr feuchte jemals freiwillig zu ihnen hinauf, herrschaftliche Pfleger zeigten sich nur selten



Handzeichnung des Dichters: „Als ich jung noch war . . .“ Die Waldheimat mit ihren
Gehöften und Wegen in der Mitte des 19. Jahrhunderts

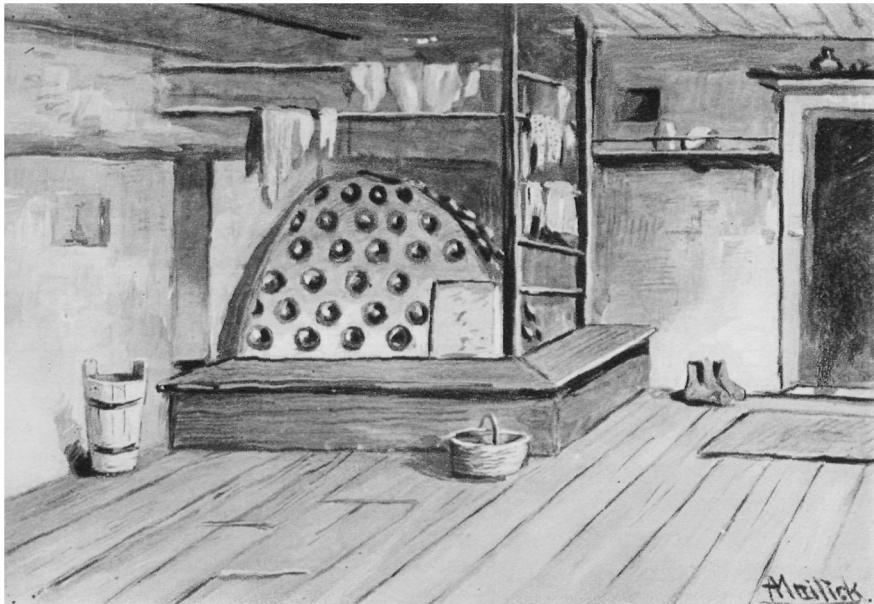


Vorstur im Kluppeneggerhaus

in der Einöd, immer nur auf höheren Befehl, zum Roboten schickte man den Knecht oder die Magd, und der fromme Pfarrer von Krieglach fluchte ganz unfromm, wurde er in den Eismonden zu einem Sterbenden in die verschneiten Berge geholt. Die zwei Dukend behausten Bauern lebten fröhlich und ungescholten, und derjenige unter ihnen, der mitsamt seinem großen Hof „der Tanzmeister“ hieß, bereitete die kirchlichen und die weltlichen Feste vor, zum Wohlgefallen Gottes und zur Freude der Jungen und Alten. So eng war er mit seinem vergnüglichen Lebensberuf verwachsen, daß ein bebrillter Verwalter des Tanzmeisters Eheliebste in einem sonst ernsthaften Aktenstück nur kurzweg „die Tänzerin“ benannt hat . . .

Was Maria Theresia, Kaiser Josef und die Freiheitsbewegung von 1848 für die Bauernschaft angebahnt hatten, schlug in Krieglach-Alpel nicht zu ihrem Nutzen aus. Unsere Ahndl (Großmutter) hat oft warnend gesagt, seien die Strafen einmal aus Eisen, bekämen die Wände Ohren und brenne das Licht abwärts, dann währe es nicht mehr lange bis zum Jüngsten Tag! — Auf eisernen Wegen rollt die Bahn durchs unferne Mürztal, der Fernsprecher macht die Wände hellhörig, und in

glühenden Drähten flammt das Licht erdenwärts. So brach der Jüngste Tag für die Bauern in Alpel an. Vielleicht ist auch nur die Dampfkraft allein schuld an ihrem Untergang gewesen! Ueber See holten sich die Menschen Getreide und Fleisch, statt dem heimatlichen Boden Ernteten abzuringen, statt auf den Almen Vieh zu züchten; an den Bahnlinien und Wasserläufen wuchsen Schlote aus der Erde und rauchten — rauchten Steinkohlenqualm, und die alplerischen Köhler mußten ihre Meiler löschen. Wer fragte noch nach Holz Kohle! Die Töpfer, und ihrer waren wenige. Die Dienstboten, die Kinder der Dienstboten und nachher auch die Hofkinder selbst liefen fort, in die Fabriken, wo sie „frei“ waren und reicher verdienten. Der Staat kümmerte sich blutwenig um seine Landwirtschaft, er hatte die hörigen Bauern von ihren adligen Grundherren befreit, jetzt mochten sie sich selber weiterhelfen! Die Warnungen des weitblickenden Erzherzogs Johann, der auch einmal deutscher Reichsverweser gewesen ist, schlug man in den Wind. Die Ausgestaltung der Geldwirtschaft besiegelte den Untergang der Bauern, die nicht auf fruchtbaren Gründen saßen, und die Bauern von Alpel saßen auf rauhen Bergen und kargen Halden. So wirtschaftete einer nach dem andern ab, verkaufte sein Gut, um nur die angehäuften Schulden be-



Der Kachelofen



Wohnstube im Geburtshaus

In diesem dunklen Raum Wie sehn' ich mich, o Traum
 Das hellste Erdenglück. Vom Licht, zu dir zurück!
 Peter Rosegger.

zählen zu können, und verschwand mit den Seinen, um am glühenden Feuerofen eines Eisenwerkes wieder aufzutauchen.

„Jakob der Letzte“ war in Steiermark keine Einzelercheinung, er war ein Typus. Der Hunger im Weltkriege, die Misursache unseres Zusammenbruches, hat uns die teure Rechnung für unsere wirtschaftlichen Sünden überreicht. Liest man sie auch richtig? Jedes Volk muß mit seinem Staat vereinden, das seine Bauern verderben läßt. —

Ein Treffer war's für das vierundzwanzigjährige Waisendirndl Maria Rosegger vom Allitschhof, als Lorenz Rosegger — unbeschadet des gleichen Familiennamens mit ihr nicht nachweisbar blutsverwandt —, als der „Kluppenegger-Lorenz“ es sich in seinen Blondkopf setzte, sie zu heiraten! Schön abgerundet, fast vom Scheitel des Kluppenegg bis zum Fresenbach reichte der Grund, Kulturland und Waldeln, und mitten drinn' „die große Eichen“, der Eichbaum, welchen Vater in den Plan, den er 1863 sorgsam entworfen, auffallend einzeichnete.

Den Besitz durchzogen Wege, sich in geschwungenen Bogen den Bodenunebenheiten anpassend. Der Hof lag auch nicht etwa einsam – fünf Minuten bloß zum Oberen Kluppenegger, nicht viel weiter zum Grabler, zum Niegelbauern, zum Tanzmeister. Ueber die Taltiefe herüber grüßten der Groß- und der Klein-Haydnauer, und jenseits am Alpsteig reihten sich Häuser und Hofstätten wie Perlen an der Schnur. Die Nachbarn um und um verwandt und verschwägert oder sonstwie befreundet.

Vor mir liegt ein Kirchenbuch der Pfarrei Krieglach:

„Es begeben sich im Stand der heil. Ehe

der Bräutigam Lorenz Rossegger ehlicher Sohn des Ignaz Rossegger eines Bauern am untern Kluppeneggergut in der Alpen schon selig, und der Magdalena gebohrnen Bruggraber noch am Leben, der Bräutigam ist ledig, katholischer Religion, Besitzer auf seines Vatersgut, daselbst wohnhaft hiesiger Pfarr,

die Braut Maria Zeilbauer Tochter der Maria Zeilbauer einer Dienstmagd am Alltschhof in der Alpen schon selig. (Soll beidemale richtig „Maria Rossegger“ heißen, der Pfarrer verwechselte den Familiennamen mit dem Namen des Zeilbauernhofes in St. Kathrein, woher Braut und Brautmutter stammten.) Die Braut ist ledig katholischer Religion eine Dienstmagd beim Vor-derngluppenegger wohnhaft beim Tonhofer auf der Alpen hiesiger Pfarr.

Wurden verkündet zum 1. 2. und 3. Mahle am 26. 29. Juny und 3. July. Wenn ein Hinderniß dieser vorhabenden Ehe bewußt seyn sollte, der etc. etc.

am 27. Juny 1842.

Jos. Valentin Pfarrer.“

Nicht jede Großbauerntochter, kaum eine von den dienenden Mägden traf es so gut wie die junge Frau des Lorenz, die sich und sonst nichts in die Ehe einbrachte. Trotz der rührigen Schwiegermutter Magdalena, die in der Wirtschaft verblieb, welche sie so umsichtig betreut hatte, seit ihr armer Ehemann Ignaz am Kirchweihtag von Fischbach von den eigenen Schwägern war erschlagen worden. Die alte Kluppeneggerin starb schon 1847. Sieben Jahrzehnte hatte sie in die Flammen des Herdes gestarrt, und in ihrer letzten Stunde, ehe sie als hochbetagte Greisin das Auge schloß, glühte darin noch der Widerschein: „Gebt Achting, daß das Feuer nit auslöscht!“ Das ist ihr letztes Wort gewesen.

Dem Lorenz und der Maria wurde das erste Kind geboren, und das Krieglacher Taufbuch meldet darüber:

„Jahr 1843. 31. July um neun Uhr Nachts. Ort: Alpe,
Hausnummer 20. Nahmen: Peter um $\frac{1}{4}$ 12 Uhr Mittag den 1.
August getauft. Katholisch. Knabe. Ehelich. Vater Lorenz Roß-
egger vulgo (d. h. insgemein genannt) Klupeneber (!) Bauer.
Mutter: Maria nata Roßegger. Nahmen des Pathen: Patrik
Könighofer vulgo Grabler auf der Alpe. Hebamme: Josepha



Der „Steinbauer“ in Krieglach-Alpel

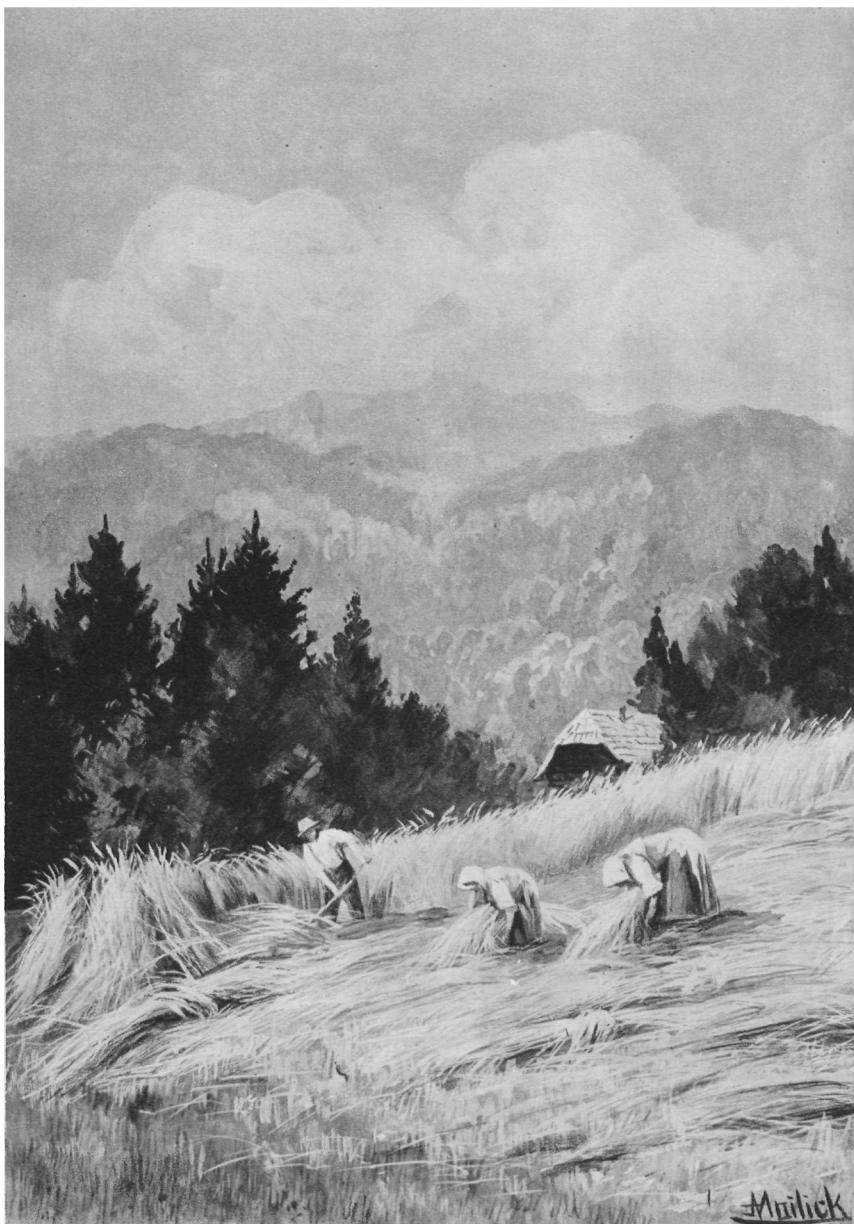
Nigler. Minister (d. i. der Priester, der die Taufe vollzog):
Anton Schleicher, Kaplan.“

Aber das enge Glück am Kluppenegg war nicht von Dauer. Auch wirtschaftlich Klügere, als unser Lehndl einer war, zeigten sich den neumodischen Verhältnissen nicht gewachsen.

Die schwarzen Franzosenjahre im Mürztal – 1797, 1805 und 1809 – hatten die Almbauern nicht sehr bedrängt. Zwar wurden auch bei ihnen Heu, Hafer, Korn, Schlacht- und Zugvieh angefordert, aber sie beeilten sich mit den Lieferungen nicht, wohlhabende Krieglacher

Bürger mußten für sie vorstrecken, und noch 1814 schickte man jahraus, jahrein Mahnbriefe nach Alpel, worin auch unser Urahn Joseph Rößegger, der „Sepl im Kluppenegg“ aufgefordert wurde, seine Schuld doch endlich zu begleichen. Und wenn der Franzose unter Drohungen befohlen, „bis Morgen Mitags 2 Ochsen zu der Französischen (!) Armee nachhero Bruck anhero zuzustellen“, so zog er gegen die Bauerndickschädel bald mildere Saiten auf und versicherte, eine Wegnahme oder Verschleppung des verlangten Vorspannes über den Semmering sei nicht zu befürchten, „nachdem solches von Kaiser Napoleon seinen Truppen strengstens untersagt worden ist“.

Nicht die große Not, die kleinen Nöte zermürbten die Rößegger am Kluppenegg. Kinder wurden geboren, Kinder starben, der Bauer wurde krank, die Bäuerin kränkelte, oft und oft schickten sie zum Arzt, und da auch der Arzt leben wollte, so schickte er Rechnungen zurück. An groÙe Varaußlagen waren die am Kluppenegg nicht gewöhnt und trakteten den letzten Groschen für den Bader und die Steuern zusammen . . . In den Ställen raffte eine Seuche Vieh weg, der angrenzende Großgrundbesitz machte den Bauern das Leben noch saurer, sein Wild fraß ihre Ernten. Jeder war allein auf sich gestellt, und kein „gestrenger Gutsherr“ half mehr aus. Einer nach dem andern von den Alpelern verkaufte seinen Besitz. Es war, als hätte sich auch der Himmel gegen sie verschworen! Dem Kluppenegger gab der furchtbare Hagelschlag von 1859 den Rest. An ihn erinnerte Vater im Jahre 1909: „An diesem 13. August saß ich am Main und sah den Schnittern zu, die das reife schwere Korn in Garben banden. Und dachte an den 13. August vor fünfzig Jahren. In jenem Jahre stand in Krieglach-Alpel das Getreide üppig und stolz, und wir gingen mit frisch gedängelten, blinkenden Sicheln fröhlich aufs Feld zur Ernte. Mein Vater stellte sich an den Rand des hohen, in schweren Ähren hängenden Kornes, sagte mit seiner leisen Stimme vor sich hin: ‚In Gottes Namen!‘ und schnitt die erste Garbe. Die Antwort auf sein ‚In Gottes Namen‘ war ein leises Rollen vom westlichen Himmel her, wo bleifarbiges, weißbefranstes Gewölk aufstieg. — Eine halbe Stunde später war die Ernte desselben Jahres gründlich vollzogen. Nicht ein einziger Stämmlein stand hervor aus dem Eis, das alle Felder bedeckte. Die Sträucher der Maine waren kahl, die Wildkirschbäume und Eschen standen wie Besen da, die Bäume des Waldes waren zerfetzt, und an den Stämmen hingen die Kinderserken nieder. Im Gehöft waren stellenweise die Dächer eingebrochen, an den



Das heilige Kornfeld

wetterseitigen Fenstern alle Scheiben zerschlagen. Ueber diese Landschaft strich winterlich-frostige Luft, aber im Schachen loderte eine alte Tanne auf, die der Blitz getroffen hatte. Mein Vater stand an der Haustür, schaute hinaus und sagte leise vor sich hin: „In Gottes Namen!“ — Spät am Abend desselben Tages kam ein zweites Gewitter, das aber zur Vernichtung nichts mehr vorfand als den Wald, den der Sturm entwipfelte und an mehreren Stellen in Brand stekte. Das Haus ließ er stehen. Es steht heute noch, aber von demselben Tage an war die geordnete Wirtschaft zerstört für immer. Nach vorhergegangenen Misshämmern und Unglücksfällen hatte dieses beispiellose Ungewitter unserem alten Bauernhof den Garauß gemacht. — Ein paar Tage lang waren wir wie betäubt. Dann begann allmählich das Arbeiten: Dachdecken, den vermurten Hausbrunnen ausgraben, Erdäpfel ausheindeln und das Stroh aus der Erde krauen für Viehfutter und Streu. Hernach ging Vater in Gegenden, wo es nicht gehagelt hatte, um Samenkorn auszuborgen; und dieses streuten wir wieder in die Erde. Den Winter über ging's kümmerlich her, doch wir jungen Leute scherzten und sangen bei unseren kleinen Arbeiten wie gewöhnlich, die Mutter saß am Nocken und spann, die Dienstboten zersägten den zerworfenen Wald, betreuten das Vieh, und der Vater besserte die Haus schäden aus und pfiff manchmal dabei ein Liedel. Wir wußten es noch nicht, wie arm wir geworden waren.“

Seltsam, im Sommer 1919 zeigte mir ein Holzknecht am Kluppenegg eine gefällte flechtenbärtige Fichte, an der ich hundertundsechzig Jahresringe zählte, und er deutete unter die Borke auf fingerlange Rinnen im Holz — die habe vor einem halben Jahrhundert ein schrecklicher Hagel gerissen, erzählten die Leute . . .

Aber ein hölzernes Bauernhaus ist nicht so wehleidig wie ein Bankhaus aus Kunstdstein, das ein einziger „schwarzer Freitag“ an der Börse umwerfen kann, und so hielt sich der Kluppeneggerhof nach dem „weißen Hahn“, dem Hagelschlag, noch neun Jahre am Leben. Dann erst ging er in fremde Hände über. Dem Lenz und der Maria blieben ein paar papierne Scheine und die „Ausnahme“ im Gasthäusel am Bach, wo unsere Großmutter 1872 starb und das nun auch schon verschwunden ist.

Als Bub merkte der kleine Peter nicht, wie kümmerlich es daheim zugegangen! Was fehlte ihnen denn? Zu essen hatten sie, zu trinken, Kleider und Schuhe — braucht der Mensch mehr? Mangelte einmal das Leder für Stiefel, so lief man eben barfuß. Ist auch kein Unglück, ist's nicht

gerade eisiger Winter, daß die Zehen blaurot frieren. Man war Herr im Haus, niemandem untertan, niemandes Tyrann! Man konnte sich sogar gegenseitig beschenken, so reich ist man immer noch gewesen, und am 1. August 1863 steht im Tagebuch: „Mein Namenstag. Samstag. Zu Hause. Nachmittag litt ich an heftigen Kopfschmerzen. Angengetragen (Geschenke) erhielt ich: Vom Vater eine Semmel. Mutter: Straube (eine Lieblingspeise). (Bruder) Jakob: 2 St. Eier, (Schwester) Apollona: 1 St. Eier, 1 Kreuzer, 1 Bildchen. (Schwester)



Die „Kuchel“ mit Herd im Kluppeneggerhaus

Maria: 1 St. Eier, 1 Bildchen. (Bruder) Nikolaus: 1 St. Eier. Werth zusammen 21 Kreuzer. Börsenstand 94 Kreuzer . . .“ Der „Börsenstand“, der Bargeldbesitz wurde vom Waldbauernbuben täglich gewissenhaft im Tagebuch angegeben . . .

Bis zu ihrem Absterben lebten die Bauern von Alpel als „Naturvolk“, mit allen Stärken und Schwächen eines solchen. Den Anschluß an die „Kultur“ versäumten sie, mußten ihn versäumen, denn ohne Schulunterricht, des Lesens und Schreibens unkundig, standen sie abseits vom geistigen Fortschritt, und ihre Sprache erschwerte auch die

mündliche Verständigung über Dinge und Begriffe außerhalb des Lebensnotwendigsten. Die Sprache war wohlsklingend, eine Mundart nahe dem Mittelhochdeutschen, eigenartig nicht nur in ihrer Betonung und durch ihren Wortschatz, auch im Satzbau. Aber schon kaum verstanden im verkehrsreichen Mürztal. Doch wäre es falsch, den Alpelern, weil sie keine städtische Kultur besaßen, Kultur überhaupt abzusprechen. Unter ihnen hatte sich eine eigene entwickelt, die Harmonie im Hausbau, in den Einrichtungsgegenständen, in Tracht und Lebensauffassung, in den Sitten und Gebräuchen zeigte, welche kaum weniger streng gewahrt wurden als die spanische Etikette am Kaiserhof zu Wien. Als dann die Ideen und Formen der neuen Zeit eindrangen, stifteten sie mehr Verwirrung als Segen.

Auch in den Waldbauern schlummerte das ewig menschliche Sehnen nach „Kunst“, sie stellten es mit ihren Liedern, Sagen und Märchen, und besonders in der Kirche fanden die hungrigen Seelen, wonach sie begehrten. Die Kirche mit ihrem farbigen, weihrauchduftenden Kultus lullte jedes „Wider-den-Stachel-Löken“ durch ihre Mystik ein, sie schenkte Musik und Dichtung, Plastik, Malerei und Philosophie. Allumfassend in ihrem Wirken, bedeutete sie Anfang, Mittelpunkt und Erfüllung des Lebens, tausendmal unentbehrlicher als der Staat, der sich um seine Einödbauern nicht kümmerte, ihnen nicht beistand, ihnen nicht einmal Ratschläge erteilte, der sich darauf beschränkte, Steuern ein- und Rekruten auszuheben.

Nur der feste Gottesglaube machte die Unsicherheit und Unbestimmtheit des Lebens erträglich, ja beglückend, zu einer Prüfung für die zu erwartenden Freuden des Himmels, der allen Christgläubigen winkt.

In der Abhängigkeit von den rohen und unverstandenen, von den unverständlichen Naturgewalten war die Kirche die Zuflucht der Zagenden, der Irrenden und Verzweifelnden. Wo sonst sollten sie Schutz suchen vor der grauenhaften Uebermacht der Naturkräfte, welche Blitze, Hagel und Hochwässer entfesselten, die in wenigen Stunden zerstörten, was fleißige Hände in einem Jahr erarbeitet hatten? Unbewußt oder auch schon ahnungsvoll fühlten sich die Naturnahen selbst als ein Stück Natur, als ein lebendes Atom des Weltalls.

In solcher Umgebung wurde Vater geboren, in ihr wuchs er auf, und als er von seinen Bergen in die Welt hinauslugte, die so anders war und täglich anders wurde, hielt es ihn nicht mehr in der Abgeschiedenheit des Vaterhauses, er strebte in die Ferne. Aber die unaustilgbaren

Eindrücke der ersten zweiundzwanzig aufnahmefähigsten Jahre seines Lebens nahm er mit, sie bildeten die Grundlagen seines Fühlens, Denkens und Dichtens, und der Siebzigjährige erfasste den Sinn seiner Jugend besser als der Zwanzigjährige ihn erfaßt hatte.

Nicht nur der Wald und die Heimat, an denen er mit inbrünstiger Liebe hing, auch seine Eltern waren ihm Naturschicksal, und ihnen hat er in der „Waldheimat“, im „Weltleben“ und in einer unveröffentlichten Handschrift ein Denkmal des Erinnerns gesetzt:

„Der Wald war meiner Mutter angestammte Heimat. Aus seinem Dunkel kam sie heraus mit ihren wundersamen Geheimnissen, mit denen sie mich hat erfüllt. Sie war die Tochter eines Mannes, der in den Wildnissen des Kreßbaches und des Teufelsteingebirges die gefällten Hochwaldstämme zu kostbaren Kohlen glutete, wie sie die Hammerschmieden des Mürztales in jenen Zeiten benötigt haben. Und außer Kohlenbrenner ist ihr Vater – wie mir oft erzählt worden – auch



Auf winterlichem Alpsteig

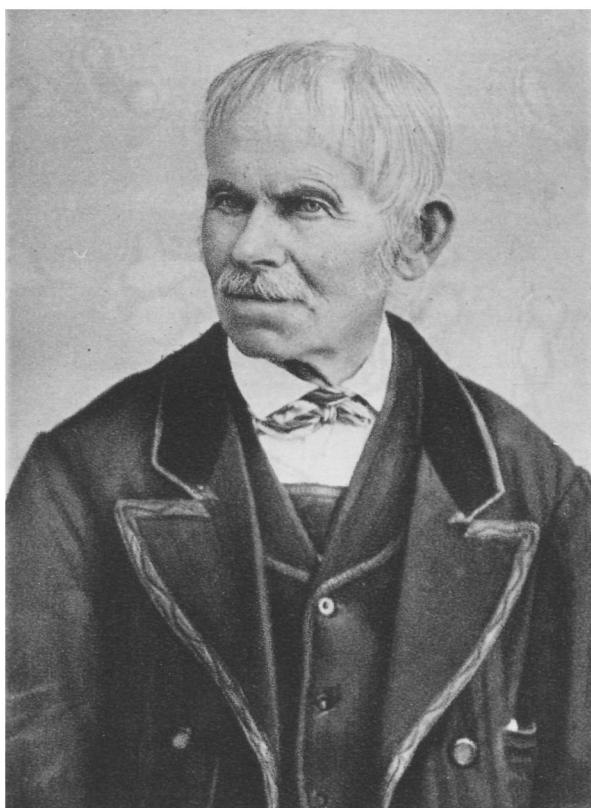
Schulmeister gewesen, in dessen Hütte die Kinder der Holzknechte, Jäger und Kleingütler zusammenkamen, um das Lesen schwarzgedruckter Bücher und das Zeichnen der Rechnungsziffern zu lernen. Das Schreiben hat dieser Schulmeister die Kinder nicht gelehrt, weil er es selber nicht gekonnt hat. Und die beiden „schwarzen Künste“, die der Mann trieb, setzten ihn nicht in die Macht, seine Familie zu ernähren. Sein Weib stand auf einem nachbarlichen Kleingütel als Dienstmagd; auch das Töchterlein hatte sie bei sich, die kleine Maria mit dem dunklen Haar und den braunen Augen. Die Kleine wurde freilich nicht erzogen, wie man Kinder erzieht, nur die Bauernarbeit wurde ihr beigebracht, daß sie sich recht bald ihr Brot verdiente. Und als sie Heuen und Kornschneiden konnte, da konnte sie auch aus der Hauspostille lesen, wie es ihr ganz mühelos und nebenbei der Vater beigebracht. Dann kam die Maria auf den Allitschhof, der in Krieglach-Alpel noch heute als eines reichen Herrn Jagdhaus steht; dort diente sie etliche Jahre für Kost, Pflege und das allernotwendigste Gewand. Geldlohn gab es damals kaum in der Gegend, man brauchte auch kein Geld, weil jeder eine große Erbschaft bei sich trug — die Bedürfnislosigkeit. Von der freilich manchmal Uebermenschliches verlangt worden sein mag.“ In dieses Köhlerdirndl verliebte sich der junge Lorenz Rosegger. „Die zwei Leute haben im Jahre 1842 zusammen geheiratet, ein Jahr vor meiner Geburt. Ein Jahr nach derselben fand ich mich, und zwar als Knäblein auf einem Schemel stehend, um die Mutterbrust erreichen zu können. Und als ich satt war, wird sie mich in die Arme genommen und ein Liedel gesummt, und wird das eingeschlummerte Kind in die Wiege gelegt haben. O ferner Tag mit deinem dämmernden Waldhause, mit deiner sanft schaukelnden Wiege und mit dem weißen Mutterantlitz darüber! O heiliger, glückseliger Anfang des Menschenlebens! . . . Ich weiß aus frühen Jahren kaum etwas anderes zu melden, als daß die Mutter wohl zehnmal des Tages im beblümten Tonschüsselchen mir die gekochte Kuhmilch in die Hände gibt. Die Blümlein an der Innenseite des Schüsselchens innern mich weit mehr, als die Mutter, die wohl schmunzelnd zuschaute, wie mir der Trunk geschmeckt. Oft trinke ich die Milch gar nicht mehr aus Hunger oder aus Durst, sondern nur, damit im Geschirr die schönen Blümlein sichtbar werden. — Dann kamen die Zeiten der Waldgänge, der Kirchgänge. Ich möchte es wohl beschreiben, wie an jenen hohen Festtagen die Mutter gekleidet war. Ihr Brautgewand noch, es soll dem Vater ein paar junge Ochsen gekostet haben, und



Der „Groß-Rossegger“, der Stammhof der Familie.



war sie reichlich wert. Ein ziemlich fältiger Wollenrock, in dessen dunklem Grund hellrote Röslein gewoben waren. Eine schwarzeidene Schürze, die immer ein wenig knisterte, wenn ich mit krampfigen Fäustlein dran festhielt. Dann eine schwarze Samtjoppe mit hochgebauschten Oberärmeln. Unter derselben ein großes kirschrotes Seidentuch mit Fransen, das vorne über den Busen so gelegt war, daß es ein großes, hellglühendes Herz bildete. Ach, so was kann man nicht beschreiben, es wäre für den Maler. Und über dem Haar, das an den Schläfen in zwei eingebogenen Strähnchen hervorlugte, die Goldhaube. Diese „Goldhaube“ bestand teils aus Drahtgeflecht, teils mit schwarzer Seide überzogener Pappe, und hatte die Form eines alten römischen Kriegshelms, nur daß rückwärts eine Seidenmasche war und daß der Helmsattel und die aus feinem Draht geflochtenen breiten Ohrklappen mit vielen hundert runden blitzenden Goldscheiben besetzt gewesen sind. Das war eine gar vornehme Bauernweiberfesttracht damals. In ihr ist meine Mutter mir noch gegenwärtig aus jenen Tagen, ehe die schlimmen Zeiten kamen. Zwischen dem seidenen Busen und der unerhört schönen Goldhaube hat ihr weißes, gutes Rundgesicht auf mich herabgeschaut, wenn wir die



Des Dichters Vater Lorenz Nösegger

Waldstraßen gingen nach dem fernen Gotteshause der heiligen Katharina oder nach dem noch ferneren des heiligen Jakobus in Krieglaach oder gar nach dem eine lange Tagereise fernen Wallfahrtstempel „Unserer lieben Frau“ in Maria Zell. Unterwegs wunderbare Märchen, merkwürdige Sagen, deutsche Sprüche und heilige Lieder; all das hatte sie von ihrer Mutter gelernt. „So hat's meine Mutter getan, so hat's meine Mutter gesagt“, meinte sie stets, und das war ihre Lehre und Nachfolge, selbst als diese schon lange im Kirchgarten ruhte. . . . Meine Mutter hatte bei unseren Gängen manchmal ein Bündel von Nahrungsmittern auf den Rücken gebunden, und wenn ich sagte, ich sei müde oder mich weke der Schuh, so nahm sie mich auf das Bündel und trug uns beide, und ob auch sie müde sei oder ihren Fuß der Schuh weke, danach hat niemand gefragt. Kehrten wir in ein Wirtshaus ein, so schnitt sie erst mir die Semmel in die Suppe, und wenn ich versorgt war, daß auch sie in ihrer langsam bescheidenen Weise. Auch darum, ob sie Hunger habe und wohl satt werde, hat sie niemand gefragt.

Selten und seltener sang die Mutter ihre frohen Lieder, um so lieber die ernsten. Denn es war das Leben ernst geworden. Nach mir waren noch sechs Kinder gekommen, wobei zwei in der Wiege starben. Es waren Krankheiten gekommen und wirtschaftliche Misgeschicke. Trotzdem suchten die Nachbarsleute in ihren Anliegen Rat und Trost und auch Hilfe bei meiner Mutter. Sie gab, so lange sie hatte. „Wo werden wir denn hinkommen bei deiner Freigebigkeit?“ rief einmal der sparsamere Vater aus. „In den Himmel!“ antwortete sie. Das war dem Vater recht, der sich allmählich mehr von den Werten der Welt abkehrte und religiösen Träumen hingab. Auch in der Not ließ die Mutter ihr Singen nicht. Während sie auf dem Acker Erdäpfel pflanzte oder im Stalle die Kühe molk, oder am Herde die Suppe kochte, sang sie mit ihrer schönen, leicht gedämpften Stimme Lieder vom Leiden Jesu oder von Unserer lieben Frau. Und an Winterabenden beim Garnspinnen sang sie gemeinsam mit einer Magd, und wir Kinder saßen beim Vater am Tisch oder auf der Ofenbank und das Gesinde an den Wandbänken herum, und wir hörten zu und freuten uns allesamt auf Jesus und Maria, die wir im Himmel sehen würden.

Ein paar Elternworte aus jener Zeit habe ich mir gemerkt . . . Meine Mutter sagte einmal anlässlich eines Nachbarpfarrers, der fromm predigte und unfromm lebte: „Den Geistlern (Geistlichen) soll man zu hören, aber nit zuschauen.“ – Ein anderes Mal tat sie den Ausspruch:

„Essen und reden nit z viel; trinken und strafen nit z gach (jäh); schlafen und beten nit z lang.“

Frömmlicherisch war sie nicht. Doch deucht mir, es ist ihr manchmal bange geworden, wenn schon damals im Waldlande davon gesprochen



Rosegger's Mutter in ihrem Hochzeitsstaat

wurde, es würde einmal eine Zeit kommen, da die Leute nicht mehr an Gott glauben. „O mein Gott!“ sagte sie einmal, „wenn sie ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer sein auf der Welt!“ – Ihr Christentum bestand vor allem darin: fleißig arbeiten, den Leuten gut sein und unserem Herrgott vertrauen.“

Frühzeitig begann Waters Mutter hinzusiechen. Am Hof ging's bergab; mit allen ihren schwachen Kräften stemmte sie sich gegen den Niedergang und behauptete, sich nie so gesund gefühlt zu haben. Fremde Leute redeten herum, der Peter in Graz falle vom heiligen Glauben ab, und dieser Gedanke marterte sie am meisten. Dann besuchte sie den Sohn und sah selbst, unter schlechte Leute war der Bub nicht geraten, und das beruhigte sie wieder für eine Weile.

Nach langem, langem Leiden ist unsere Ahndl am 16. Jänner 1872 gestorben.

„Ihr Leben war so eigenartig, ihr Leben war so gut, ihr Leben hatte eine Dornenkrone . . .“

Unser Großvater starnte auf den weißen Fichtensarg im offenen Grab am Krieglacher Ortsfriedhof, sein bestes Gewand, sein Bräutigamsgewand hatte er angelegt, in den Händen hielt er einen hasenhaarigen Hut, der einst zart wie Seide geglanzt, und am Hut stak ein buntes Büscherl, auch noch vom Hochzeitstag her. Er lächelte ein wenig, dieweilen ihm die lichtblauen Augen voll Wasser standen, und sagte leise vor sich hin: „Meine Mirzel, daß du mir so jungerheit hast sterben müssen . . .“ Auf dem Heimweg schritt er den anderen voraus und setzte den Stock bedächtig auf den Erdboden und schaute nicht rechts und nicht links. Die schwammigen Falten des Rockes pendelten ihm um die Knie, der große Hut saß fest auf seinem Kopf. Aber das Büscherl ist nicht mehr dran gewesen. Das war ins Grab hinabgefallen. . . .

Von ihm heißt es in der „Waldheimat“:

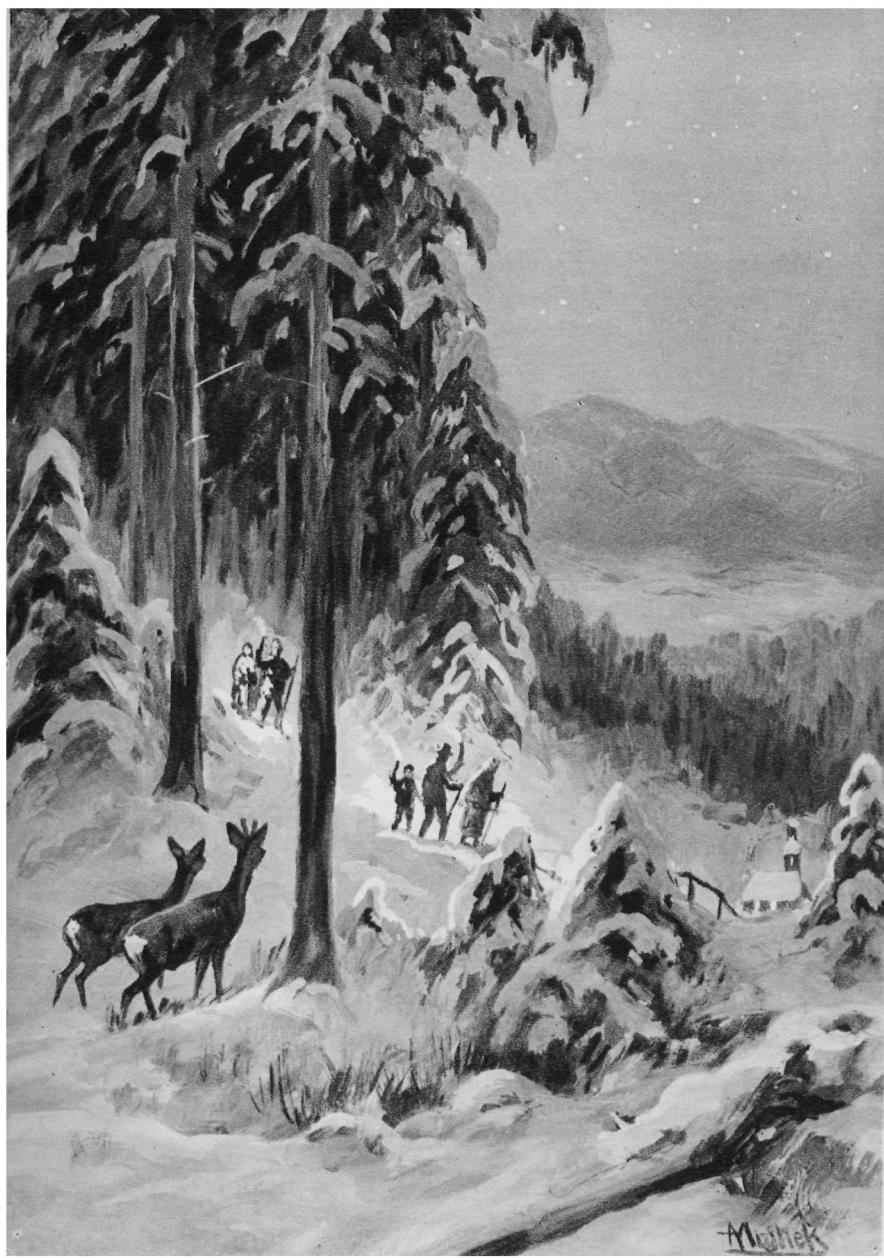
„Wenn man von irgendeinem Menschen sagen kann: er taugt nicht für diese Welt, so muß das von meinem Vater gesagt werden. Er taugte nicht für diese Welt, hat zweiundachtzig Jahre in ihr gelebt und ist als Fremdling, wie er gekommen, von ihr geschieden. Er war kein Sonderling, der in Einsamkeiten lebte, er war stets unter Menschen, verkehrte mit ihnen immer heiter und mit größtem Wohlwollen, und hat sie anders genommen als sie waren, so wie auch er von ihnen unverstanden blieb. Er lebte auf Erden eine andere Welt, ein Reich Gottes für sich, und das war freilich nur möglich, indem er allem abgekehrt war und blieb, was ihm dieses Reich hätte zerstören können. Er hat nie eine Schulstube gesehen, hat keinen Buchstaben, keine Ziffer gekannt, alles, was Schrift und Buch heißt, lag ihm vollkommen ferne. Von seinen Eltern hatte er in seiner Kindheit mehr durch das Beispiel als durch das Wort die christliche Religion erhalten; in seiner Pfarrkirche und

in anderen Kirchen seiner Gegend hatte er die katholischen Lehren vernommen und die Gebote der Kirche beobachtet gelernt. Das war und blieb fortan der Inhalt seines Lebens. Er wurde auf dem alten Bauerngute der Nachfolger seiner Väter, aber sein wirtschaftlicher Grundsatz war nicht so sehr das Erwerben als vielmehr das Sparen. Er erwarb wenig und bedurfte für seine Person noch weniger. Er trank nicht, er rauchte nicht, er spielte nicht, er mied alles, was Geld kosten konnte, mit wahrer Aengstlichkeit, weil ihn das bei seiner geringen wirtschaftlichen Fähigkeit sehr bald in die größte Abhängigkeit von seinen Mitmenschen gebracht haben würde. Außerlich war er von ihnen abhängig genug, aber in seinem Seelenleben bewahrte er sich mit einer milden, umumstößlichen Hartnäckigkeit die Eigenart und Freiheit. Außerlich unterschied er sich nicht von seinen Standesgenossen; er arbeitete des Werktags wie jeder andere, nur mit vielleicht etwas geringerer Hast, er ging des Sonntags in die Kirche wie jeder andere, nur daß er der erste im Gotteshaus war und der letzte im Freien. Er kniete in irgendeinem Winkel und unterhielt sich mit Gott, mit „Unserer lieben



Grab von Rosegger's Eltern und seinem Bruder Jakob in Krieglach

Frau', mit den Heiligen. Die Form, in der er mit den himmlischen verkehrte, war das Vaterunser, das Ave Maria, die er stets zu einem Rosenkranze flocht und aufsperte. Das ging sehr einfach zu und war doch seine Seligkeit. Wäre er ein 'Bruder' gewesen, so würde ich den Mantel der christlichen Liebe darüber legen, schweigen und mich bekleidigen, nicht in seine Fußstapfen zu treten. Als das, was er war, sei er mir das größte Vorbild, weil mit seinem Denken und mit seinem Vorbilde auch sein Wandel übereinstimmte, soweit das menschenmöglich ist . . . Er war der weichmütigste Mensch, ich habe ihn oft betrübt gesehen, aber nie weinend wegen Erdenleides. Er begrub seine Kinder, er begrub sein Weib, er stand oft an Stätten herzzerreißenden Jammers — er kniete nieder auf die Erde und betete. Aber sein Auge wurde naß, wenn er von der Liebe des Herrn Jesu hörte, oder von der Milde und Gnade 'Unserer lieben Frau'; die Träne hing ihm in den Wimpern, wenn ein Lied von den himmlischen Freuden gesungen wurde, wenn in der Kirche ein melodischer Choral erklang. 'Ist schon das so schön, wie schön wird's erst im Himmel sein!' — Auf diese Erde, ihre Freuden und ihre Leiden, legte er eben kein Gewicht. 'Es ist bald vorbei, es ist nur dazu da, daß wir uns in Geduldigsein und mit guten Werken eine glückselige Ewigkeit erwerben.' Je mehr Leiden hier, je mehr Freuden dort; je ärmer und verachteter auf dieser Welt, je reicher und größer im ewigen Leben. — Demgemäß sah und handelte er. Immer zufrieden, immer dankbar. Wenn er bei seinem eigenen Tische sich satt gegessen hatte, sagte er, den Löffel am Tischtuch abwischend, stets: 'Gut und gnau. Gott vergelt's!' Die größte Angst hatte er vor dem Unrechtum, in der Liebe stieg er von niedriger Stufe zur höheren. In seiner Jugend, als die Leidenschaft zum Glücklichsein auch in ihm war, tat er Gutes aus Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, die ihm auf der Kanzel und im Beichtstuhle so schrecklich geschildert worden waren, daß die arme Seele ächzte und sich aus Angst nicht genugtun konnte. Später tat er Gutes aus Liebe zu Jesus, 'der für uns Menschen am Kreuz gestorben ist'. Und endlich tat er Gutes, 'um damit arme Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen' und Mitmenschen auf den Weg zum Himmel zu bringen. So war er allmählich zur reinen Nächstenliebe gelangt . . . Seine ganze Seelen-nahrung war das Priesterwort, das er als buchstäbliches Gotteswort annahm. Geistliche, die ihres weltlichen und manchmal sogar Aergernis erregenden Lebenswandels wegen nicht seine Zuneigung besaßen, suchte er trotzdem auf im Beichtstuhle, wo sie nicht als die sündigen Menschen,



Zur Christmette
87

sondern anstatt Gottes saßen, und die Messe, die sie lasen, war ihm nicht minder heilig, als hätte sie der frömmste Bischof gelesen. Er machte überhaupt zwischen Geistlichen keinen Unterschied. Dem armen Dorfkaplan küste er mit derselben Ehrfurcht die Hand als dem Kirchenfürsten. Dem festlichen Pompe zu Ehren hoher Prälaten blieb er am liebsten fern. Am Worte Gottes hielt er unerschütterlich fest, und wenn er veranlaßt wurde, hätte kein Kardinal die Gebote besser verteidigen können, als dieser Mann es tat, dessen kindliche Einfalt in allen weltlichen Dingen sprichwörtlich war. Von vielen Kirchengelehrten unterschied er sich ja dadurch, daß er die kirchlichen Satzungen nicht nur kannte, sondern auch nach ihnen lebte, in seinem Gemüte sie vertiefte und im Sinne des Evangeliums vergeistigte. Nach dem Gottesdienste blieb er immer noch längere Zeit allein in der Kirche, um den Heiligen in de-mütiger Vertraulichkeit sein Anliegen mitzuteilen und sie um ihre Fürsprache bei Gott zu bitten. Anliegen hatte er große, schwere. Für sich und seine Lieben, die er in den Gefahren der Welt wußte, die ewige Seligkeit zu erbitten, das hatte er in späteren Jahren zur Aufgabe seines Lebens gemacht.

Dem Weltleben war er vollkommen unzugänglich geblieben, und wenn er einst von seinem gütigen Richter gefragt werden wird, in welchem Jahrhundert er gelebt hat, so wird er es nicht wissen."

Zeitlos wie die Natur sind auch die Menschen der Waldheimat gewesen.





Mein Geburtshaus · Stimmungsbild aus der Heimat

~~~~~ Von Peter Rosegger ~~~~

**F**ines Tages, im schönen Herbstmonde des Jahres 1891, warf ich meinen schwarzen Rock fort, zog die graue Steirerjacke an und wanderte von Krieglach auf Waldwegen, die gegen „die halbvergessenen Lande“ hin immer höher ins Gebirge führen, nach langem wieder zu jenem vielgliedrigen Engtale, wo unten und oben, vorn und hinten zwischen Wald, Feld, Wiesen und Alm zerstreut die Bauernhäuser oder deren Ruinen stehen, genannt die Gemeinde Alpel.

Ich habe aber, vom Alpsteige aus gesehen, die Gegend kaum wieder erkannt. Wenn man einen lieben Vetter hat, der stets ordentlich beisammen, glattrasiert und gekämmt war, und man sieht ihn auf einmal wieder, rauh und verwildert, das Haupt voller Struppen, das Gesicht voller Haare — da ist es freilich kein Wunder, wenn man fragt: „Ich weiß nicht, irre ich mich? Ist das der Vetter oder ist er's nicht?“ — Fast so fragte ich die Gegend, die — einst so wohl bebaut, gepflegt, bewohnt — jetzt allmählich zur struppigen Wildnis wird. Die Leute ausgewandert, die Bauernhäuser verfallen, nur einige stehen noch und schauen sich von Berg zu Berg fremd an; vielleicht, daß auf ihren Schirmbäumen der Auerhahn balzt und zu ihren Fensterhöhlen das Reh hineinschnuppert. Nur wenige Bauerngründe sonnseitig geben noch Korn und Erdäpfel, alles übrige ist alter Wald, junger Wald, Almtrift, wo zur Sommerszeit hunderte von Ochsen weiden, die der Eigen-

tümer solcher Gründe von Bauern anderer Gegend aufnimmt, sofern das Reh und der Hirsch nichts dagegen haben. Der Eigentümer ist kein Bauer, wohnt weitab und kümmert sich vielleicht mit Recht nicht gar viel um den Besitz.

Nur ein Wahrzeichen ist noch vorhanden, wie es einst gestanden in Alpel. Dort oben auf der Höhe, mitten in der Landschaft, weitum sichtbar, steht ein Schopf wetterstarrer Fichten. Unter seinem dichten, knorriigen Geäste ducken sich die Dächer eines Gehöftes — das Kluppeneggerhaus, oder wie es in der „Waldheimat“ heißt, das „Waldbauernhaus“. Aber wo ist der Weg den Berg hinan? Der Waldsteig, wo einst die zweirädrigen Karren auf- und abfuhrten, ist ein zerrissenes Rinnental des Wildbaches, mit tiefausgewühlten Löchern. Der glattere Fußsteig, wo die Kirchengänger einst gewandelt, ist verwachsen von Erlengebüsch und Lärchendickicht, so daß ein Vordringen nur für Wild, Hund und Jäger möglich erscheint. Die fremden Besucher haben sich an bewucherten Feldrainen und Waldrändern hin ihre eigenen Wege getreten; manch zartes Samtschühlein hat hier das Zeitliche gesegnet, und manch schöne Frau hat hier das Irdische verflucht. Es scheint, daß da oben allen Menschen das Dasein so lange vergällt werden muß, bis sie — anderswo sind. Und wie manch holde Touristin über den Ausflug nach Alpel denkt, das werden wir noch erfahren.

Mir kommen mit jedem Schritt und Schlupf und Sprung Erinnerungen an vergangene Zeiten, aber sentimental werden? Nein, dafür geht auf der Alm ein zu frischer Wind.

Das alte Haus, ich erkenne es kaum wieder. Das einst mit grünem Moosfilz überzogene Strohdach ist einem Bretterdache gewichen; der einst breit, schief und knapp über das Dach hinausstehende Rauchfang hat einem senkrechten, höher ansteigenden Bretterschlaube Platz gemacht. Die Fenster sind vergrößert und neu ausgeschalt. Der ganze rückwärtige Teil des Hauses mit Keller und Bodenkammer fehlt; die hufeisenförmigen Stallgebäude sind verkürzt an beiden Enden, es fehlt der Schweinstall, der Schafstall und die Schaubkammer. Die Lücken gähnen. Die noch vorhandenen Stallgebäude scheinen schief zu stehen und einzufallen zwischen Erdschlamm und Nesselwerk, das überall umherwuchert. Die Karrenhütte mit dem darüber gestellten Feldkasten ist nicht mehr da, an deren Stelle ist ein festgezimmertes Unterstandshäuschen für fremde Besucher, die bei schlechtem Wetter hier ausruhen und einen Imbiß nehmen wollen. Aber dieses Häuschen ist verschlossen und



Wettertannen

der Aufbewahrungsort des Schlüssels den Besuchern unbekannt. Ein um diese gute Unterstandshütte vor einiger Zeit aufgeführter Lattenzaun ist teilweise hingeworfen, eine unter den Schirmfichten angebrachte Sitzbank zertrümmert. Das kümmert mich aber nicht, denn diese Luxussachen stammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Nur was von dieser noch vorhanden, ist für mich ehrwürdig. Im Gehöfte ist mir jeder neu eingefügte Zimmerbaum und Holzbalken zuwider, und doch müssen diese Flicken sein, so lange der Besitzer das morschende Gebäude nicht zusammenfallen lassen will.

Ich möchte nun ins Haus treten, aber die Türen sind verschlossen. In meiner Jugend ist dieses Haus nie zugesperrt gewesen, ja, die Türen haben gar kein brauchbares Schloß gehabt. Wir waren oft fern auf den Feldern oder Wiesen, der Hof, der nicht gar so arm an verschiedenem Hausrat war, stand unbewacht, es wurde uns nie etwas fortgetragen. Seitdem das Gebäude gänzlich ausgeräumt worden, ist es fest verschlossen, wir werden auch erfahren, warum. Ich gucke durch eine zerbrochene Scheibe durchs Fenster hinein, mürfelnder Geruch steigt mir entgegen, die Stube ist dunkel, öde und kahl. Ein alter Tisch, ein neuer Ofen, sie stammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Aber die brauen getäfelten Stubentüren, die berusste Wand, der große glänzendschwarze Trambaum, der gedrechselte Handtuchhalter hinter der Tür, die Wandstellen ringsum, das halb zerbrochene Winkelkastel an der Ecke, sowie in der Küche der ruinenhafte Feuerherd, der wurmstichige Speisenkasten, in der Mauer die Nische, wo das Salzfass gestanden — all diese Dinge waren schon in meiner Kindheit da. Und derart ist im ganzen Gehöfte altes mit neuem gemischt, so daß in mir an solcher Stelle kein rechtes Untertauchen in süßwehmütige Erinnerung sein kann. Vor der hofseitigen Haustür sickert in den alten schlammigen Trog aus morschen dem Rohre noch kümmerlich der Brunnen wie einst, und das Wasser hat noch genau den modrigen Holzgeschmack wie einst, da mein Vater manchmal sagte: „Ich weiß nicht, was unser Wasser hat! Es muß an den Brunnenröhren liegen.“ Seitdem sind mehr als dreißig Jahre um; die Brunnenröhren, der Brunnentrog waren damals morsch, sind es auch heute noch, das Wasser war damals schlecht, ist es auch heute noch, sickerte damals nur spärlich und ist auch heute noch nicht vollends versiegt. Ebenso beständig sind die alten Kirschbäume, welche hinter der Stallung stehen, die Alte, die vor dreißig Jahren dürr gewesen sind, sind heute noch gerade so dürr, und die anderen tragen heute noch gerade

so kleine und würzige und spärliche Kirschen als dazumal. Im Jahre 1840 hatte jemand in der Futterkammer mit Kreide geschrieben: „In Godsnam und das Nixbricht und fällt nix zam. 1840.“ Heute nach fünfzig Jahren steht der Spruch mit Frömmigkeit und Schreibfehlern noch so frisch an der Wand, als wär' er vor ein paar Wochen von einem Volksschüler der ersten Klasse hingeschrieben worden. Desgleichen prangt auf einem Türpfosten des Kuhstalles mit Kohle gezeichnet ein



Peter Roseggers Geburtshaus um 1850. Nach einer späteren Handzeichnung des Dichters

Kopf, der Hörner trägt und die Zunge weit hervorstreckt. Dieses Bild ist in meiner Jugend eines Tages zu Ehren einer alten, höllisch wütigen Stallmagd geschaffen worden; es hat manches Denkmal aus Stein überdauert, wie es die Menschen dem Gedächtnis ihrer Lieben zu weißen pflegen. Unter dem Dachfirst ist auch das Vogelnest noch zu sehen, welches von jenen Spazien gegründet worden, die mir einst das Wiegenlied gezwitschert haben.

Was Holz am Hause war, das hat sich leidlich erhalten, das Mauerwerk des Herdes, des Kellers aber ist arg zerbrockelt und verwittert. —

Also betrachte ich alles an dem lieben Hause, das so still und einsam auf der Bergeshöhe steht.

An den Fugen und Spalten der Außenwand sehe ich überall Visitkarten, verdorrte Sträuschen, Steinblättchen und dergleichen stecken, das ist so wie man einen mageren Hasen mit Specklattlein spickt; auch drinnen auf dem Boden sah ich derlei umherliegen, wie es von den Besuchern möchte hingeworfen worden sein. Auf dem Tische lag zerbrockeltes Salz in kleineren und größeren Stücken. Und als ich so am Fenster stand, nachsinnend, auf welche Weise ich ins Innere gelangen könnte, sagte hinter mir plötzlich jemand langsam und getragen die folgenden Worte: „Guckst hinein, so schau ich zu; steigst hinein, so hau ich zu.“ — Stand hinter mir ein alter ruppiger Mann mit Rucksack und Stock.

Das war — wie er sich gleich dartat — der Halter, der über die Sommerszeit auf den Gründen weidenden Ochsen — weit über hundert Stück, verschiedenen Bauern gehörig — zu überwachen hatte. Im Hause war sein Unterstand, in demselben hatte er auch Mehl und Salz aufbewahrt, mit denen er die Kinder täglich aßen musste.

„Ihr Saggera, Herrenleut!“ brummte der Alte jetzt weiter, „vor Euch geht schon gar nix sicher nit. Den Schlüssel hab ich gut versteckt, aber gefunden haben sie ihn und hineingekommen sind sie mir! Nachher hab ich den Schlüssel gar mitgenommen auf die Weid, und jetzt sind die Teufel beim Fenster und gar beim Dach hineingestiegen und hab müssen alles fest mit Brettern verschlagen. Was sie denn haben, da in der alten Hütten drinnen!“

„Das weiß ich halt auch nicht,“ war meine Antwort.

„Sie sagen, von wegen dem Kluppenegger-Peterl,“ fuhr der Halter fort, „der so Bücheln geschrieben hat, dem ist das halt sein Heimathaus. Sie schreiben auch alleweil so Sachen auf, aber ich kann nix recht lesen, und kenn mich halt frei nit aus. Wollt eh noch nix sagen, aber zu meiner Schnapsflaschen sind sie mir schon ein etlichmal kommen und haben mir den Schnaps austrunken, die Saggera!“

„Die Fremden werden das freilich nicht getan haben,“ war meine Meinung, „die, wenn sie auf der Alm einen Schnaps trinken wollen oder einen andern Tropfen, haben schon selber was bei sich.“ Man sah tatsächlich Stoppeln und Scherben von Liquör- und Weinflaschen herumliegen, sogar eine Schaumweinflasche war da; denn manche Touristen, die hoch heraufkommen, wollen es oben auch hoch hergehen lassen.

Die Bettwände fühlten sich so  
so kaltes und gefrorenes  
so kaltes und gefrorenes  
so kaltes und gefrorenes  
so kaltes und gefrorenes



Ging 14. - Das Bett.

Hier das Bett aus der Rückseite des  
Hauses zur Mühlbäckerei. Es war an  
dieser Stelle gestellt. Das Bett ist sehr  
einfach. Es besteht aus einer Bettkasten  
und einer großen Decke, die auf dem Bett  
liegt. Das Bett ist sehr einfach.

Haben diese Betten jenseits des  
Bauernhofes nicht mehr Umgang mit  
mit den Bauernhäusern.

Kein Anstieg auf ein Dach, nur  
in das Bett, um es aufzuhören.

Unter diesem Bett ist eine  
Wand, in Form eines Tisches.  
Die Wand ist aus Holz, ganz ohne  
in Stein.

Handzeichnung Roseggers für einen Aufsatz über das steirische Bauernhaus:  
Das Ehebett im Kluppeneggerhof

Als ich derlei dem Alten zu bedenken gab, begann er mich angelegerlich  
zu betrachten, wackelte mit dem Haupte, und endlich sagte er: „Bist du  
etwan gar der Peter?“

„Wird schier nicht weit gefehlt sein, Vetter.“

„Saggera, jetzt fang' ich an, dich zu kennen. Hau, da muß ich dich leicht ja ins Haus hineinlassen, bist eh vor noch lang drinnen gewesen.“ So sagte er, zog einen Eisenstab aus der Tasche, der an dem einen Ende die ringförmige Handhabe, an dem anderen eine bewegliche Zunge hatte. Das war der Schlüssel, den er nun in ein Wandloch neben der Tür steckte, und bald war diese offen. Als ich vom dunklen Vorhaus in die Stube trat, war das erste, daß ich mir den Kopf anstieß. Ich war während meiner Abwesenheit größer geworden, aber nicht klüger. In der Welt sollte man doch lernen, achtzugeben, daß man nicht — oben anstößt!

Was mir in einem Winkel des Vorbodens gleich auffiel, war ein großer Haufen alter zertretener Schuhe, mausfarbig, vertrocknet, zusammengeschrumpft. Männer schuhe, Weiberschuhe, Kinderschuhe. Es waren wohl auch solche dabei, die einst meinen Vater gedrückt haben; es waren gewiß auch jene neuen Paare darunter, welche die Magd Katharina auf Wallfahrtswegen zertreten mußte, bis sie sich den Gilber-Steffel zum Mann erbat. Es waren endlich auch jene Schuhe dabei, die ich werktags nicht tragen durfte, damit ich des Sonntags welche hätte, und die ich sonntags nicht anziehen durfte, damit sie mir für den Werktag blieben. Und es war recht, die Schuhe sind doch zertreten worden, während die Löcher, die ich mir in die Haut der Barfüße gerissen, längst wieder verwachsen sind, ohne daß ein Flickschuster dazu nötig war. Die Mäuse, denen solche Schuhe sonst ein Leckerbissen gewesen zu einem Hochzeitsschmause oder frohem Totenmahl, wenn der Jäger die Kake erschossen, sie ließen jetzt das alte Lederwerk unberührt, es mangelte ihnen wohl die Zuspeise, der Speck, mit dem es längst nicht mehr eingefettet worden.

In der Stube war eine ganze Seite der Holzwand mit Kreide beschrieben. Die fremden Besucher, die so oder so sich Eingang ins Haus zu verschaffen gewußt, hatten sich mit ihren verschiedenen Empfindungen hier verewigt. Besonders viele Frauen gab es an der Wand. Darunter, daneben, dazwischen, wo eben Platz war, hatte der Halter mit mühseligen und ängstlich gezogenen Kreidestrichen seine geschäftlichen Aufzeichnungen gemacht. Also waren die verschiedenen Handschriften zu lesen: „Grüß Gott, Waldbauernbub!“ — „Wo Heidepeters Gabriels Wiege gestanden, trinken wir ihm ein langes Leben zu.“ — „Ein Pfund Salz vom Steinbauern.“ — „Dieser Tag in der lieben weltfernen Waldheimat ist einer der schönsten meines Lebens. Eine Pil-



Alte Mühle bei Krieglach

Peter Rosegger und sein Heimatland 7

gerin aus Dresden.“ — „Atemlos und waschelnäß kam ich an, es ist kein Spaß. Ich ließ mich verlocken vom Gedicht, die Wirklichkeit entspricht der Dichtung nicht.“ — „Bei herrlichem Wetter hier angekommen, hoch Rosegger!“ — „Ein Ochs, ein Kalb vom Reitberger.“ — „Lieber die Waldheimat lesen als heraufsteigen schwer, wenn ich nur wieder unten wär!“ — „Zwei Verehrerinnen sagen dem Dichter Verhelsgott.“ — „Der Schwendbauer hat sein Paar 15./8. heimtrieben.“ — „Prost Petri Kettenfeier, aber deine Bücheln sind zu teuer.“ — „Unter den Schirmbäumen des Waldbauernhauses habe ich die Schriften des Waldschulmeisters gelesen, dabei gesjubelt und geweint. Ein Wiener.“ — „Der Gräherer is noch das Haltergeld schuldig, 50 kr.“ — „Hoch die Krieglacher Maderln!“ — „Auf der Alm gibt's ka Sünd!“ — „Vom Berger ein Jodel (Stier), detto 2 Kalben.“

Dieser und ähnlicher Art waren die Inschriften, die ich im hölzernen Fremdenbuche beim Kluppenegger gefunden hatte. Insofern die Huldigungen mir galten, nahm ich sie wohlgefällig an, gab im übrigen dem Halter den Rat, er möge sein Kindvieh, damit es die Bergsteiger und Bergsteigerinnen nicht belästige, doch vielleicht auf eine andere Wand schreiben.

„Wär eh wahr,“ meinte der Alte, „man kennt sich bei dem Gekräz schon gar nimmermehr aus.“

„Was sagst denn da dazu!“ rief er plötzlich und deutete auf die Kante des Tisches, von der kleine Holzspältchen losgeschnitten worden waren, „da schneiden sie Spalteln herab und nehmen's mit. Was braucht's denn das, hab ich einmal eine gefragt. Meint sie, das wär' halt ein Andenken. G'spassig sind die Leut.“ G'spassig sind sie, sehr richtig.

Offen gesagt, mir war's nicht sehr heimlich in der dumpfigen Lust, in einem Raume, wo mich manches zwar erinnerte an die Armut vergangener Zeit, aber nichts mehr an die Heiterkeit und die Lust der Jugend. Und das muß ich auch sagen: Die fremden Besucher bekommen nach dem jetzigen Zustande nicht die richtige Vorstellung von der Heimlichkeit, der gemütlichen Belebtheit, die oft in diesem heute so öden Raume geherrscht hat. Das Haus war, besonders in meiner früheren Jugend noch, wohl bestellt und mit vielerlei guten und hübschen Sachen eingerichtet, die nun längst verschleppt oder zertrümmert worden sind. Der Hof war eine Dorfgruppe von Gebäuden, die einen vierseitigen Hof umgaben, und an den Kreis der Hauptgebäude lehnten sich die Streuhütte, die Karrenhütte, die Bretterhütte, die Gerätekammer für



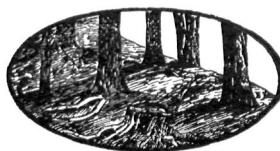
Peter Nosegger als Siebzigjähriger. In seinem Krieglacher Arbeitszimmer aufgenommen von seinem Sohne Sepp

die Pflüge, Eggen, Spaten, Axt, Sägen und so weiter. Das ganze Handwerkzeug des Zimmermanns und des Schmiedes gehört in den Bauernhof. Weiterhin unter den Schirmtannen stand der Feldkasten, eine festgebaute Vorratskammer für Korn, Schmalz, Speck und Leder. Ferner war ein „Gasthäusel“ da, ein kleines Gehöft, eben wieder mit Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden, für den Ausgedingler. Ferner gehörten zu diesem Bauernhofe noch eine dreiläufige Getreidemühle, eine Leinölstampfe, die unten am Wasser standen, und eine Kohlenbrennerstätte mit Wohnhäusel und Kohlenhütte. Eine Flachsbrechelstube und ein Sommerstall standen entlegener . . . . Wo ist der dazugehörige Schmuck, den das Haus in meinen Jugendtagen getragen?

Wo der schön durchbrochene Söller, wo sind die zierlich geschnitzten Dachgiebel, wo die weißen Schützenscheiben, wo der hölzerne Laufhirsch, der damals an der Außenwand gehangen? Wo sind die geweihten Weidenkreuzlein an der Haustür, die zahllosen Schnitzwerke, womit Wohnungseinrichtung, Geräte und Werkzeuge geziert waren. . . . Heute gleicht das Haus einem Totenschädel, an dem man auch nicht mehr ersehen kann, wie einst am Lebenden die Gesichtsbildung und die Gestalt gewesen sind.

Seit zwanzig Jahren hat von meiner Familie hier niemand mehr gewohnt, wohl aber verschiedenerlei fremde Leute, die alle in Not und Elend waren, endlich ebenfalls davongezogen sind und das hinfällige Haus auf dem stillen Berge allein gelassen haben.

Ich will es auch wieder allein lassen, steige noch weiter hinan zu den Hochmatten und schaue hinaus in das weite blauduftige Berggrund. Dieser Anblick ist mir noch so traut, als hätte ich ihn nie aus den Augen verloren. Die Berge stehen noch, wie sie gestanden, die Bächlein rinnen noch, wie sie geronnen, und die Wolken ziehen noch gerade so hoch und still darüber hinweg wie einst, als ich mir meine Welt am Himmel baute. Mir ist die Gegend ein unerschöpflicher Schatz von Erinnerungen und Stimmungen; wenn ich diesen Schatz auch nicht oft aufsuche, so weiß ich doch, daß er mir nicht zerstört und nicht gestohlen werden kann. Nur insofern hat sich auch die Gegend verändert, als an manchen weiten Flächen, wo einst Wald gestanden, heute frische Schlagblößen sind, und wo einst Felder und Wiesen waren, jetzt junger Wald grünt. Und mitten in dieser kräftig aufkleimenden Wildnis steht das Haus, das nicht leben und nicht sterben kann. Völlig zwecklos und sinnlos steht es da, auf wen will es noch warten?





Die alte Schule in St. Kathrein

### Wie der Allmipeter gedichtet hat

In meiner Brust so Auff der linken Seide  
ist etwas, man nends das Herz —  
Und an meiner Brust, so auff der linken Seide  
ist etwas, o Welcher Schmerz, —  
ist, ja bei meiner ehre,  
die Priftasche, die lere.

Die Priftasche liegt an der schwindsucht Krank  
bei dem Herz  
und ich bin tarum halt gar so frank  
in dem Herz.  
Und oft krigt die Briftasche einen follen Pauch,  
Mahnypriff sind darein und von Mädel auch  
ein Prif: fohl ist mein Herz! — — o Scherz!  
o Schmerz!"

Erstes Gedicht des elfjährigen Waldbauernbuben.

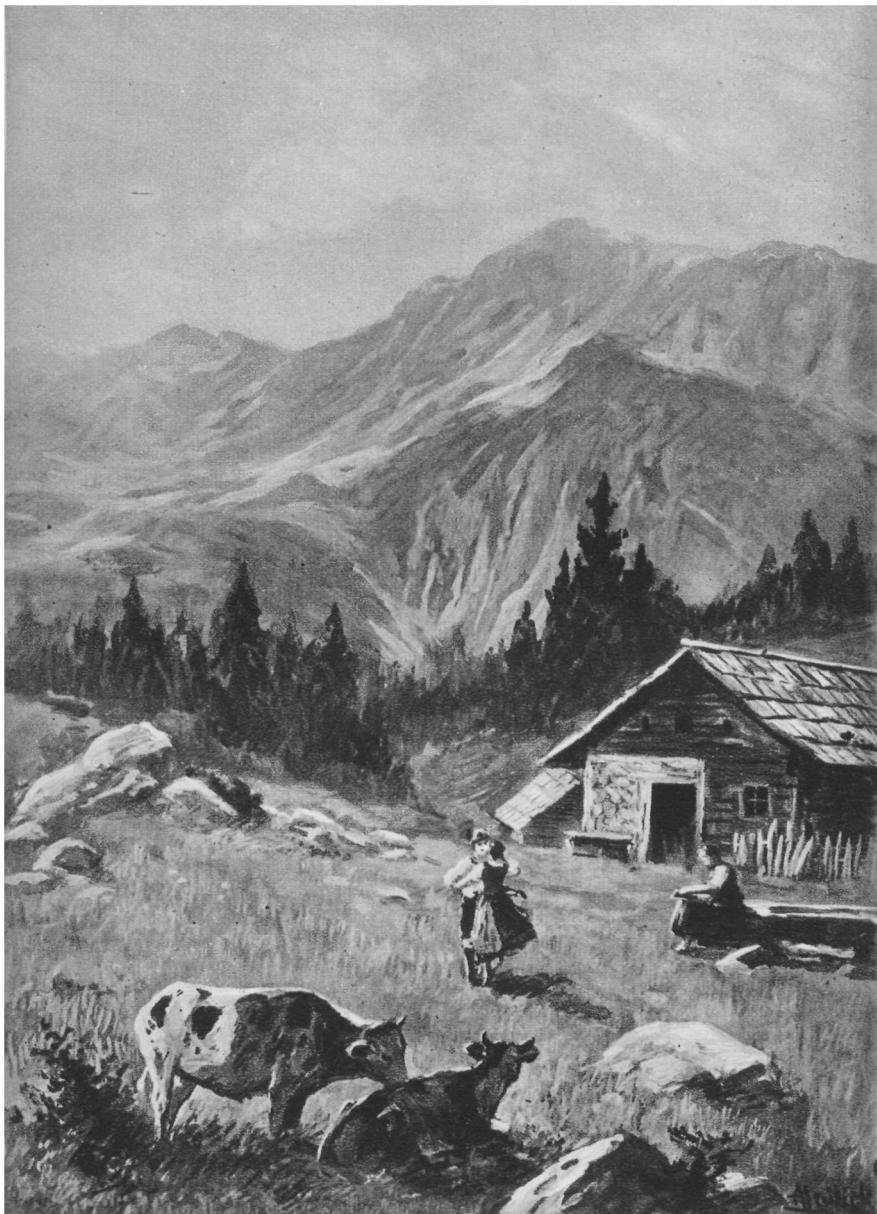
Rückblickend berichtete 1892 der Fünfzigjährige: „Am Weihnachtsabende des Jahres 1879 fand ich unter dem Christbaume zwanzig neu- und hübschgebundene Bände, auf deren Rücken mit Goldbuchstaben die

Worte prangten: „Werke von P. K. Nossegger“. Ich stützte. Wer konnte mir meine eigenen Werke zum Geschenk machen? Besaß ich mein Handeremplar ja ohnehin. . . . Die zwanzig Bände enthielten die Handschriften, welche ich als Hirtenknabe und Schneiderlehrling einst in den Feierabendstunden in dem Waldbauernhause meist beim Kienspanlichte gedichtet und geschrieben hatte.“

Es waren jene fünfzehn Pfund Dichtungen Vaters, aus denen Dr. Adalbert Svoboda erkannte, daß ihr Verfasser Förderung verdiente.

„Diese Schriften, von mir völlig vergessen, waren seit vielen Jahren verstaubt in einer Kiste gelegen; meine junge Frau hatte sie heimlich gehoben, aber nicht etwa, um in denselben interessanten Jugendbekennissen nachzuspüren, sondern sie hübsch binden zu lassen und mich damit unter dem Christbaum zu überraschen. Das war ihr auch glänzend gelungen. Dann freute ich mich dieser „Werke“, welche im „Klassikerformat“ so stattlich vor mir standen, und die mir nun als Gabe meiner Lebensgefährtin wirklich wert geworden waren. Und die Schriften, welche der achtzehn- und zweiundzwanzigjährige Junge in heiligem Orange und schrecklichem Ernst geschrieben, kamen dem Mann, der auf der Höhe seines Lebens stand, rührend pathetisch und rührend dumm vor. Im Kreise seiner Kinder durchblätterte er sie an manchem Winterabende und versetzte sich dabei zurück in die lieben Flegeljahre und in die blinde Seligkeit des Selbstgenügens, welches literarischen Dilettanten in jenem Alter eigen zu sein pflegt. Die Schriften hatten einen denkbar gemischten Inhalt und folgende Titel: „Freue dich des Lebens“ (1857); „Dramatische Werke“ (1859); (diese enthielten z. B. folgende Erzählungen: „Der Schuster als Gespenst“, „Der Sohn des Geisterkönigs“, „Viktor und Friedolin, oder Sieg und Heil vom Erlöser“, „Ein Jedes zwei Herzen“, „Der Raubschütz“ usw.); „Die Welt. Ein Wochenblatt zur Belehrung und Unterhaltung“ (1860); „Fröhliche Stunde, erscheint alle Vollmondnächte. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung dem lieben Landvolke gewidmet“ (1861 – 1865); „Sonnagsblatt“ (1862); „Meine Gedanken. Illustrierte Volkschrift zur Erinnerung für Geist und Gemüt, Heiterkeit und Frohsinn“ (1863/64); „Kalender für Zeit und Ewigkeit. Illustriertes Volksbuch für erbauliche Unterhaltung“ (1861 – 1863); „P. K. Nosseggers Volkskalender“ (1861 – 1866); „Museum. Illustrierte Blätter“ (1864/65).“

Im Jahre 1858 entstand auch die erste „Lebens-Beschreibung“,



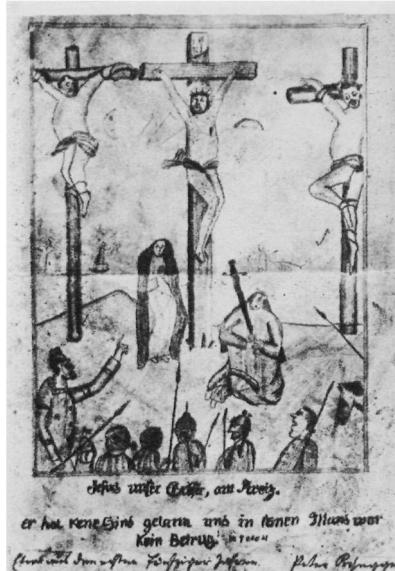
Sonntagsfrieden auf der Alm

deren fünfzehn kleine Seiten von der großen Sehnsucht nach Geistesbildung erfüllt sind, die nur auf dem Wege zum Priesterstand erreichbar schien. Sie schloß mit der herben Enttäuschung: „Ich bin zu alt zum Studieren . . . !“

Als genau zehn Jahre später Robert Hamerling, der Dichter des „Ahasver“, eine andere und zwar sehr romantische Lebensbeschreibung, den autobiographischen Roman „Gabriel Mondfels“ zur Beurteilung vorgelegt bekam, da äußerte er sich nach Vaters Aufzeichnungen folgendermaßen: „Was die Lebensbeschreibung betreffe, so pflegten die meisten großen Dichter eine solche nicht zu Anfang, sondern gegen Ende ihres Lebens hin zu verfassen; ich hätte noch ganz bequem Zeit, zuerst etwas



Titelblatt zur Selbstbiographie des Fünfzehnjährigen



Eine Jugendzeichnung Roseggers

zu erleben und dann erst zu beschreiben. Das, was ich bereits im Waldlande erlebt, sei zwar nicht unwesentlich, allein es wundere ihn, daß ich im Stil jene schlichte Einfachheit verschmäht hätte, die dazu gehöre; die Sache sei doch gar zu schwunghaft ausgefallen . . . .“

„Als Verlagsort aller dieser Schriften ist angegeben: Krieglach-Alpel beim Kluppenegger. Die Handschrift ist deutlich und sorgfältig, die Orthographie haarsträubend, oder wie es dort einmal heißt „harstreißent“. Das seltsamste an den Schriften sind die Illustrationen, deren fast in jedem Bande zahlreiche und mit unterschiedlicher Manier vorkommen: Bleistiftzeichnungen, Federzeichnungen, mit Wasserfarben kolorierte, auch solche, deren Schatten mit in schwarze Tinte getauchten Pinseln herge-

stellte wurden. Die Bilder sind teils in den Text, teils auf eigene Blätter gezeichnet und stellen alles Mögliche dar, sowie es auch der Text mit allen Bereichen des Lebens und der Phantasie aufnimmt. Manche der Bilder sind mit Fleiß und gutem Geschick entworfen, andere sind lächerlich, einfältig, und die ernsthaftesten Darstellungen wirken oft so urdrollig, daß ich beim Beschauen selbst nicht wußte, wie mir geschah. Auch erwähne ich fleißig gezeichnete Land-



St. Kathrein im Schnee

karten und Pläne von Ländern und Städten, die — gar nicht existierten.“

Den Leserkreis, für den diese absonderlichen Schriften des „Alm-peterls“ bestimmt gewesen sind, bildeten die geradezu zahllosen, aus mehreren Ehen stammenden Kinder des Kaufmanns, Mehners und „immerwährenden Gemeindevorstandes“ von St. Kathrein, des ehemaligen Schulmeisters Karl Haselgraber. Seine Buben führten mit ihren Kameraden in entlegenen Scheunen gleich an Ort und Stelle gedichtete Komödien auf, man machte gemeinsame Bergpartien, er-

zählte einander Geschichten und Schwänke, die man irgendwo zusammengelesen hatte, kritisierte Bücher, lobte die „Freisinnigen“ und verdamme die „Glaubenslosen“, denn Haselgraber's waren „liberal“! Sie lasen eifrig und trieben Musik, die Mädeln sangen im Kirchenchor, sie gaben und empfingen Anregungen, und brachte mein Vater seine freie Zeit nicht bei ihnen zu, so suchte gewiß einer oder der andere der Brüder ihn auf dem nur eine und eine halbe Gehstunde entfernten Kluppenegg auf. Er war den bummelwitzigen Freunden der „gute Kerl“, den sie als „Schneiderpeter“ und nachher als „Stadtschnackel“ harmlos neckten, was den Betroffenen sogar schmeichelte. Ihm selbst waren die Haselgraber weit mehr! Wenn er seine Bücheln schrieb, dachte er nur an die Leute im Mehnerhaus, alle Erzählungen, Dramen, Betrachtungen, Bekenntnisse und Gedichte waren nur für sie bestimmt. Ihnen zu Ehren wurden die Hefte mit den schönsten Bildern geschmückt und herzklopfend überreicht. Der Verfasser legte sie auf das Fensterbrett und lauerte ehrgeizig, ob sie wohl beachtet würden, aber besondere Anerkennung brachten sie ihm nie ein, und nannte ihn jemand einen „Dichter“, so war das stets mit ein bishchen Spott gemischt. Der Lesepreis von zwei Kreuzern für den Band sollte den Einkauf von Papier und Tinte erleichtern, wurde aber manchmal dahin missverstanden, als b e k ä m e der Leser zum Lohn für das Lesen zwei Kreuzer! Die Haselgraber, als beste Freunde, erhielten die Sachen natürlich „kostenlos“ geliehen. Von Fremden vertiefe sich hin und wieder einer in die Büchelchen und schüttelte dann verständnislos den Kopf.

„Also das Geschäft hat nicht geblüht“, heißt es in dem Erinnerungsbuch „Mein Weltleben“, „ob schon die Haselgraber manchen Bogen Papier gestiftet hatten. Besonders die kleine Maria, manchmal schnippisch, dann wieder treuherzig gestimmt, die legte mir bisweilen vertraulich einen jungfräulich reinen Bogen vor, um sich heimlich darüber zu ergözen, wenn sie dann darauf ein in gemalte Rosen eingekräntzes, angehendes Liebesgedicht fand mit der Ueberschrift: „An M. H.“ – Gelesen wurden solche Gedichte, das besagte einmal ein zartes Billettlein, in welchem sie dem Schneiderbuben freundlich riet, er möchte sich mehr um Männerhosen, denn um Weiberröcke kümmern. Das sei aber ein Missverständnis, berichtigte ich im nächsten Heft: „Ich dächte nicht an Weiberröcke, sondern was drinnen stecke.“ Aber dann kam doch wieder ein weißer Bogen von ihr, und er kam doch wieder zurück mit dem angehenden Gedicht, das „nach Küssen von der Süßen“



Beim Waldbrunnen

plangte. . . . Selbst die schönsten Gedichte wurden nur gelesen, wenn die anzügliche Ueberschrift „An M. H.“ darüberstand. Die Kameraden schauten mich darob mitleidig an. Sie hatten in Liebessachen andere Praktiken.“



Des Dichters Handwerkzeug aus seiner Schneiderzeit  
1860–1865

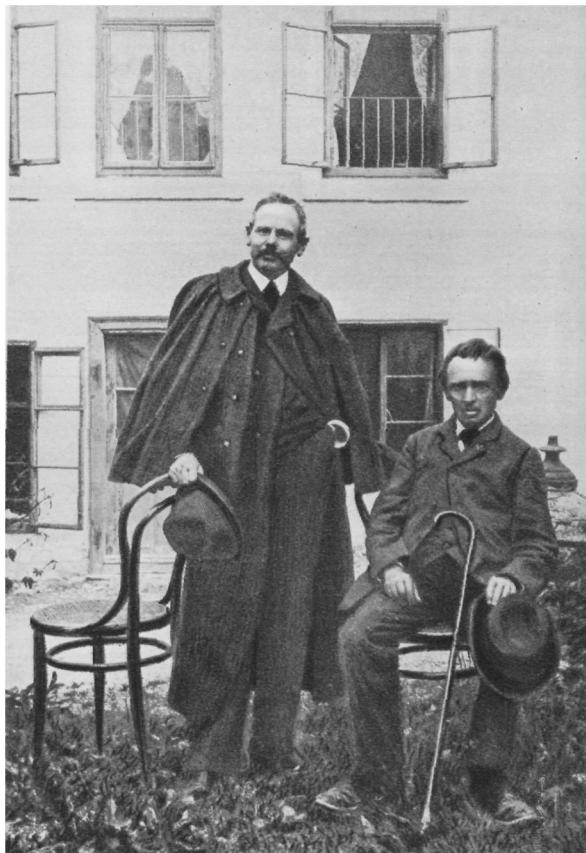
nen zu lernen, und die überschwängliche Jugend tauzte sie, die im Leben und im Spiel Rätsel aufgab, „Maria Turandot“ und „die Hausteinische Sphinx“. Als der Wohlstand im Meissnerhaus hinschwand, konnte sich ihr Stolz nicht entschließen, im Heimatdörflein selbst einen Dienstplatz zu suchen, sie ging in die Stadt und wurde Köchin in feinen Häusern. Zeitlebens hat sie gern gesungen und Kla-

Ja, die Maria! Sie war die Jugendliebe Vaters, dessen Frau sie um keinen Preis werden wollte, sie ist zeitweise der Inbegriff aller Haselgraber gewesen, und nur für sie wurden die vielen Briefe geschrieben, die an ihre Schwester Magdalena, an ihre Brüder Eustach, Johann und Philipp abgingen. Eine „Dorfkönette“, wenn man will, doch nicht in des Wortes schlimmem Sinn — eine herbe Persönlichkeit, ein vornehmer, wenn auch eigenwilliger Charakter.

Vaters neugierige Stadtfreunde fuhren eigens nach St. Kathrein, um Maria ken-

vier gespielt, war witzig — ironisch, sogar geistreich, las gute Bücher und schrieb für ihre poetische Sammlung gehaltvolle Verse ab. Zu ihren Lieblingsbüchern gehörte Dante's „Göttliche Komödie“! Auch für Politik interessierte sie sich und mochte Bismarck nicht leiden, „weil alles nach seinem Kopf gehen musste . . .“ Vergleichsweise darf man sich an gleichnamige Pole erinnern, die einander abstossen. Von ihrem bescheidenen Lohn unterstützte sie ihre Brüder und versicherte gleichzeitig, sie seien ihr gleichgültig geworden; selten nur kam sie nach St. Kathrein, aber als die liebe Pfarrkirche abbrannte, schickte sie, ohne ihren Namen zu nennen, eine grosse Spende für den Wiederaufbau, von dem Wunsch begleitet, die neue möge der alten in allen Stücken gleichen . . .

**Ein wehes Heimweh,**  
 das sich hinter Trok verbarg! — So erscheint Maria Haselgraber in einem halben Hundert Briefen an Freundinnen und Geschwister. Ihre Ersparnisse verhalfen ihr endlich zu einem hübschen Verkaufladen in Wien. Gestorben ist sie in Graz am 10. September 1917, voll Sehnsucht nach St. Kathrein . . . Und wie vom Meßnerhaus der Haselgraber kein Stein mehr auf dem andern steht, so sind auch seine



Rosegger und sein Meister, der „Schneider-Matz“

Bewohner in die vier Windrichtungen verstreut worden, sind vergangen . . .

Maria war auch für Vaters künstlerische Entwicklung in mehr als nur einer Beziehung von Bedeutung: Wo in seinen Dorfgeschichten ein hübsches, kluges, resches Bauernmädel die Ellenbogen spreizt, da steckt sie dahinter! „Die Jugendliebe!“.

Hören wir des weiteren die Selbstkritik an, die Vater unerbittlich an den Dichtungen seiner Waldbauernbubenzeit geübt hat: „Also lag mein geistiges Jugendleben nun vor mir, hübsch in Leinwand gebunden. Manchmal las ich dort und da einige Zeilen heraus, sie waren mir so traut und so fremd zugleich, sie erregten in mir eine seltsam unbehagliche Empfindung, und ich hatte nicht den Mut, eins der Bücher ganz zu lesen. Ich war ihnen nicht mehr nahe genug, um sie in jener Einfalt, in der sie geschrieben wurden, wieder zu genießen, und ich war ihnen noch nicht fern genug, um sie rein gegenständlich zu nehmen. — Da war es in diesem lektvergangenen Winter eines Abends, daß ich in meiner Stube spazieren ging über die stillen Mondtafeln hin, die zu den Fenstern hereinfielen, und wieder einmal nachdachte über mein vergangenes Leben und darüber, ob ich heute mehr oder weniger wert sei als etwa vor dreißig Jahren, und ob mir der Inhalt jener fernen Zeit nicht etwa sachte verloren gegangen wäre. Da fiel es mir ein: Du hast ja Dokumente, du hast ja schriftliche Zeugenschaften von allem, was dich damals beschäftigte und bewegte! — Ich zündete die Lampe an und suchte aus dem Kasten jenen Band hervor, der im Jahre 1860 geschrieben worden war und den Titel führte: „Die Welt“. Das Buch hat die Form einer Wochenschrift mit 52 Nummern. Ich habe es durchgelesen und stehe nicht an zu bekennen, daß die Lektüre, mit Ausnahme weniger Seiten, eines der peinlichsten Vergnügen war, die ich je gehabt. Und doch war diese Durchsicht nötig zur Selbstprüfung, zu jener Selbsterkenntnis, die ich mir erwerben will. Die Bilder des Buches (möge Apollo mir verzeihen, wenn ich so etwas Buch nenne!) waren mir die einzige Labe. Die Erzählungen aber, die Plaudereien und vollends die Gedichte! So schlimm treibt's keiner von allen unsfern Gymnasiasten. Ich habe in letzter Zeit so manches Erzeugnis poetischer Naturburschen gelesen: Gedichte eines Bauernjungen von Oberzeiring, religiöse Aufsätze eines Bauernknechtes von Maria Trost, Erzählungen eines Handwerksburschen aus Buchberg usw. — so beklagenswert waren sie nicht als die Schriften in dieser „Welt“, in dieser schlechtesten der Welten . . . Vor-



Der „Alpelhofer“ in St. Kathrein am Hauenstein, wo Nosegger am 5. Juli 1860 bei seinem Meister Ignaz Orthofer als Schneider in die Lehre trat

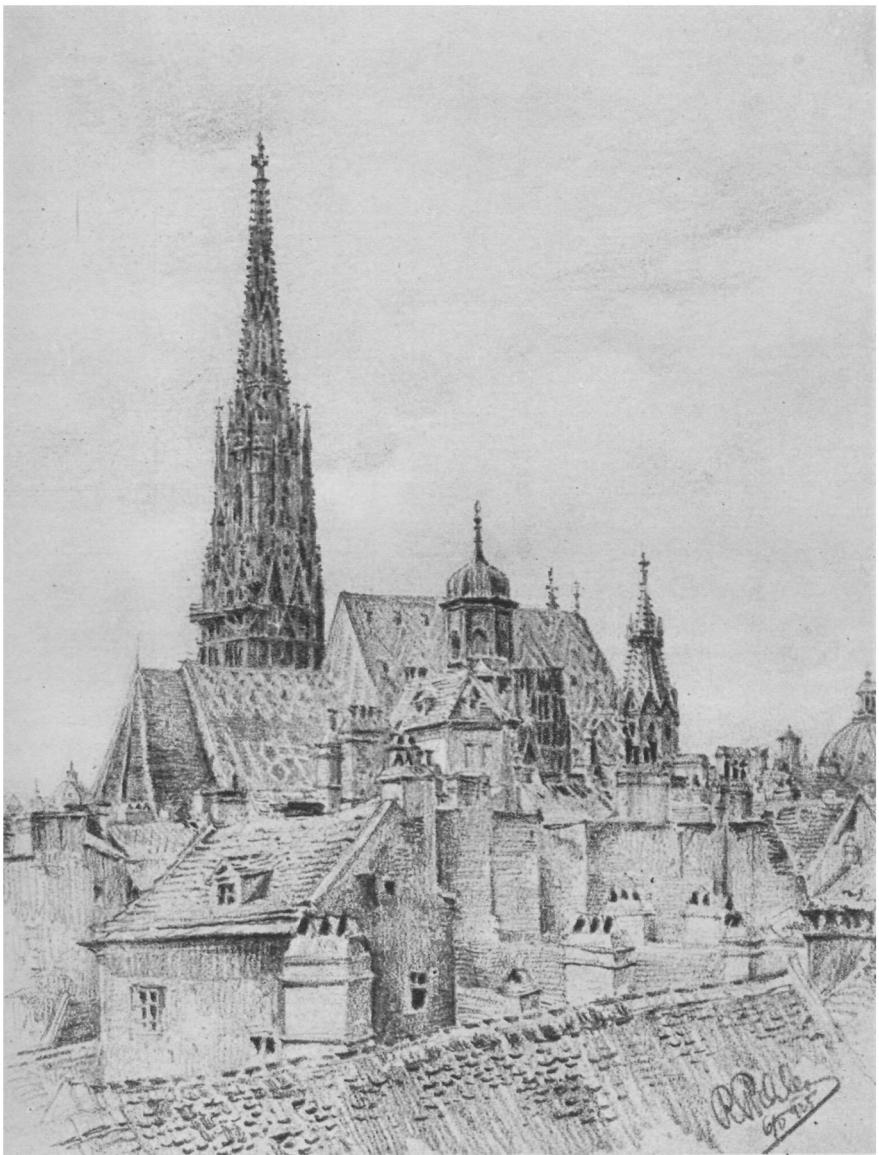
herrschen in den Schriften jener Jahre die religiösen Betrachtungen. Die ältesten derselben sind überaus fanatisch gehalten, erfüllt von eingebildetem Hass gegen die ‚neue Zeit‘, von welcher der Waldbauernknabe redete wie der Blinde von der Farbe. Schon im siebzehnten Lebensjahr begann in religiösen Auffschreibungen ein milderer, duldsamerer Sinn hervorzutreten. Die Wandlung ging scheinbar ohne äußere Einflüsse vor sich, mit einer gesteigerten Nachdenklichkeit stellte sich mehr und mehr eine gutmütige, versöhnliche Weltanschauung ein. . . . Die Betrachtungen des aufblühenden Jungen befassten sich viel mit der irdischen Vergänglichkeit, mit dem jüngsten Gerichte, mit Hölle und Himmel. Auch tat der Knabe, als ob er schon alt wäre, und erging sich gerne in ‚Erinnerungen an Kindheit und Jugend‘. Die Gefühlsausdrücke dieser Art, wie sie z. B. in der ‚Welt‘ vorkommen, sind ganz unecht und in der Form lächerlich läppisch: ‚O damahls (in der Kindheit nämlich) ja, ja damahls schien mir die Sonne noch einmahl so hell und

der Gesang der lieben Vöglein noch einmahl so schön, ja ja damahls schien mir der Himmel noch einmahl so blau, die Wiesen noch einmahl so grün, meine Augen noch einmahl so klar, o damahls, ja ja damahls – ach, ade, Dage meiner Kindheit, ade, damahls schien mir das Leben noch einmahl so süß, ach ja, so süß.“ Und so geht es fort. Beim Schopfe nehmen möchte man den Schlingel dafür, daß er sich selber so anlügt! „Ach damahls, ja damahls!“ seufzte der heitere, sonst zu allerlei Schalkhaftigkeiten aufgelegte Junge, „wir kannten nicht das Friedhofskreuz, wir kannten nicht das Todtenbein . . . Bin herabgerathen an den Orth, der mit W anfängt – in die Welt . . .“

Ungeachtet aller Schwächen und Mängel ist ein so allgemeines Aburteil über die unreifen Jugendliteraturen ungerecht. Man muß sie schon gegen ihren eigenen Verfasser verteidigen, der erst nach einem weiteren Vierteljahrhundert, als er ihnen endlich doch „fern genug“ geworden, um sie „rein gegenständlich zu nehmen“, selbst den richtigen Maßstab zur Beurteilung gefunden hat.

Was konnte man denn von einem elf- bis zweiundzwanzigjährigen Bauernbuben Künstlerisches erwarten, der eine unzulängliche Schule besuchte, der in einer Umwelt schwerster zermürbender körperlicher Arbeit aufwuchs, wo er niemals ein hochdeutsches Wort zu hören bekam, ausgenommen Sonntags, von der Kanzel herab, aber auch der Landgeistliche redete sein „Pfarrerdeutsch“, das sich mit der gepflegten Schriftsprache nur ganz unvollkommen deckte. So blieben als Vorbilder, wie in der 1912 niedergeschriebenen „Lebensbeschreibung des Verfassers von ihm selbst“ im ersten Bande seiner Gesammelten Werke zu lesen, „Gedichte, Jugendschriften, Reisebeschreibungen, Zeitschriften, Kalender. Besonders die illustrierten Volkskalender regten mich an. In einem solchen fand ich eine Dorfgeschichte von August Silberstein, deren frischer, mir damals ganz neuer Ton, und deren mir näher liegender Gegenstand mich zur Nachahmung reizte. Ich war damals etwa fünfzehn Jahre alt. Ich versuchte nun auch, Dorfgeschichten zu schreiben, doch fiel es mir nicht ein, meine Motive aus dem Leben zu nehmen, sondern ich holte die Stoffe aus den Büchern . . . Erst sehr spät kam ich darauf, daß man aus dem uns zunächst umgebenden Leben die besten Stoffe holt.“

Trotzdem enthält die Spreu auch fruchtbare Korn. Die 1911 ausgearbeitete phantastische Erzählung „Das lichte Land“ trägt die erläuternde Fußnote: „Der Entwurf stammt aus dem zwanzigsten Lebens-



Der Stephansdom in Wien

jahre des Verfassers“! Und stammt nicht auch das weitverbreitete mundartliche Gedicht „Därf ih s Dirndl liabn?“ ebenfalls aus den geschmähten „Bücheln“ des „Almpeterls“? Ja, dieses „Därf ih s Dirndl liabn“ wurde so volkstümlich, daß es in eine ganze Reihe deutscher Mundarten übertragen wurde und zuguterletzt ein biederer Schwabe gegen Peter Rosegger den Vorwurf des „Plagiats“ erhoben hat, weil er das Liedl aus dem Schwäbischen ohne Quellenangabe ins Steirische übersetzt hätte . . . Und wie unentbehrliche, noch lange nicht ausreichend für die Erfassung des schriftstellerischen Werdegangs Vaters benützte Behelfe bieten seine handschriftlichen Bücher! „Meine Gedanken“ und „Fröhliche Stunde“ 1863 z. B. zeigen hübsch gemalte Ansichten von Wien und Schilderungen der Fußreise nach der Donaustadt, in Poesie und Prosa. Diese Fußreise gab vielleicht die Anregung zu der berühmt gewordenen Erzählung „Als ich den Kaiser Josef suchte“. Dazumal verfertigte möglicherweise der Wiener Maler Alois Schönn das Bildnis des Waldbauernbuben, das erst Jahre nach Schönn's Tod durch einen Zufall neu entdeckt worden ist. Leider geriet der wahrheitsgetreue für „Fröhliche Stunde“ bestimmt gewesene Bericht über die Wanderung in Verlust. Noch manches andere persönliche, für die Geistes- und Charakterentwicklung wesentliche Erlebnis und Ereignis ist in den Blättern vermerkt. Freilich beweist derlei nichts, wenigstens nichts Unmittelbares für den Literarischen Wert der vorzeitigen schriftstellerischen Übungen, doch darf auch das darin enthaltene Ursprüngliche nicht unterschätz werden.

Als diese Bücher und Hefte entstanden, besuchte mein Vater — ohne daß er dies zu seiner Zeit wissen oder auch nur ahnen konnte! — die erste und beste Hochschule für steirische Volkskunde, indem er in den Jahren 1860 bis 1865 in siebenundsechzig Bauernhöfen als Schneiderlehrling arbeitete, die verschiedenartigsten ländlichen Menschen unter den verschiedensten Lebensbedingungen kennen lernte, und nicht etwa, um sie voreingenommen und mit Absicht zu „studieren“, sondern als einer von ihnen unter ihnen lebend, ihre Freuden und Nöte und Beschwernde teilend. Während der „Almpeterl“ seine nachempfundenen Geschichteln hinkritzete, drang er unbewußt zu tiefst ins bäuerliche Leben mit allen seinen Abarten und Wandlungen ein, und die Früchte der ungesuchten Erkenntnisse finden sich wieder im Lebenswerk des Dichters.

Aber sieht man auch ganz ab von der „literarhistorischen“ und der „volkskundlichen“ Bedeutung der oft allzu jugendlichen dichterischen Er-



Peter Nosegger als Waldbauernbub

güsse, so lassen sich auch unrechte Perlen aus dem — zugegeben — überwiegend tauben Bodensatz lösen.

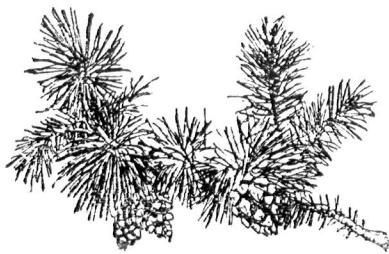
Nur von einem geborenen Künstler kann das Gedicht herrühren, das im Jahre 1866 entstanden ist:

U n e n t r ä t s e l t e s .

Das Schönste, was im Denken ich empfunden,  
Vermag ich nicht durch Worte auszudrücken;  
Und will ich es durch schöne Worte schmücken,  
So ist mir der Gedanke oft entchwunden.

Das Schönste, was mein fühlend Herz empfunden,  
Das ist so rein, so zart, ich kann's nicht denken;  
Und kaum will ich in Sinnen mich versenken,  
Ist oft mir jenes Urbild schon entchwunden.

Das Schönste, was im Innern mir entsprossen,  
Das kann ich mir doch selber nicht enthüllen;  
Der Seele reinster Teil nur kann es fühlen,  
Und tief in meinem Herzen liegt's verschlossen.





Noseggers Geburtshaus, von der Südseite gesehen

## *Gabriels Vogelkäfig*

Ein kleines Kapitel aus dem unbekannten autobiographischen Erstlingsroman „Gabriel Mondfels“, eines Vorläufers von „Heidepeters Gabriel“

Von Peter Nosegger (1867/68).

Gabriel und Jakoberl, sein jüngerer Bruder, halten Kommission über das Gut am Eck, hatte doch letztens der Vater gesagt, er wolle einem von ihnen die Wirtschaft geben. Nun aber sagten beide, an der Wirtschaft sei nichts daran. Gabriel wollte nichts anderes als studieren, und des kleinen Jakoberls Wunsch ging darauf hinaus, ein Uhrmacher zu werden. Da wollte nun Gabriel als Pfarrer in der Kirche die Heiligen prächtig aufpuzen lassen und viele Fahnen — die Fahnen gefielen ihm besonders! — anschaffen; den Predigtstuhl wollte er auf den Turm hinaufbauen lassen, weil die Leute nicht in die Kirche gingen, und damit ihn das ganze Dorf, auch die Mägde, die zu Hause bleiben müssten, hören könnte. Gabriel, der ja oft zur Kirche durfte, kannte ja alle Verhältnisse genau. Ferner wollte er, wenn er Pfarrer war, dem Bruder Uhrmacher die Kinder taufen und unterrichten, und dieser müßte ihm dafür die Kirchenuhr bewahren. Und Jakoberl wollte eine rechtfärbliche Uhr erfinden, eine Uhr, die in Feuersgefahr selbst anschlagen

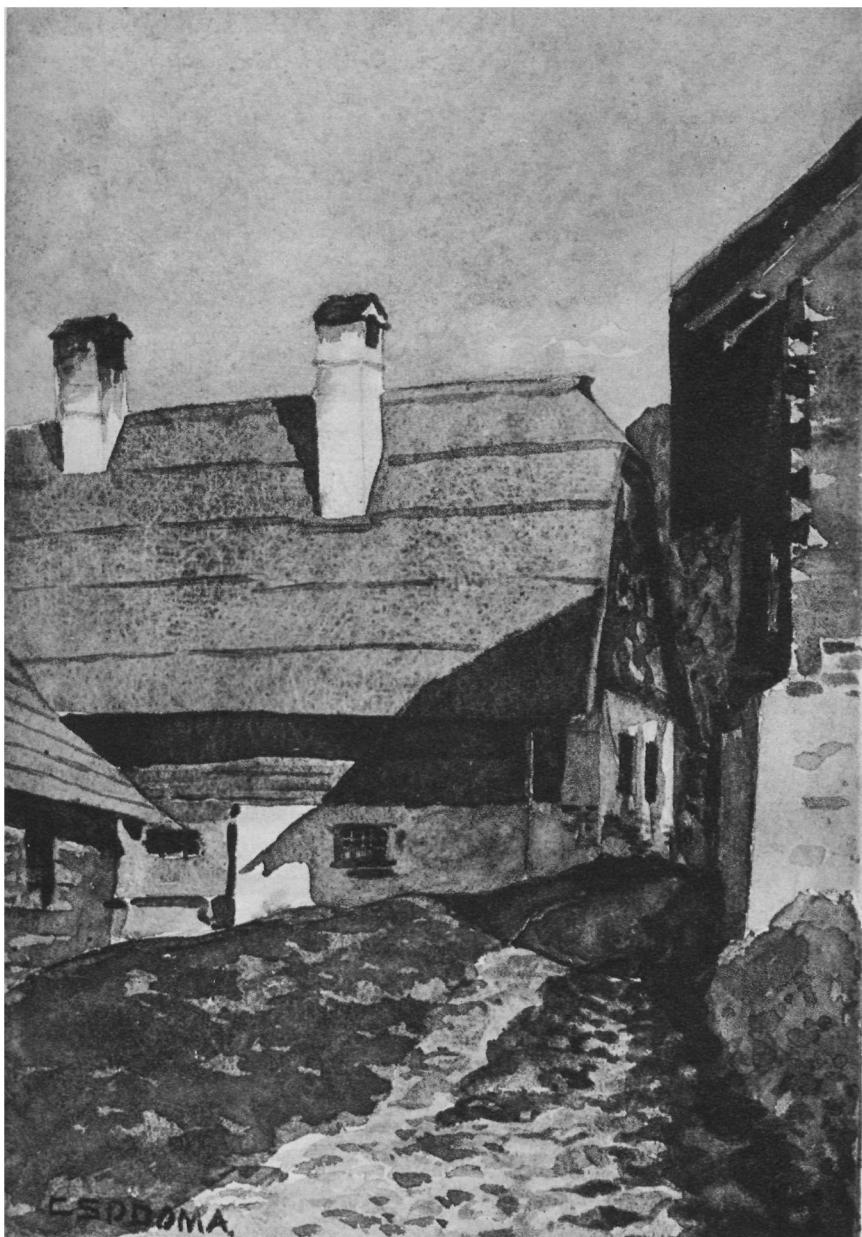
und von selbst Wasser über das Dorf spritzen sollte. Und daß man sie nie aufzuziehen brauchte, weil sie sich durch eine gewisse Vorrichtung selbst aufzog, das hatte Jakoberl bereits heraus — kurz, er sollte es als Uhrmacher so weit bringen, daß er — wie er einmal in einer Geschichte gehört — endlich sogar Hofuhrmacher werden und sich in der Stadt ein großes Haus bauen könnte und wegen seiner besonderen Verdienste um die Uhrmacherzunft sogar in den Adelstand erhoben würde. „Jakoberle von Eck“ sollte dann sein Name sein, damit er nicht vergesse, von wem er abstammte. Indessen sollte auch der Herr Pfarrer nicht immer Herr Pfarrer bleiben — durch seine gründliche Gottesgelehrtheit, sein ausgezeichnetes Predigertalent sollte er zum Dechant und endlich zum Bischof ernannt werden.

Die beiden Söhne des Bauern am Eck hatten sich so in ihr Ideal hineingelebt und -gelogen, daß sie alle Abend, wenn ihre kleinen Hände in Hof und Stall beansprucht wurden, nicht wenig Mühe hatten, sich ihres Adels und ihrer Bischofsmüze zu entledigen.

Unter anderem war bei den beiden Knaben auch der Gegensatz ihrer Neigungen merkwürdig. Der kleine Jakoberl war mehr für das Praktische, für das Materielle, während Gabriel in der reinen Luft oft die herrlichsten Schlösser sah und andere Gebilde, die der Kleine durchaus nicht bemerkten konnte. Gabriel lebte mehr dem Nichtdaseienden. Zum Beispiel behauptete er im Sommer, der Winter sei doch hunderttausendmal schöner als dieser einfältige eitle Sommer mit seinen ewigen Fliegen und Heuschrecken; war's aber Winter, so rühmte er den götlichen Sommer mit seinen Blumen und Früchten und Mondnächten und Pfingsten und Fronleichnamsfeste — und was es herrliches sei um ein Gewitter, während ihn der Winter wenig ansprach. Jakoberl aber sagte im Sommer, er könne im garstigen Winter gar nicht leben — und war der Winter da, so fand er ihn unendlich schöner und angenehmer als den Sommer. Hat der nicht viel Talent zum Glücklichwerden?

Als beide von ihren Firmpaten drei Silberzwanziger zum Geschenk erhielten, kaufte sich Jakoberl davon ein schwarzes Lämmerl und Gabriel die Geschichte der heiligen Genoveva. Wenn wir hier dem Gange unserer Erzählung um einige Jahre vorgreifen, so sehen wir, wie sich Jakoberl vom Lämmlein zwei Paar weiße, schwere Ochsen erwirtschaftet, während Gabriels Büchlein schon recht zerrissen und schmutzig war.

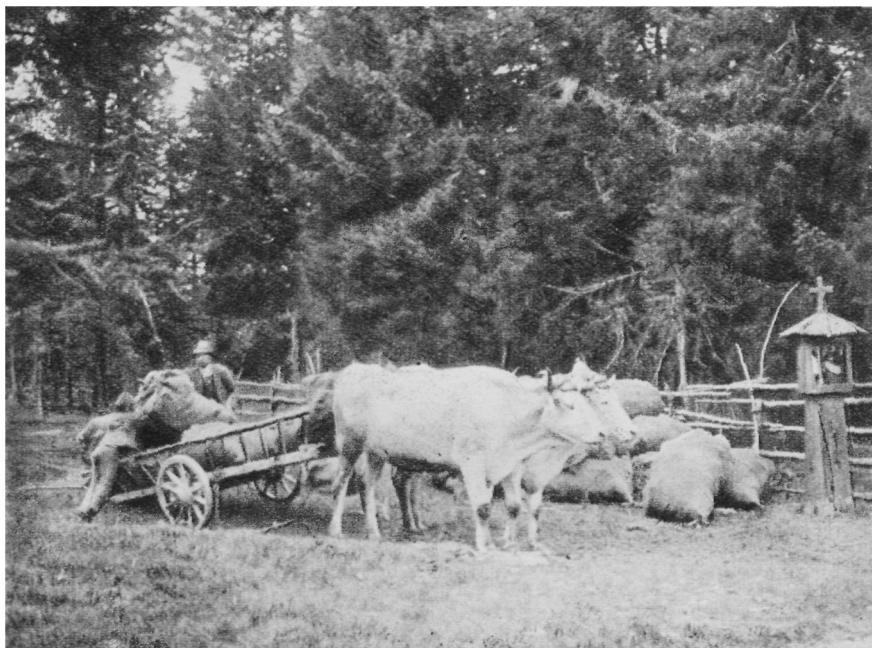
Jakoberl war ein geschickter Vogelfänger und hatte immer seine



‘Der „Magriker“ bei Krieglach, der Bauernhof von Peter Rosegger’s Bruder Jakob

zwei Meisen oder Stieglitz im Käfig. Gabriel zeigte durchaus keine Freude daran, und doch – einmal, als ihm sein Brüderl zum Namens- tag drei Kreuzer-Schein („Wiener Währung“) zum Geschenk machte, bat er es, ihm statt des Geldes eine Meise zu verehren.

„Was willst du denn damit machen?“ fragte Jakoberl, „du hast ja keinen Käfig.“



Oxen im Joch (Holzkohlenfuhr)

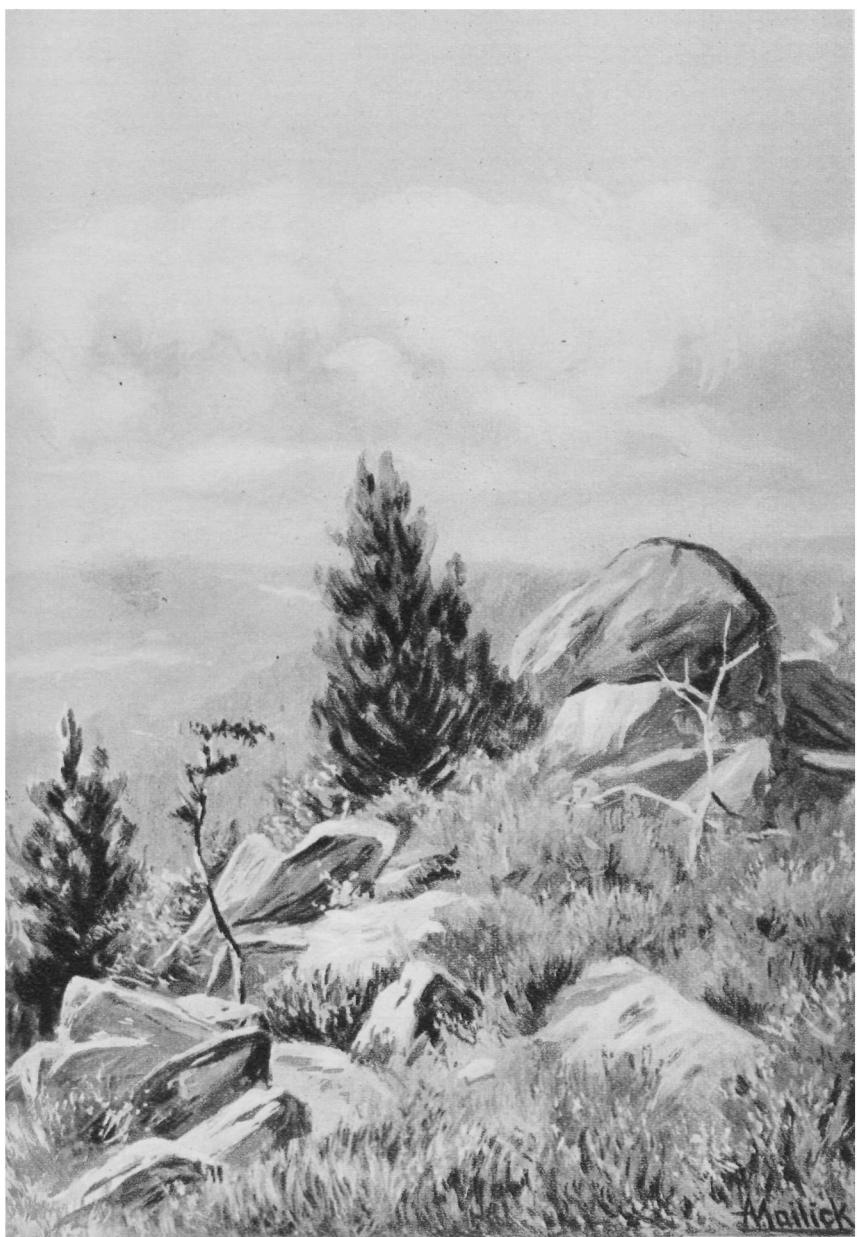
„O ja, Brüderl, einen recht schönen und großen, und ich hab auch schon viele Vöglein, bei weitem mehr als du.“

Da war denn Jakoberl überaus neugierig: „Aber zeig mir sie, lieber Gaberl.“

„Nur, wenn du mir die Meise gibst.“

„O nimm, mein guter Gaberl, welche du willst, und behalte auch das Geld.“

Gabriel fing das weiche Tierchen aus dem Käfig, öffnete das Fenster und ließ es hinausfliegen in die freie, herrliche Welt.



Am Steinbühl

Jakoberl machte große Augen. Gabriel blickte dem Vogel nach, der auf der nächsten Schwarztanne lustig zwitscherte. — „Schau da, meinen Käfig, Jakoberl,“ lächelte er. „Gott selbst hat ihn gebaut, und die Millionen Vöglein darin, die gehören alle mir, und der liebe Gott füttert sie jeden Tag mir zuliebe. Wozu soll ich denn in der finsternen Stube noch was Besonderes haben? Da draußen ist ja genug Platz für die guten Tierchen, die wir doch alle recht lieb haben. Siehe, dort ist ein Zeisig — und das Rotkehlchen dort — ei, und übersieh mir die zwei Finken nicht auf dem Kirschbaum, und — oh, ich glaube gar, ein Kanari! Nicht wahr, das ist schön? Wenn du dich daran satt gesehen — schau, schau, wie die Schwalben dort um die Esche tanzen! —, wenn du, wollt ich sagen, dich daran satt gesehen hast, dann kannst du wieder zu deinem Käfig in die Stube gehen.“

Jakoberl war armsünderlich dagestanden, dann ergriff er des Bruders Hand und sagte kleinlaut: „Gaberl, ich möcht' dich um etwas bitten!“

„Ei, willst du etwa deine Meise wieder zurück haben?“

„Ich möchte viel mehr — viel mehr . . . Dein Käfig ist so groß, daß du ihn gar nicht ganz übersehen kannst — willst du nicht mit mir teilen?“

„Ja wenn du auch deine Vögel mit mir teilst.“

Jakob ging und ließ alle seine Vögel — er hatte damals deren vier — ins Freie fliegen.

Da küßte Gabriel seinen Bruder und Kompanon. — —



Ein „Wunschkreuz“



Das Waldschulhaus in Krieglach-Alpel

### Erinnerungen an die Waldheimat

Von Emil Ertl

Im Juni 1901 taucht in Briefen Peter Roseggers an mich wiederholt der Wunsch auf, ich möge ihn in Krieglach besuchen, um mit ihm einen Ausflug nach Alpel, der Heimat im Waldland, zu unternehmen. Es muß wohl vorher mündlich dergleichen geplant worden sein, woran ich mich nicht mehr erinnern kann. Jedenfalls war es schon lange meine Sehnsucht gewesen, die Waldheimat an der Seite des Dichters zu durchwandern, der diesen verborgenen Erdenwinkel durch das Erleben seiner Kindheit und Jugend so wunderbar zu verklären wußte, daß nun das ganze deutsche Volk darum weiß.

„Geh, komm nächsten Sonntag zu uns, oder schon Samstag. Ich möchte Dich nach Alpel führen. Will dort oben ein Schulhaus bauen und möchte mich darüber mit Dir besprechen.“ (Krieglach, 11. 6. 1901.)

Das „Aufforsten“ einer Menschengemeinde, wie er es im „Waldschulmeister“ gedichtet hatte, das plante er um diese Zeit in Wirklichkeit umzuführen. Das Schulhaus sollte Mittelpunkt neuer Siedlungen werden. Der Gedanke erfüllte ihn damals ganz. Und hieraus kam

wohl auch die Anregung zu meinem Besuch in Alpel, der sich aus verschiedenen Gründen immer wieder hinausschob. Mehrfach kommen Briefstellen jener Zeit darauf zurück:

„Lieber Freund! Wir erwarten Dich also Samstag abends. Willst Du nicht auch Deinen Herbert mitnehmen?“ (Krieglach, 13. 6. 1901.)

Und am 21. 6. 1901: „Da das Wetter sich immer noch nicht bessern will, so werden wir unsern Ausflug nach Alpel wohl auf den 29. 6. verschieben müssen. Schreib halt ein paar Tage früher, ob Ihr kommt. Programm wäre folgendes: Aufbruch in Krieglach früh 7 Uhr, Ankunft in Alpel 10 Uhr. Dort Rast bis 5 Uhr. Aufbruch um 5 Uhr, Ankunft in Krieglach 7 Uhr. Also zu Fuß etwa im ganzen 5 Stunden; eine Strecke kann man aber nötigenfalls auch fahren.“

Uebrigens wurde auch den 29. Juni nichts daraus. Das Unwetter scheint angehalten und Roseggers Befinden unter dessen Einfluß sich verschlimmert zu haben. Oft und oft kam es ja vor in bösen Sommern, daß er „die freie Zeit zwischen einer Bronchitis zur andern mit Asthma ausfüllte.“ Auch damals muß es so gewesen sein, wenigstens schreibt er unterm 4. Juli, er könne jetzt nicht zu Fuß gehen nach Alpel. Es wird darum nunmehr eine Wagenfahrt in Aussicht genommen. „Also nächsten Samstag kommt Ihr!“

Und diesmal gelang endlich der Wurf. Eine vom 8. Juli 1901 aus Krieglach datierte Karte lautet:

„Lieber Freund!

Das freut mich, daß Du mit mir einmal oben warst in meinen stillen Waldbergen. Und da Du Dich besonders auch für die abgestifteten Bauernhöfe interessierst, so möchte ich gerne, daß Du jetzt mein Buch „Jakob der Letzte“ lesest. Allein, ich finde hier kein einziges Exemplar, um es Dir zu schicken. Erst im Herbste – solltest Du es dort nicht leicht zur Hand haben können. Mit Ausnahme eines einzigen schlimmen Kapitels dürfte diese Waldbauerngeschichte auch Deinen Herbert interessieren.

Heil und Freude Euch!

Rosegger.“

Zwischen dem 4. und 8. Juli 1901 fand also jener mir stets in lebendiger Erinnerung bleibende Ausflug statt, den ich unter Führung Peter Roseggers in Begleitung meines damals dreizehnjährigen Sohnes Herbert nach Krieglach-Alpel unternahm. Es war mein erster Besuch in der Waldheimat. Vor allen späteren, die ihm folgten, hatte er jenen



Die Straße nach Alpel

besonderen Reiz voraus, der uns gefangen nimmt, wenn bis dahin unbekannte Gegenden uns zum ersten Male auch unbekannte Menschen- schicksale aufschließen, von denen wir gehört haben mögen, die uns aber doch erst zu beschäftigen anfangen, sobald sie Anschauung geworden.

Ich habe Ritterburgen auf bewaldeten Hügeln in Trümmern liegen sehen — die Zeit war über sie hinweggeschritten, die Faust, die den Pflugsterz führt, mächtiger geworden als die stahlumpanzerte. Ich habe Siedlungen arbeitender Menschen durch Lawinen, Bergstürze, vermurende Wildbäche zerstört und verschüttet gesehen — das Unterliegen im Kampf mit den Elementen ist nichts Unerhörtes, zumal in den Bergen oder gar im Hochgebirge. Aber mitten in einer mehr lieblichen als großartigen Hügellandschaft voll üppiger Wiesen und duftender Blumen, in einer Gegend, die zum Anbau, zur Viehhaltung, zur Bienenzucht wie geschaffen scheint, die überall von frischen Wassern rauscht und reichlich genügend Holz hat, um die Wirtschaft zu erleichtern und zu ergänzen — inmitten eines solchen Paradieses möglicher Fruchtbarkeit immer wieder aufgelassenen, in Schutt zerfallenen Bauernhöfen, Gestrüpp- und Unkraut-überwucherten Trümmern menschlicher Siedlungen zu begegnen, das war mir neu, das hatte ich noch nie und nirgends gesehen, sah's auch seither nicht wieder. Und das war in jener Zeit, ehe Roseggers Waldschulhaus greifbare Gestalt angenommen hatte, die Waldheimat: Abgestorbenes Bauernleben, verdrängt von Holzwirtschaft und Jagdbetrieb, erstickt und überwuchert vom Walde. Ganz so, wie es in „Jakob der Letzte“ geschildert ist, einem der soziologisch wahrheitsgetreuesten Romanen Roseggers, den ich natürlich längst kannte, aber nun mit gesteigertem Anteil wiederlas.

Was ließ sich tun, wollte man die mehr und mehr um sich greifende Wildnis zurückdämmen? Die echt Roseggersche Antwort lautete: Eine Schule errichten mitten im grünen Wald, ein vorgeschobenes Völlwerk gleichsam des rodend zum Gegenangriff übergehenden und das Land der Kultur zurückerobernden Bauerntums. An jenem Tage zeigte er mir die Stelle, die er für den Schulhausbau in Aussicht genommen: „Der Orts- schulrat und der Landeshauptmann haben mir ihre moralische Unterstützung zugesagt, damit muß ich für den Anfang zufrieden sein. Ein Kriegslacher Baumeister, ein wackerer deutscher Mann, hat mir versprochen, nur die Selbstkosten zu berechnen. Im übrigen verlege ich mich aufs Betteln, das ich diesmal im großen Stile betreiben will . . .“

Fast fällt es mir schwer, mir den Zustand waldumrauschter Verein-



Verlassener Bauernhof

samung zu vergegenwärtigen, in welchem sich damals jene Talsenkung der Alpelgegend noch befand, von der man den Hügel zum Kluppenegger (Roseggers Geburtshaus) hinaufsteigt. Das schmucke Schulhaus, das sich seither hier erhebt, hat die frühere Erinnerung verdrängt. Das erfreulichste Leben waltete darin, als ich ihm zum letzten Male meinen Besuch abstattete. Ein tüchtiger Waldschullehrer, ein Mann, der auch in allen häuerlichen Dingen bewandert war, und dessen umsichtig schaltende Gattin sammelten die Kinder der noch übrig gebliebenen Höfe um sich, und die meisten blieben, da diese Höfe oft recht fern lagen, auch über Mittag, hielten sich also fast den ganzen Tag im Schulhaus, Schulgarten oder in den zugehörigen Werkstätten und Wirtschaftsgebäuden auf, Buben und Mädeln. Denn sie lernten nicht etwa bloß Lesen und Schreiben. Sie wurden zum Gemüsebau, zur Bienenzucht, zum Hämmern, Fischern, Schlossern angeleitet, mit der Natur bekannt gemacht, mit nützlichen oder heilsamen Tieren und Kräutern, mit Giftpflanzen und Schädlingen des Tierreichs. Und die weibliche Jugend wieder ward von der raschlos tätigen Waldschulmeisterin in die Geheimnisse des Nähens, der Handarbeiten und der Kochkunst eingeführt.

Die in Wien rühmlich bekannte Kunststickerin Frau Paula Kabilka, eine würdige Matrone von bewundernswerter Geistesfrische, die aus natürlicher Warmherzigkeit im allgemeinen und aus Verehrung für Rosegger im besonderen einen förmlichen Studienplan für den weiblichen Handarbeitsunterricht der Waldschule ausgearbeitet hatte und auch das Material an Wolle, Nadelzeug und dergleichen bestellte, erzählte mir unlängst, es habe ursprünglich in ganz Alpel kaum mehr als eine einzige Schere gegeben, und die sei vorwiegend für Zwecke der Geburtshilfe in Verwendung getreten. Zwölf Jahre später dagegen, zu Roseggers siebzigstem Geburtstag (1913), habe man sich schon ernstlich darüber beraten können, welches Schausstück der Nadelarbeit dem allverehrten Begründer der Waldschule von deren Schülerinnen als Angebinde auf den Gabentisch gelegt werden solle, zum Zeugnis des dort herrschenden Fleisches und als Zeichen ihrer Dankbarkeit. Als man sich aber statt der anfangs geplanten pompos gestickten Kissen und ähnlicher Ueberflüssigkeiten schließlich für ein halbes Dutzend wollener Socken entschied, soll dies dem Dichter eine ganz besondere Freude bereitet haben.

Kaum minder als die Handarbeit gedieh auch alles sonstige zum Segen in der Waldschule. Es ist diese Erziehungsstätte wirklich zum



Skizze für die Gestalt des Waldschulmeisters

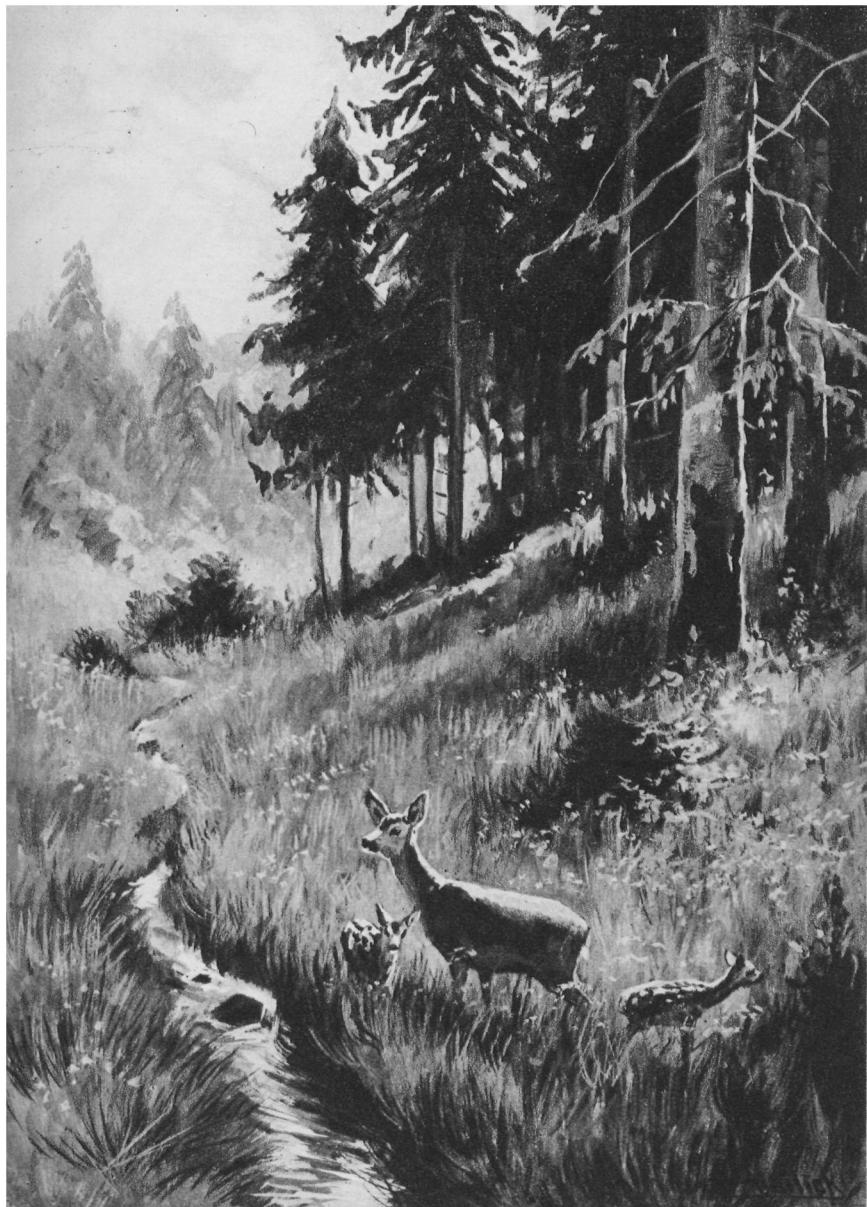
Keimblatt geworden für die Entfaltung neuen Lebens in Kriegelach-Alpel, die tätigen Fähigkeiten aufrüttelnd, Zuversicht und Anhänglichkeit an die engere Heimat stärkend, Kenntnisse auf dem Gebiet der gesamten Haus- und Landwirtschaft verbreitend und damit Lebensmöglichkeiten für eine höhere Anzahl Menschen schaffend, als der Wald hatte ernähren können. Mit Genugtuung durfte es Peter Rosegger in seinen Greisentagen noch mitansehen. Nicht bloß die warmen Wollstrümpfe an den Füßen bewiesen ihm, daß seine Schöpfung keine überflüssige oder verfehlte gewesen.

Aber ich greife vor und schweife ab. Wir halten im Jahre 1901, von der Waldschule noch keine Spur — außer in Roseggers Kopf. Da freilich stand schon alles fix und fertig, nicht nur der Bau, auch der Lehrplan, welcher theoretischen Unterricht und praktische Vorbildung zum bäuerlichen Beruf klüger als in irgend einer anderen ländlichen Elementarschule zur Einheit verschmolz. Davon erzählte er mir jetzt, der einzigartige Mann, der viel früher dichten als orthographisch schreiben konnte und trotz mangelhaften Bildungsganges ein größerer Pädagog und echterer Herzenspriester geworden war, als die Lehrerseminarien und geistlichen Konvikte sie im Durchschnitt auszubilden pflegen. Und unter solchen Gesprächen stiegen wir vom kleinen Wirtshaus Auenhof im Talgrund einem rauschenden Wasser entlang gegen das Geburtshaus an. Rechter Hand lag im Forst eine Jagdhütte. Er hielt inne und unterbrach sich:

„Die hab' ich über Sommer gemietet. In diesem Stübchen, in dieser Einsamkeit besucht mich noch manchmal die Muse. Hier kann ich noch arbeiten — sonst ist es ja aus. Nur wenn ich mich verkrieche, fällt mir ab und zu noch etwas ein. Darum will ich den Sommer über mich öfters hier herauf zurückziehn.“

Ich kannte die Klagen des Unermüdlichen, nie mit sich selbst Zufriedenen, der sich immer des Müßiggangs oder der mangelnden Schaffenskraft zieh und dabei eine so stattliche Reihe gediegener Schriften hinterlassen hat, wie kaum ein anderer deutscher Dichter. Lächelnd bemerkte ich, jetzt werde ihn wohl das Geldeinsammeln für den Schulbau genügend in Anspruch nehmen und überhaupt zu keiner andern Arbeit mehr kommen lassen?

„Der Geldausweis über die Sammlungen macht mir Sorgen,“ seufzte er. „Vorgestern hatte ich um 35 Gulden zu wenig, ich rechnete und rechnete bis in die Nacht — der Ordnung halber. Und gestern,



Am Waldbach

als ich es mit frischer Kraft anging und neuerdings alles zusammenzählte, hatte ich auf einmal wieder um 102 Gulden zu viel. Es ist zum Verzweifeln!"

Er lachte herzlich, und ich meinte scherzend, er hätte es ohnedies leichter als andre, da er doch Handelsschule studiert habe.

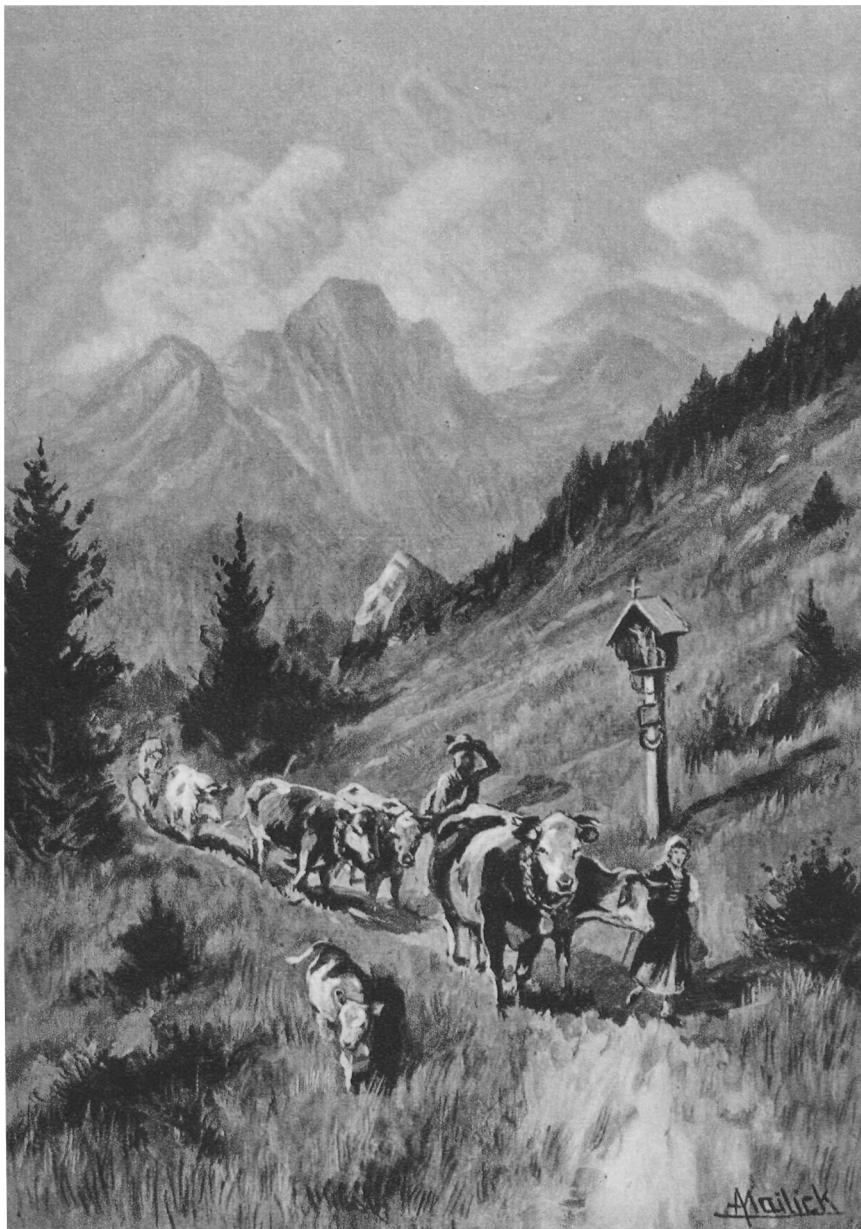
„Wenig, blutwenig hab' ich da gelernt!" behauptete er. „Besonders die doppelte Buchhaltung, die wollte mir halt durchaus nicht in den Kopf. Darüber ärgerte sich einmal, als wir darüber sprachen, mein Gönner, Herr Peter von Neininghaus. Und in lebendigen Worten entwickelte er mir in großen Zügen die Hauptgrundsätze — da ging mir plötzlich ein Licht auf, in zehn Minuten hatte ich spielend mehr gelernt als in den Mühen eines halben Jahres. So kann's einem manchmal unverdient in den Schoß fallen . . . ."

Der Weg stieg nun steiler an, die ganze breite Hügellehne hinauf harzdustender Wald. Das alles war Grund und Boden seiner Ahnen gewesen. Aber nicht Wald damals, sonst hätte nicht eine vielföpfige Familie davon leben können.

Wieder blieb er stehen, etwas kurztätig, das Asthma plagte ihn schon seit mehreren Tagen und Nächten. Er erklärte meinem Knaben, wie anstrengend es sei, auf so steilen Abhängen den Pflug zu führen. Aber alle die Saatfelder, die sein Vater besessen — „Kornweiten“ nannte er sie — hätten eine so abschüssige Lage gehabt. Da sei viel Schweiß geflossen im Herbst, wenn es umzupflügen galt für den Anbau des Winterroggens.

Und er erzählte, wie er als Bübel auf der Egge gesessen, sie zu beschweren, und die Zugochsen mit ihm durchgegangen, die steile Berglehne hinunterrasend. Und wie der Vater, als er ihn dennoch ohne erhebliche Verleukungen schließlich unter den Zähnen der Egge hervorgezogen, sich dankerfüllt nach Maria Zell verlobt habe. Dabei fiel mir auf, daß er die störrischen Ochsen, von denen einer „Pöll“, der andre „Foich“ hieß, nicht anders als „die Pöll-Foich“ nannte. Auf meine Frage erklärte er mir, der Bauer empfinde trotz des vorgesetzten Artikels der Mehrzahl das ganze Ochsengespann als eine einzige untrennbare Einheit. Darum sage man richtig nicht: „der Pöll und der Foich“, sondern einfach: „die Pöll-Foich“.

„Jetzt braucht sich da keiner mehr mit Pflügen und Eggen zu plagen,“ schloß er mit einem Anflug von Bitterkeit; „der Wald wächst von selber.“



Wiehabtrieb von der Alm

In der Tat ließ es sich schwer vorstellen, daß auf diesem dichtbewaldeten Berggrücken einmal ein Dutzend „Kornweiten“ sollten Platz gehabt haben. Und als wir schließlich bei dem von Geestrüpp und Unkraut umwucherten Kluppeneggerhause anlangten, da hätte ich aus dessen Lage fast mitten im Zann eher auf eine Unterkunftshütte für Holzknechte oder Jäger schließen mögen als auf einen ehemaligen Bauernhof, wären die Ausmaße des altersbraunen Holzgebäudes mit den quadratischen Fenstern, dem abgewalmten Bretterdach und der geschnitzten Galerie unter dem Giebel nicht immerhin recht stattliche gewesen.

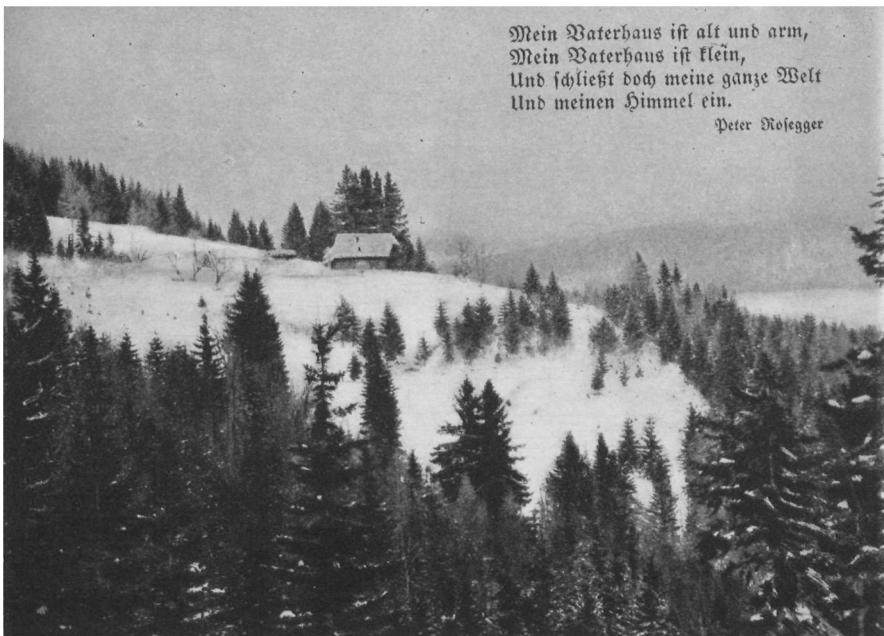
Hier also heißt's zum „Untern Kluppenegger“ oder zum „Vordern Kluppenegger“, wie Rosegger auf einer selbst gezeichneten Karte den Ort benennt, die den Zustand der Gegend um 1850 festhält. Hier ist 1790 Ignaz Rosegger, der Großvater unseres Dichters, geboren. Wir



Erster Entwurf für den Schauplatz des „Waldschulmeisters“

Mein Vaterhaus ist alt und arm,  
Mein Vaterhaus ist klein,  
Und schließt doch meine ganze Welt  
Und meinen Himmel ein.

Peter Rosegger



Roseggers Geburtshaus von Osten

befinden uns auf freier Kuppe hoch über allem Wasserauschen der gegen Krieglach fallenden Freßnitz und ihrer Zuflüsse. Nur das Brünlein am Haus plätschert noch so traut wie zur Zeit, da Peter der Waldbauernbub gewesen, und der alte Kirschbaum, der treulich ausgeharrt, verrät, daß einst nahrhaftere Früchte hier gezogen wurden als Fichtenzapfen. Wahrhaft herrlich aber ist der Auslug. Die zahlreichen tiefeingeschnittenen Tälchen, hier wie in vielen Teilen Steiermarks „Gräben“ genannt, von denen die Alpelgegend durchzogen ist, versinken in der Tiefe, und das ganze grüne Land ringsum wird zu einer einzigen weiten wogenden Hochfläche, auf der Wellenberg und -tal spielend und einander neckend die Durchschnittshöhe von 1000 Metern bald fröhlich übergipfeln, bald schmollend unterbieten. Und so wälzen wie ein Gewimmel riesiger grüner Delphine die geschwungenen Berggrücken sich durch- und übereinander, ferner, duftiger, farbiger werdend in der reichen Palette der Höhenluft-Perspektive, bis schließlich der massive Walfisch des Wechselgebirges den Blick begrenzend sich dunkelblau vor den nordöstlichen Himmel legt.

Peter Rosegger hatte von der (späten) Schule her eine große Freude an geographischen Kenntnissen und statistischen Daten und huldigte dieser Liebhaberei auch in der Heimat. Er wußte jede Bergkuppe zu benennen, den genauen Verlauf der Alpsteig-Höhenstraße zu verfolgen, den Aufbau des Fischbacher Alpenzuges zu beschreiben. Jede Höhenkote hatte er im Kopf, und aus zuverlässigen Anhaltspunkten stellte er aufs Haar die Lage der Ortschaften fest, die man nicht sehen konnte, weil sie sich in die Falten schmiegten: Fischbach, Strallegg und Wenigzell, Ratten, St. Kathrein am Hauenstein und andere.

Schließlich öffnet er mit dem landesüblichen Schlüssel die Haustür, die durch ein hölzernes Riegelwerk von gewaltigem Umfang verschlossen ist, und wir treten ein. Väterlich gütig nimmt er meinen Jungen an der Hand und zeigt ihm die Einzelheiten des Innern: „Das ist die Stube, wo ich zur Welt kam . . . . In den Trambaum ist die Jahreszahl 1744 geschnitten, so alt ist wohl das Haus, und alles verwendete Zimmerholz noch heute hart wie Stein; denn man nahm damals das Holz zum Bauen nur aus reifen Wäldern . . . . Wie oft saß ich neben der Mutter auf dieser vom Gebrauch blank gescheuerten Bank! . . . . Und nun gar die Ofenbank mit dem leiterartigen Geländer, an das die Mutter die Wäsche zum Trocknen hing! Nirgends hockte die Jugend sich so gern zum Alter als auf dieser Bank der wohligen Wärme und gruslichen Märchen . . . .“

Draußen hatte schon während des Aufstiegs der Himmel sich umzogen, jetzt ging ein stiebender Spritzregen nieder. Der richtige Anlaß, auf der Ofenbank Platz zu nehmen. Mit schier andächtigem Herzen saß ich neben dem Waldpoeten in dieser schlüchten, verlassenen Bauernstube, aus deren farger Dürftigkeit ein so reiches Gemüt seinen Ursprung genommen, als sollte sich die Sage vom Stall von Bethlehem irgendwie wiederholen, wenn auch in verjüngtem Maßstabe und mehr ins Weltliche gewendet, doch immer wieder aufs neue, immer anders und immer eigenartig ergreifend unter allen Völkern und Zeiten . . . .

Mein Knabe, dem aus einem Rosegger'schen Jugendbuche die Geschichte: „Als ich das Ofenhückerl gewesen“ bekannt war, wagte die Frage, ob der Ofen, an dem wir saßen, derselbe sei, in welchem der Waldbauernbub, verführt vom Knechte Kaunigl, sich verkrochen, um insgeheim Karten zu spielen. Und Rosegger bestätigte, es sei derselbe. Angeregt erzählte er, während er die halbkugelförmigen grünlasierten Kacheln streichelte, die aus der gekalkten Lehmkuppel des Ofens hervor-

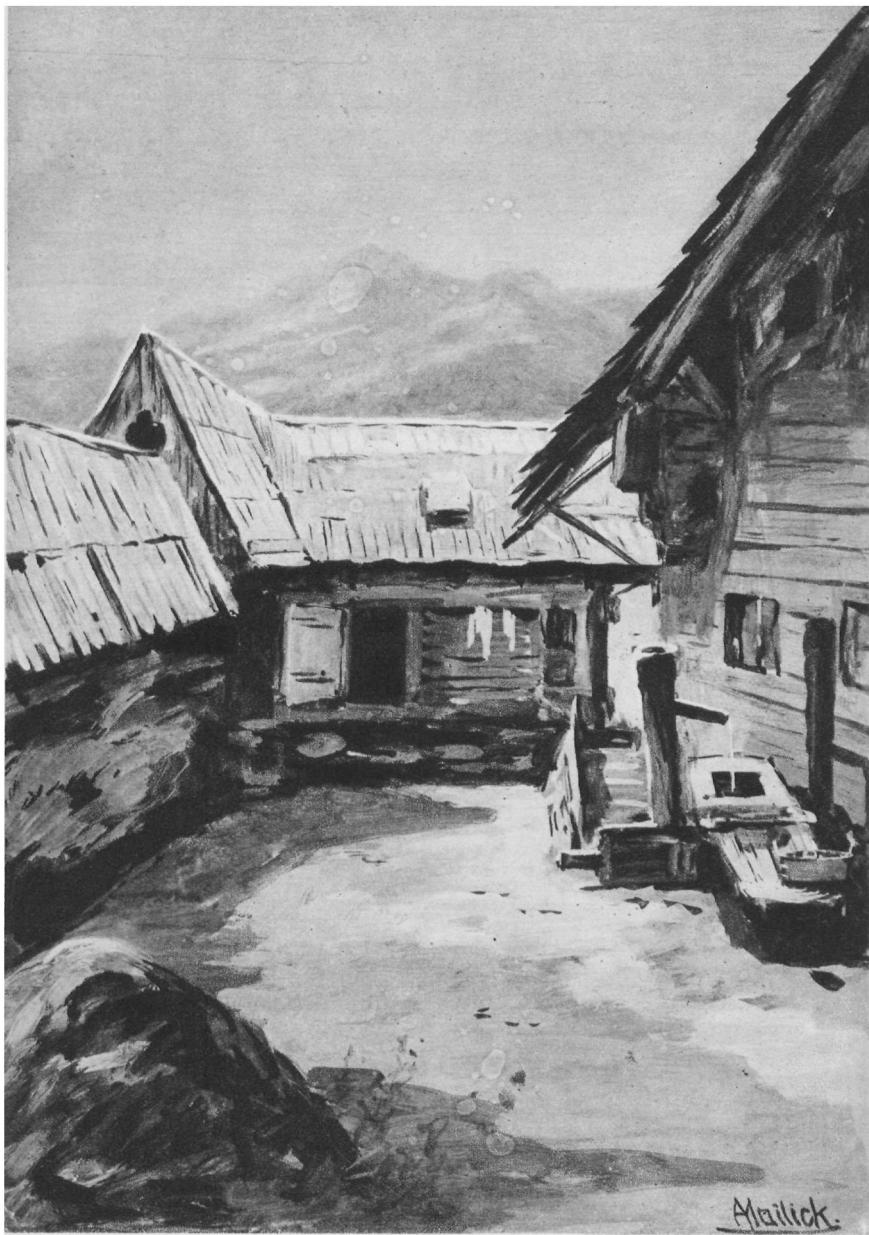


Helle Mächte – Waldbrand!

ragten, die Geschichte vom Raunigl mit allerhand launigen Ausschmückungen, daß sie immer unwahrscheinlicher wurde. Und da ich nur ein kleines Türl am anstoßenden Herd, aber nirgends ein Ofenloch sah, das groß genug gewesen wäre, um hineinzuschlüpfen, so wurde ich immer geneigter, die ganze Geschichte vom „Ofenhüterl“ für „Dichterlatein“ zu halten, um mich eines von Rosegger selbst geprägten Ausdrucks zu bedienen. Aber er merkte mir die Skepsis an der Nasenspitze an, lachte und meinte, so einem Stadtherrn wie mir müsse man freilich erst zeigen, wo der Ofensekret das Loch gemacht habe, ehe er an die strenge Wahrhaftigkeit eines Bauerndichters zu glauben geneigt sei. Damit führte er uns ins anstoßende Geläß, von wo sich denn tatsächlich ein ganzer Schacht in den riesigen Bauch des Ofens öffnete. Mein Junge, gläubiger als ich, entwaffnete meine Zweifel völlig, indem er sofort Anstalt traf, hineinzukriechen.

Als die regenspendende Wolke vorübergezogen war, traten wir wieder ins Freie, und Rosegger beschrieb uns, wie in seiner Jugend das Haus mit den Stallgebäuden und Scheunen sich zu einem ganzen Geviert zusammengeschlossen hätte, in dessen Mitte der völlig absperrbare Hof lag. Wenn ich nicht irre, nannte man solche Hausanlagen im alten Steiermark ein „Umadum“, und der Dichter selbst hat in seinem Tagebuch von 1865 die merkwürdige Bauart mit Stift und Pinsel festgehalten, als er, ein zweundzwanzigjähriges Studentlein, von Sehnsucht getrieben der Stadt entfloß, um die „Heimat“ (so nennt er damals das Vaterhaus) von allen vier Himmelsgegenden getreulich zu porträtieren und sie wenigstens im Bilde in seine dürftige Stadtstube mitzunehmen.

Wir stiegen nunmehr noch ein gutes Stück höher, zu den obersten Höfen der einstigen Berggemeinde. Der „Vordere Kluppenegger“, eben Roseggers Geburtshaus, steht ja immerhin auf seinen altersbraunen Pfosten noch da. Ist, ob auch verwahrlost, wenigstens als Erinnerungsstück und Schaustück erhalten, mag auch das Gütel selbst nur mehr der Holz- und Jagdwirtschaft dienen. Anders der „Hintere Kluppenegger“, der vollkommen in Trümmern liegt. Oder der einst so stattliche Riegelbauernhof, von dem die „Rosegger“ ihren Ausgang genommen haben sollen, und von dem nur mehr ein paar Mäuerchen ragen, als hätten weittragende Geschüze ihn zusammengeschossen. Oder der halb verfallene Heidenbauer, der mehr in der Richtung gegen die Alpsteigstraße liegt. Und so noch manch anderes Bauernhaus, einst eine feste Burg des Glaubens und der Ehrbarkeit, des Fleisches und der bodenständigen



Alalick.

In schweigender Nacht

Volkskraft, jetzt gemieden sogar von den Brennesseln, die sich nur ansiedeln, wo Menschen wohnen . . .

Hier empfand ich jenen oben erwähnten Schauder über die Verödung einer Gegend, die einst gesund war, kerngesund sogar, und noch heute kerngesund sein könnte, wenn . . . wenn — ? Ja, in diesem Wenn steckt der Haken. Kann man von einer Schuld sprechen? Einer Schuld der Regierenden? Der Verwaltenden? Der Bauern selbst, weil sie vielleicht zu lässig, zu wenig anpassungsfähig gewesen? Ich weiß es nicht. Aber jedenfalls dünken mich die mit stumpfem Gleichmut hingenommenen „Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung“, die ohne Unterlaß über ungezählte Existenzen hinwegschreiten, kaum minder grausam wie die Kriege, die vielleicht, wollte man genau nachrechnen, auch nicht viel mehr vernichtetes Lebensglück auf dem Gewissen haben als jene und das Zugegrundegehen wenigstens abkürzen, gelegentlich wohl auch durch einen Schimmer von Heldenhaftigkeit verklären.

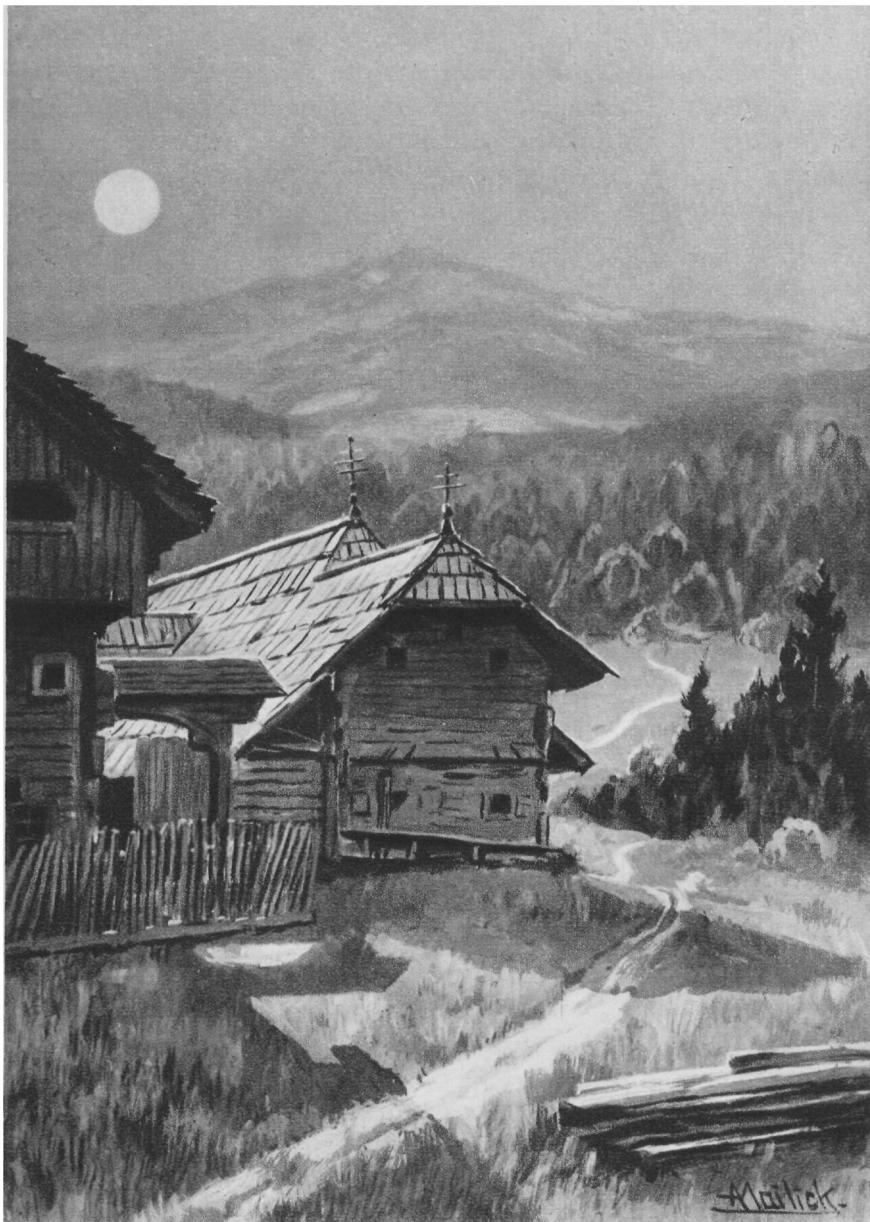
Wie wonnig wäre es ohne solch schwere Gedanken auf dieser überschauenden Höhe, die unter der hochstehenden Sonne von Thymian duf tet! Geruhsam strecken wir uns ins Gras und blicken schweigend in die blauen Fernen. Fast herzbeklemmend beschlich mich in dieser Stunde ein Gefühl der Wehmutter, daß ich als Großstädter keine Heimat habe — in dem Sinne wenigstens nicht wie der bäuerlich Geborene. Und auch Rosegger schien im stillen dem Heimatgedanken nachgehängen zu haben. Denn unvermittelt sagte er:

„Was die Ahnen besessen, auf mich späten Enkel ist nichts davon gekommen, keine Erdscholle, kein Grashalm. Alles verwirtschaftet — aber nicht durch Leichtsinn etwa oder Untüchtigkeit. Mein! Trotz Fleiß und Schweiß! Der sogenannte Fortschritt, die Aufhebung der Grundobrigkeit brachte den Alpelbauern den Niedergang. So lange sie nur zu roboten und kein Bargeld in die Hand zu nehmen brauchten, so lange ging's gut . . .“

„Und doch hast Du,“ antwortete ich, „die verlorne Heimat wieder gewonnen und zurückeroberst. Und nicht nur Dir selbst, Tausenden freundiger Leser hast Du sie geschenkt — in Deinen Büchern.“

Er drückte mir die Hand. Innerlich bescheiden, ja demütig, trotz weitreichenden Ruhmes, war er dankbar für ein aus aufrichtigem Herzen kommendes Verständnis seines Schaffens.

Einige Stunden später, als wir die Rückfahrt angetreten hatten und auf einer letzten mäßigen Höhe schon knapp über dem Mürztal dem offe-



O du schöne, süße Samstagnacht

nen Wagen entstiegen, um die letzte Wegstrecke zu Fuß zurückzulegen, sahen wir zu unseren Füßen im Abendscheine das stattliche Dorf Krieglach liegen. Wuchtig erhob sich inmitten der Häuser der uralte Kirchturm mit dem merkwürdigen Keildach, und vom nordöstlichen Ende des Ortes lugte unter Birken, Tannen und Linden versteckt der Giebel des einfachen und bescheidenen Landhauses hervor, das Nosegger sich vor vielen Jahren erbaut.

„Mein Verleger Heckenast“ – so erzählte er – „sagte mir damals: Sie sind überarbeitet, brauchen Zerstreuung, bauen Sie! – Ich aber hatte das Gefühl, meine Tage seien gezählt, ich hätte nicht mehr lang zu leben. (Immer war es so, bei jedem Werke, das ich schrieb; ein jedes, meinte ich, würde mein letztes sein.) Als ich nun zögerte,“ fuhr er fort, „und mich ängstlich zeigte, meine kleinen Ersparnisse an einen Hausbau zu wagen, da argumentierte Heckenast, der ein prächtiger Mensch und goldener Freund war, folgendermaßen: Wenn Sie leben und auch ich noch eine Weile am Leben bleibe, werden Sie noch mehr Geld zurücklegen können. Wenn Sie aber sterben, brauchen Sie ohnedies keine Ersparnisse.“

Nosegger lachte, wir stiegen langsam die Straße gegen Krieglach hinunter, und er sprach weiter: „Das leuchtete mir ein. Ich habe jenen Sommer reichlich die Zerstreuung gefunden, die Heckenast mir für zuträglich hielt, denn ich ärgerte mich weidlich mit dem Hausbau – freute mich aber gelegentlich auch daran. Und es war gut angelegtes Kapital. Schon heute würde so ein Häuschen das Fünf- oder Sechsfache kosten.“

Und den auf der Höhe in Alpel angesponnenen Gedanken wieder aufnehmend, schloß er: „So habe ich doch auch wieder eigenen Boden unter den Füßen – wenn schon nicht oben in den Bergen, doch eine Heimat.“

Ja, Heimat, traute, unersetzliche Heimat war auch dies kleine, unter Laubkronen versteckte Häuschen im Mürztal – das fühlte ich so recht, als ich am Abend im Familienkreise des Freundes an dem schweren Ahorntisch saß, der vor vielen Jahren aus dem Kluppeneggerhause hierher übertragen worden. In der niedrigen Oberstube dieses seines Krieglacher Heims hat Nosegger wohl die wichtigsten Entwicklungsabschnitte seines künstlerischen Schaffens durchlebt, an diesem altväterischen und wenig umfangreichen Schreibtisch, auf dem und um den die teuersten Andenken und Erinnerungen seines Lebens standen und hingen, verblaßte Lichtbilder in veralteten Rähmchen. Und in der anstoßenden winzigen

Schlafkammer hat er ungezählte Nächte seines Erdenwallens durchwacht, in körperlichen Leiden und geistigen Sorgen . . .

Im Jahre 1896 baute er in den die Rückseite des Hauses umgrünenen Obstgarten eine langgestreckte hölzerne Hütte hinein, das „Almhaus“ genannt, das der erweiterten Familie und dem Bedürfnis, gelegentlich einen Gast unterzubringen, dienen sollte: „Mein Holzhäuschen wird etwa Mitte Juli fertig, und dann habe ich Platz; aber auch vorher wäre ein lieber Guest leicht unterzubringen. Dich erwarte ich ja auch Sonntag



Das Waldkirchlein Maria Grün bei Graz, wo Rosegger mit seiner ersten Frau getraut wurde für Sonntag, und meine Frau weiß, wie oft ich schon nach Dir gesenzt habe.“ (Kriegelach, 19. 6. 1896.)

Und weiters, Kriegelach, 18. 7. 1896: „. . . Bei uns nichts Neues, das „Almhaus“ ausgenommen. Das ist endlich fertig . . .!“

So war die traute Holzbauweise von Alpel heruntergestiegen ins Pfarrdorf. Die Heimat beschränkte sich nicht auf die Berge allein, sie umfasste auch das Tal, wo der von Alpel herabschäumende Fehnitzbach seine Wasser in die Mürz stürzt. Aber wenige Tage nach Vollendung des „Almhauses“ riß eine der stärksten Bände entzwei, die den Dichter noch lebendig mit den Kindheitserinnerungen der Alpelheimat verknüpft hatte: „Lieber Freund! Ich schreibe Dir nur kurz. Heute haben

wir meinen alten Vater begraben. Ein seliges Gefühl, den Dulder erlöst zu wissen, und doch! Mir ist zumute wie einem Kinde, das der Vater zurückläßt in der Wildnis . . .“ (Krieglach, 31. 7. 1896.)

Dieser Lorenz Rosegger, der Vater des Dichters, war noch der richtige Waldbauer von Alpel gewesen, strenggläubig und ehrenfest, abseitig und weltfremd. Aus freien Stücken hätte er die Waldheimat wohl nie verlassen. Aber auch den bodenständigen Alpelleuten ist es nicht bestimmt, ewig in ihrer stillen, einsamen Berg- und Waldheimat droben zu bleiben. Alle ohne Ausnahme treten sie schließlich die Wanderung ins Tal an, nach ihrer letzten Zuflucht und endgültigen Heimat. Das ist die engumfriedete einsame Stelle an jenem andern, dem Sommerhaus des einstigen Waldbauernbuben gerade gegenüberliegenden Ende von Krieglach . . .

In diese andere, allerletzte Heimat ist nun auch Peter Rosegger längst heimgekehrt.

Auf dem Ortsfriedhof von Krieglach liegt er in nächster Nähe seiner Eltern begraben, unter einem einfachen Kreuz aus Lärchenholz.





Blick auf den Kluppeneggerhof im Vorsommer





„Vom Grazer Hauptplatz sieht man auf den Uhrturm des Schlossberges,  
wie viel es geschlagen hat . . .“

### „Mein Graß“ Von Rudolf Hans Bartsch

Ein Hochgebirge, das lächelnd verzichtet, die Arme ausbreitet und die  
erste, freie Ebene gegen Süden hergibt. Vom Oktober bis zum  
Mai umzieht ein ferner Kreis weißer Schwäne einen weiten, lachenden  
Talboden, welcher von Hügeln und Waldbergen umrahmt ist, deren  
höchster noch keine anderthalbtausend Meter hat. In der Ferne aber,  
an der Kärnthner Grenze, die Kor-, dann die Stub-, die Fenster-, Glein-  
und Polsteralm, die gehen oft über zweitausend, und darum schaut der  
bräutlich reine Schnee so groß verschwiegen herab auf diese manchmal  
südheisse Stadt; ferne, mahnend, Sehnsucht erweckend nach Größe,  
Reinheit, Höhe, strenger Kühle.

Alles Kontrast, — aber in die verblaute Ferne geschobener. Kon-  
trast, wie in einem undeutlichen Traume.

Gegen Osten zu Hügel über Hügel. Tagelang kann man immer in  
fünfhundert Metern Höhe frei dahinschweifen wie ein Flieger; denn

man sieht nach allen Seiten mindestens sechzig Kilometer weit, bis nach Ungarn hinein und bis zum Wechsel an Niederösterreichs Grenze und bis zum Donati an der Mark gegen Kroatien und bis zu den Kärnthner und Krainer Bergen hinaus. Im Westen Wald und Wein hintereinander her, im Osten Obst über Obst; die ganze Gegend dort ist ein einziger, walddurchzogener Apfelgarten; auf der Höhe Kirschblütenwege wie der ob Sankt Peter und der Schemerl und die alte Fasselstraße. Elf, zwölf solcher Höhenwege gibt es, alle wie auf Daches First hoch und eben und weit schauend. Man kann dort nicht aufhören, zu wandern, zu wandern.

Im Norden geht's in die ganz grantigen Felsberge hinein, und schon der Hochlantsch hat eine Felswand, die sich sehen lassen kann und einen endlosen Wasserfall neben schwankem Steige und am Jährand Almrosen. Und weiter hinauf ist Eisenerz, der urstille Bergort mit seinem fast unheimlichen Leopoldsteiner See in einem Tage zu besuchen oder das Hochschwabgebiet ob Tragöß, wo die Murmeltiere noch pfeifen, wo ein Steinadlerpaar oder deren zweie immer wieder horstet. Und Wodans heiliger, sonst überall ausgerotteter Vogel, der Kolkrabe, zu Dukenden. Dort wimmelt es beinahe von Gemsen, und ab Aegydi schreit der heiße, zornige Berghirsch.

Die Steiermark, nachdem sie ihren Süden verloren, hat sechzig vom Hundert ihres Landes Wald; endlosen Wald, der sich nach oben hin in Almen, dann in Felsen und Schnee verliert. Sie hat am Dachstein die letzten Gletscher nach Osten zu und in ihren Tälern die letzte Urstille der deutschen Wald- und Bergbauernseele. Sie hat aber nach Osten zu auch Straßen, viele Straßen gegen Ungarn hin, denn der Urverkehr der Grazer Gegend war Ost-West und nicht Nord-Süd, wie ihn der Bozner Boden hatte. Darum kamen immer wieder, nach den Saumrossen, die Kriegspferde des Ostens herüber. Ein unermesslicher Trauerschleier von Brandrausch, Blut, Raub und Leid ist die Geschichte der mittleren Steiermark; voll von Kreidfeuern (Warnungsfeuern), arm an Freudefeiern. Krieg und Blut, Brand und Armut, zähneknirschende Rache, Engpaß und Lauer und eingerostete Karthaunenschüsse aus Bauernhand, immer frischgeladenes, „steirisches Birschrohr“. Ein Zeughaus steht in Graz, einzig in seinem Reichtum auf der ganzen Welt. Es ist der furchtbarste Zeuge für tausendjähriges steirisches Kämpfen und Bluten um deutsche Grenze. Für tausendjährige Gegenwehr des Westens gegen den Osten; für tausendjährige Dankesschuld

des Deutschen im Reich gegen den deutschen Steirer. Denn an ihm brach sich Avare, Magyar, Kumane, Tartare, Kuruze, Türke; der Wald, die Berge, und ihre rauhen Herzen und Fäuste, hielten, allein beinahe, den in ewig neuen gelben, braunen und schlitzäugigen Flutwellen anstürmenden Osten zurück.

Das alte Zeughaus mit seinen dreißigtausend Stücken! Steinschlossmusketen und Offiziersrohre mit Rad- und Luntenschloß und Batterieschloß, voll von Kürassen und Panzern, von Piken und Faust-



Der Leopoldsteinersee bei Eisenerz

rohren; eine Ilias, ein Nibelungenlied blauen, weißen und schwarzen steirischen Stahles. Bei seinem Anblick schämen mühte sich jeder, der dort irgendwo oben über Österreichs Weichheit mault. Dieses Grenzvolk allein, das heute noch, neben dem ihm ähnlichen Dalmatiner, die furchtbarsten Soldaten dieses ganzen Planeten aus seinen Wäldern herzugeben vermag, hielt mehr Weltenbrand von Deutschlands Kulturerne, als alle übrigen Grenzmarken zusammen. Wien widerstand den Türken zweimal. Graz wohl zehnmal. Und als Wien in die Hände des

Ungarn Mathias Korvinus fiel, darin er als in seiner Hauptstadt herrschte, da war es der niemals besiegte, niemals eroberte Grazer Schloßberg, der den dritten Friedrich barg und ihm Kopf und Krone rettete, dem ungarischen Mathias aber die Zähne ausbrach, daß er abzog.

Was sind die Türken über diese Erde gezogen und mußten immer wieder hinaus aus dem furchtbaren, dreifachen Burgengürtel der Steiermark! Freilich, sie haben ihres Blutes nicht wenig dort hinterlassen; teils in erpreschter Liebe, oft in Kriegsgefangenen. Und die dort häufigen Hasenhütl und Hasenörl hießen in den alten Kirchenbüchern noch Hassan Chitil und Hassan Orel.

Darum, daß dieses steirische Volk ewig in Waffen stand, ewig geplagt, Blut gegen Blut setzte, darum ist es so heiß und wild; immer rauflustig, immer in Fehde.

Und darum, weil der Osten ihm am nächsten war, ist es auch so nachdenklich, so sehr zum „Kef“, der orientalischen Beschaulichkeit neigend. Darum hat es sich eine Hauptstadt gebaut, eine Stadt der Gärten wie Schiras; eine Stadt der Alten, Besinnlichen, vom Leben Weggewandten. Eine Stadt, in der unermesslich viel Musik getrieben wird, in der



Winter auf der Stubalpe



Graz: Domkirche und Mausoleum

alle Vögel und Eichhörnchen das Futter aus der Hand des Menschen nehmen, um welche immer noch Nebenhöhen träumen. Viel, viel Sonne und brunnenrieselnde Morgenstille ist auf allen Sandwegen.

**Das ist Graz.**

Ein tiefer, wehmütig lächelnder Altersfriede, ein bienenüberzummter Sonnenschein surrt aus diesem Namen. Junge Komponisten und Dichter träumen; alte, abgetane Leute wandeln langsam und weise in unbeschreiblich schönen Alleen. Steirische Rauflust, Parteihader, Alte-jungfernigkeit, Klatsch und Pensionistengrant kräzen aus diesem Namen.

Beides ruht in den Falten jenes Stückes steirischer Erde, und wie beim alten Römer mögt Ihr in den Falten der Toga wählen: Krieg oder Friede.

Als ich aber Kind war und Jüngling, da sah ich oft einen Mann über jene unbeschreiblich schönen Wege zwischen Birkenjugendgold und Kastanienblüh', zwischen Brunnenplätzchern und tiefem, heißwangigen Kinderschlaf in Nollwägelchen dahinschreiten, der hätte die stillsten Augen der Erde.

Er ging mit jenem behutsam weichen Bauernschritt, der so sehr fördert und mit dem allein man die Höhen der Berge — und vielleicht auch die Tiefen der Seele erreicht. Und wenn man ihn grüßte, dann lächelte er wie Gottes freundlichster, tiefer Traum. Und wenn man ihn bat, etwas ins Gedenkbuch einzutragen, dann schrieb er:

„Unser Ziel sei der Friede des Herzens.“

Er war der Wald, die Höhe, die leusche Ferne des Gebirges, die schneerein in diese Stadt herniedersah, von der es heißt, daß sie die sinnenheiligste der deutschen Städte sei: Peter Rosegger.

Und einmal schrieb er eine kleine, halbvergessene Studie über den „Schnitzelbauer“. Einen Menschen, der sich sein eigen Häuschen gebaut, keine vier Meter groß; und wenn der seinen alterskühlen Schlaf tun wollte, dann mußte er eine Klappe zum großen Bauernkachelofen aufstun, die Füße drein zu bergen, so klein war seine Bettstube. Rosegger aber schrieb: „Der glücklichste Mann von Graz“.

Das habe ich mir gemerkt. Das ist mir tief in die Seele gegangen. Zu einer Zeit schon, da ich frondierend mit auf der Straße war, wenn offene Auflehnung die Bajonette aus den Kasernen rief. Zu einer Zeit, da ich noch glaubte, Deutschtum ruhe in harten Armen allein und nicht viel besser in weitüberschauender Seele, in tiefstem Bescheiden, in niemals zu überwindender Naturtiefe.

Dort, wo alle Tage der Mann aus den Wäldern mit den stillsten Augen dieser Erde dahinging, rein, wie Gottes Kindshaft allein es zu geben vermag, dort entschied sich auch meines Lebens Wende.

Ich war einer der Menschen, denen es freistand, eine glänzende Laufbahn voll Aufregungen und Ehrgeiz, oft mit jenem Rivalentum, das bis zu einem Hofrichter und Nedl trieb, ja mit Hofluft gesättigt, unter den still ermutigenden Blicken hoher Frauen zu wählen, — oder aber den Frieden der Seele, den still schmerzlichen Verzicht auf alle Eitelkeiten. Denn wenn man jung ist, brennen sie sehr im Herzen, die Eitelkeiten! Ich ergriff das Idyll. Ich wählte die Einsamkeit, welche unverwundbar macht! Unverwundbar: Denn selbst wenn mir jemals der Neid an Ruhe und Ehre wollte, — in meinem falterüberklappten Blumensonnenchein erfuhr ich es niemals. Und was man nicht weiß, macht nicht heis.

Ich habe auch niemals das, was man über mich geschrieben, zum Lesen missbraucht. Ferne wie Theodor Storms Käthner träumte ich von Honigernten; am Südrande einer Stadt, welche eng und kleinlich sein

kann — welche süß und voll und reich und gebend sein kann, wie das Elysium.

Graz . . .

Das Leben riß mich heraus; ich arbeite gerne und arbeite gerne bis zum Zusammenbrechen. Ich kam ins Flugzeug, ins Unterseeboot, an die rechte Seite von Fürsten, ich fuhr im Torpedoboot, allein mit Wenigen, während des Krieges in die englische Gefahr hinein, — immerzu



Abend am Schöckel bei Graz

aber schwang wie Abendglockenläuten um und über mir das Heimbegehren in jene sanften Hügelweiten, über welche man tagelang hinwandern kann, ohne sie abzureichen dann, wenn das Ave Maria den Tag in Schlaf führt. Höhenstraßen! Welcher Grazer kennt sie? Und es sind ihrer fünfzehn. Einmal wurde mir vorgehalten, daß auch Wien seine Höhenstraßen hätte. Sommerheidenweg, Kobenzl? In zehn Minuten bin ich am Ende. Dort habe ich tagelang die blaufilberne Unendlichkeit von hundert Kilometern freiem Blick, so weit, wie ein Flieger . .

Graz hat nicht die Nebenseligkeit von Wien. Die Weingärten, welche

es einst umschlossen, sind arg gelichtet, und halbe Tage kannst du durch Wälder gehen, bis du, an einem Nordhang hinan zum Höhenweg steigend, die Silhouette des ersten Nebstockes auf der Höhe gegen die Südseite zu gewahrst, der, träumerisch wie ein junger Bacchus auf seinen Thyrus gestützt, die Höhe bewacht, unter der gegen Süden zu das Gedränge seiner Brüder versammelt steht.

Aber die Wälder dieser mittägigen Gegenden sind viel reicher als im Oesterreichischen. Der gemischte Wald hat manchmal mehr als zwanzig Baumarten. Soll ich sie herzählen? Tanne, Fichte, Föhre, Wachholder, Neteibe, Hornbaum, Traubenkirsche, Espe, Ulme und Weide am Bach. Die Eiche und die Buche sind eben so häufig, wie im Wienerwald; besonders schön aber durchsetzt diese Bestände der herrlichste aller Bäume, die Edelkastanie, welche dort schon, wie im Himmelreich bei Grambach, in kleinen Hainen beginnt. Alles von Gott selber durcheinander gestreut und nicht von dem grün angezogenen Holzhändler, Förster genannt, nach dem Gebote des Geldbeutels eintönig gesetzt.

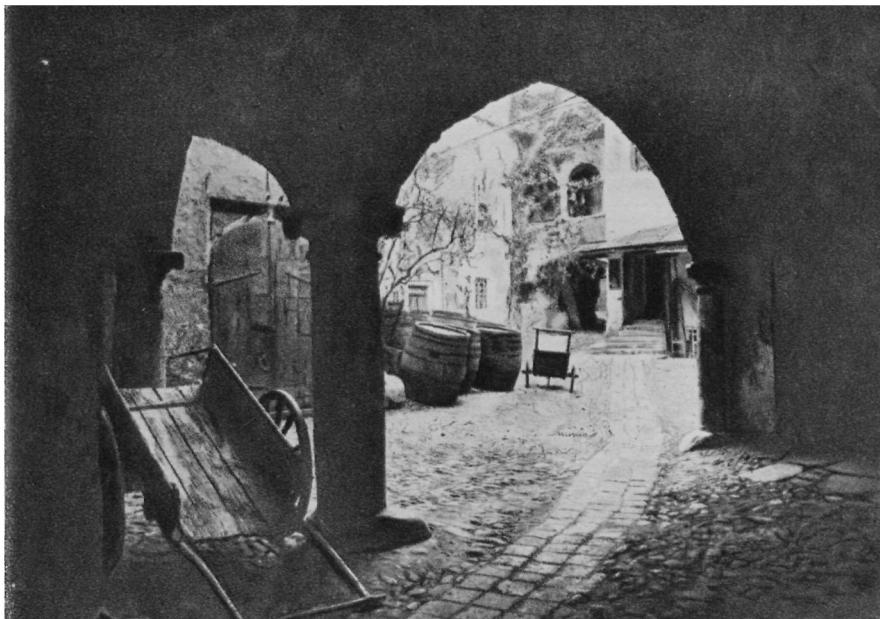
Und oft noch das unsagbar traute Strohdach über dem zur Hälfte abgewalmtten Giebel. Wenn dann der Herbstwind den lieben, blauen Rauch dieser Höhenhäuser, die stundenlang an den Firststräßen dahinsiegen, über die Wälder hintreibt, dann zieht er vor brennend roten Buchen, über gelbes Virkengold und leuchtendes Cadmiumgelb des Ahorns, über das Purpurveilchenblau der wilden Birne und das kirschene Scharlachrot des Faulbaumes dahin, des prunus padus, dessen Laub im Herbst noch schöner ist als das hellweinrote der Kirsche und des ebenfalls beinahe violetten des Cornus, unseres Dirndlbeerbaumes. Ein unbeschreibliches Bachantentetümmel von Farben durchbrennt dann die mittelsteirischen Wälder, und arm und beraubt sind dort solche Menschen, die jene verklärten Hügelhöhen nicht kennen und in nimmersatter Eintönigkeit hinauf nach Norden in den ewigen Fichtenwald ziehen, wo kein Nebenjubel herrscht und keine Sonnenfarben, und wo die endlose Weite, wie der vielleicht einzige, glückliche Augenblick eines gehetzten Erfolgslabens, nur vom endlich erreichten Gipfel aus erhascht werden kann, den man ja doch gleich wieder verlassen muß, um abermals hinab in den düstern Tunnel des Fichtenwaldes niederzutauchen.

Von alledem haben die meisten meiner Landsleute so wenig Ahnung, wie etwa von meiner Existenz, Gott sei Dank! Sie störten uns sonst beides; das Johll der stillen, weithin schauenden Hügelstraßen und unsre Falterstille im Blumengedränge am Südrande der Stadt.

Wie seltsam das ist, im Schwaden und Gebrüll der Großstadt an die stillen Gassen dort und ihre noch stilleren Höfe zu denken.

Diese Stadt; die Stadt der Gärten, die Stadt der Höfe. Salzburg ist viel schöner unter seine Bischofsfeste gebaut; aber Höfe wie Graz, mit Gottfried Kellerschen, nachdenkamen Weinkneipen, von solcher Zufallsschönheit hat es nicht. Der Krebsenkeller! Am Fuße der ephemüberwucherten, senkrechten Schlossbergfelsen, die zu ihm hoch, vom altgotischen Uhrturm überragt, hereinschauen. Er wäre weltberühmt in seiner einzigen Schönheit, wenn er etwa in Nürnberg stände; er schläge dort alles. Dort in Graz kennt ihn beinahe nur das Marktvolk, weil der teuerste Wein jener italienischen Osteria fünftausend das Viertel kostet. Und was für ein Wein ist das: Die ganze betäubend blaue Adria mit ihren orangefarbenen Trabakelsegeln reißt sich weit auf, wenn du in sein dunkles Blut hineinsiehst und seine milde Kraft verspürst.

Gibt es aber ja einmal dort in der Stadt einen Vortrag über jene uralten Höfe, über jene italienischen Baumeister, welche Glockenturm oder Mausoleum, welche die alte Festung auf dem Berge oder das un-



Der „Krebsenkeller“ in Graz



Am weltberühmten Erzberg

vergleichlich reine Landhaus in seiner frühen Renaissance oder das Haus Johannes Keplers oder den bezwingend schönen Hof der deutschen Ritter, oder ein Duzend noch schönerer Höfe mit ihren Laubengängen errichteten, dann sitzen bloß alte Leute drin. Nicht ein Student will etwas von jenem Ding wissen, das allein adelt und uns groß, still und stolz macht: *D e m G l a u b e n a n d a s e i g e n e B l u t.* Dem Glauben an die Größe der Vorfahren und die Kraft und Schönheit des eigenen Volkes. Dem, wodurch Römer und Japaner unüberwindlich wurden. *A h n e n k u l t!*

Wer nicht über das in heiliger Ehrfurcht erschauern kann, was seine Väter waren und lebten, wie sollte der Achtung vor seinem eigenen Blute haben? Nur dieser edelste Sport, schöner, stärker und besser noch zu werden, als der Rekord der Väter es hinterlassen, nur dieses echte Adelstum macht eine Jugend stolz, hoch, reich, gewaltig.

Man kann also entsetzlich einsam werden zu Graz. Entsetzlich einsam in der Stadt der Politisierenden, nichts als Politisierenden! Entsetzlich einsam, was Menschen angeht . . . Unermeßlich reich begleitet von dem



Die Mur bei Graz

aber, was Natur verschenkt. Das schönste an Graz sind seine leeren Alleen.

Da ist der Park, angelehnt an einen Burgberg voller Ruinen, mit den Resten alter Burgmauern, Batterien, Kasematten, einem gotischen und einem Turme von reiner Renaissance und mit dem gewaltigen Paulustor. Die Vögel und die Eichhörnchen sitzen dir auf Hand und Schultern, wenn du sie fütterst; abends läutet die große Türkenglocke, ein Springbrunnen rauscht selten auf, Ausblicke auf alte Basteien und Dome entzücken den Maler, man gehört sich selber und dem großen Rauschen seines vereinsamten Blutes.

Mitten in die parteizerkreischte Zeit summt die Ewigkeit aus den Baumkronen.

Stehen bleiben, bestinnen. Auf das sanfte Rauschen der Zweige horchen, auf das silberflittrige, rotdurchzuckte Wirbeln der Kastanienblüten hinsehen, entsagend lächeln. Sich sehr, sehr über die Menschen wundern, überlegen, ob das nicht zwei andere Arten von Geschöpfen sind: Jene, welche so bis zur Täuschung aussehen können wie Ihr Verein-

samten, und euch dennoch fremder sind, als Fink und Meise und Eichhorn. Stehen, schauen, vegetativ erschauen, das ist das andere Leben in Graz. Bist du darum zum Tier, zur Pflanze herabgesunken gegen Jene? Möglich. Aber wie tief rauscht dein riesengroßes Blut, wenn du lebst, wie jene unsere verachteten Geschwister von urher!

Du lebst! Du lebst; immer inmitten der fühlbaren Ewigkeit lebst du.

Das ist das andere Leben von Graz.

Noseggers Friede der Seele.

Manchmal, manchmal, da scheint es, als befännen sich auffallend viele Menschen dort, daß allerbeste Kraft für sie in dem liegen könnte, was in weiseren Tagen einmal war. Daß eine Erquickung ohnemassen, eine Stärke und frohe Ueberlegenheit dem Heute gegenüber, aus der Betrachtung unserer Eltern und Vorfahren kommen könne. Dann erlebt Nestroy oder gar Eichendorff dort im schönsten alten Theater, das Oesterreich hat, ein Viertelhundert Aufführungen.

Ganz verstaubte, alte Stücke werden zu Spitzwegbildern, durch die Wunderkraft humorvoller Ironie. Ironie verstehen und lieben die Grazer, und das ist schon viel; denn in der Ironie liegt immer ein Stückchen verständnisvoll auslachender Liebe und Wärme! Einer von Eichendorffs Freiern, ein alternder Kanzleirat, begibt sich auf Brautwerbung. Und er besteigt ein Viecherl, das man als Amtsschimmel bezeichnen könnte; ein hölzernes Pferdel und wird auf einer Schnur weggezogen. Nicht satt sehen konnte man sich an diesem Pferdchen und nach den Aktschlüssen mußte es sich mitverneigen. — Große Kinder!

Wo wären auch die gewölbten Räume nahe dem Theater, wo man in tiefer Stille bei einem billigen Achtelchen Südweines, um fünfundzwanzig Groschen wie im Schloßbergkeller, seine Pläne ins Notizbuch zeichnen könnte, während draußen auf der Steilstraße niemals ein Auto ichsüchtig den Beschaulichen anbrüllt? Wo wäre das nahe Grün, das überall sozusagen in die Fenster hineinrauscht, wo das Finkengeschmetter, das Amselgestammel, der stille Sonnenschein auf stillen Sandwegen, Fontänenrauschen und das Hineinschauen der Bäume in jenes Notizbuch, in das eine vor tiefer Bewegtheit bebende Hand jenes Baumatmen zu übersezten versucht, welches tiefer und schöner und reicher ist, als das Leben da draußen.

Der Tod eines Menschen, der so lebt, ist kein Tod mehr, sondern bloß das väterlich besahende Zunicthen des Alls.

Nur in solcher Stille erstehen solche Menschen. Seltens, furchtbar selten sind sie, welche die letzte der im Oberlande überhaupt noch möglichen Religionen zu leben verstehen. Und immer noch haben die Grazer keine Ahnung von dem, was ihre Stadt für Österreich bedeuten könnte: das österreichische Lächeln.

Peter Roseggers Lächeln.

Aber sie haben es ja auch schwer. In Graz kann man im Grunde nur jung sein oder alt sein. Für genial besinnliche Studenten, die nicht so viel in der Tasche haben, um viertausend Kronen für die Elektrische hin und zurück ins Grüne zu zahlen, die für neunzig Groschen zu Mittag essen wollen, für Verliebte, die ihr Mädchen alle Tage im selben schönen Park anschwärmen möchten, für die ist die kleine Stadt wundervoll, in der man überall zu Füße hinkann. Und für Alternde, die endlich, endlich Leben möchten! Langsam wandelnd, Sonnenschein und Baumrauschen und Vogelhang und Blumen und weite Wiesen und sanfte, verklärte Hügel und traurlich niedere, kleine, billige, sparsame Dämmer-schoppenwölbungen. Geld zu verdienen ist dort nicht viel.

Eins vor allem: In der Großstadt ist die Einsamkeit entsetzlich, ist erstickend wie ein Alptraum. In Graz ist sie kostlicher als Frauenliebe! Und für Einsame sind dort die einzigen Plätzchen auch heute noch frei. Die in diesen Tagen Entheimatete überhaupt noch zu bergen vermögen die Asyle der „möblierten Kabinetteln“. Ein stiller Philosoph mit schmerzlichem Lächeln, geht er erst einmal ein paar Jahre dort jene elyssischen Wege, sein Lächeln wird Erlösung bedeuten.

Erlösung, — die so selten geworden ist.



Ich Kind in jungen Zeiten

von Pedro Böhmeyer.

Ich Kind von mir Rümpfchen,  
Ich Kind von mir ein Kindchen,  
So lebt Ich Kind in jungen Zeiten  
In einem fremden Lande.

Ich Kind in jungen Zeiten  
Zu Sonnenaufgang allein Krieme,  
Ich Kind Goldberg am Berg Zeile,  
Ich Kind in jungen Zeiten.

Mirg und Freude ist nichts mehr so Sein,  
Mirg um die Welt kreisend,  
Mit jedem Tag, mit jedem Pfleg  
Das Leben wird wahrer.

Das war's Freude der Leib ist schon  
Die Zahrt auf dem Felsen,  
Ein Freuden, das jungen Kindes Wohl,  
Fröhleßt aber sei es ja meidet.

Ich Kind von mir Rümpfchen,  
Ich Kind von mir ein Kindchen,  
~~So~~ So lebt Ich Kind in jungen Zeiten  
In einem fremden Lande.



## Die neue Heimat

Der Chefredakteur der „Grazer Tagespost“ Dr. Adalbert Svoboda und andere Menschenfreunde ermöglichten es dem „Naturdichter aus dem Oberland“, sein Schneiderhandwerk aufzugeben und sich in der Stadt für einen geistigen Beruf vorzubereiten.

Am 14. Februar 1865 verließ Vater Krieglach-Alpel für immer. „Für immer“ muß man sagen, obwohl er in den nächstfolgenden Jahren zu den großen Festtagen und in den Sommerferien regelmäßig nachhause fuhr, aber „daheim“ war er künftig nicht mehr im überschuldeten Kluppeneggerhof, der 1868 verkauft werden mußte.

Meister Orthofer, zwar ein bisschen gekränkt, aber unendlich gutmütig, drückte seinem „abtrünnigen“ Gesellen zum Abschied zwei Geldstücke in die Hand: „Da, das nimmst mit. Geht's dir wie der Will, das gibst nit aus, das bewahrst zum Andenken an die Zeit, wo du dir, frisch und gesund, des Tag's fünfzehn Kreuzer hast verdient. Vergiß dein Handwerk nit. Behüti dich Gott!“

Die Mutter war einverstanden mit den Plänen ihres Aeltesten. Der Vater war's anfangs nicht. „Schlechter gehen wird's ihm nicht als daheim,“ meinte er, „aber verdorben wird er uns.“ — „Ich hab ein gutes Vertrauen,“ sagte die Mutter, „und wenn du das nimmst, unser Herrgott ist auch in der Welt herumgekommen und doch nicht verdorben worden.“ — „Unser Herrgott und unser Bub ist gar kein Ver-

gleich!" sagte der Vater abweisend, gab aber endlich doch seine Einwilligung.

"Jetzt geh ich halt, Vater," hielt der Peter seine Hand hin. Da hub die Mutter doch bitterlich zu weinen an: „Fort willst! Ja, warum willst du denn fortgehen? Und wir wissen nicht wohin, und wir wissen nicht, was die fremden Leute mit dir wollen. . . ."

Am 15. Februar kam unser Vater nach Graz und nächtigte in der mittelalterlichen Sackstraße, an der die Mur vorbeirauscht, beim Schriftseher Robert Wagner, mit dem er schon brieftlich Freundschaft geschlossen hatte und der dem Gast das eigene Bett überließ, während er sich selbst auf zwei aneinandergerückten Sesseln einrichtete. Wagner, der Frühvollendete, war hochbegabt, aber leidenschaftlich, ein idealistischer Bekänner der frisch aufbrausenden materialistischen Sozialdemokratie. Auf seine Kameraden übte er einen starken Einfluß aus.

Hernach unternahm Vater einen mißglückten Versuch, beim Buchhändler Giontini in Laibach den Buchhandel zu erlernen, und nach seiner überstürzten Rückkehr aus Krain wohnte er abermals bei Freund Robert, bis es ihm die Unterstützung seiner einsichtsvollen Gönner gestattete, sich ein eigenes Zimmer zu mieten. Das ergab sich nach der Darstellung im „Weltleben“ also:

„. . . Geld in der Hand, machte ich mich auf die Wohnungssuche — und nun kommt der gute Rat von der Wickenburggasse. (Gemeint ist der pensionierte Finanzrat Frühauf.) Dort, im Hause Nr. 1232 (heute Nr. 5), hatte er unter dem Tore schriftlich angekündigt, daß hier ‚im ersten Stock ein Monatszimmer an einen soliden Herrn zu vermieten‘ sei. Diese Ankündigung fand ich, der Unterstandsuchende; und obzwar ich nicht wußte, was das sei, ein ‚solider Herr‘, so ging ich doch ins Haus, um nach dem Zimmer zu fragen. Eine betagte Wirtshafterin führte mich zu einem noch betagteren Mann. Der saß in einem lichten, schön eingerichteten und behaglich durchwärmten Zimmer, hatte ein rotes Gesicht mit einer stattlichen Nase, einen weißen Vollbart, in welchem sozusagen ein langes Tabakspfeifenrohr stand, aus dem der Alte seine Gottesfreude sog. Das Haupt, auf dem ein verschließenes Samtkäppchen saß, ruhte tief zwischen den breiten Schultern; der fuchsbraune, blauverbrämte Schlafrock vollendete die Gestalt des alten Grazer Pensionisten.

Er schaute mich scharf an und brummte mit heiserer Stimme: „Was will der Bursch? Das Zimmer? Das hängt ihm zu hoch. Unter



Der „Schniedhofer“,  
ein alter wohlerhaltener Bauernhof in Krieglach-Alpel.



fünf Gulden laß ich's nicht ab, mit allem, wie's jezo liegt und steht.' Ich war schon vorbereitet worden, daß in der Stadt eine Monatsstube just so viel Geld koste wie im Gebirg eine Jahreswohnung; das kame daher, weil man in der Stadt in einem einzigen Monat so viele Lustbarkeiten habe als im Gebirge das ganze Jahr. Mein alter Herr



Handzeichnung Roseggers: Das Zimmer beim „guten Rat“

war höchst verwundert, als ich den Monatszins vor ihn auf die Tabakstasse legte.

„Die blaue Stube heizen!“ knurrte er die Wirtshafterin an, „und den jungen Herrn muß ich bitten, daß er mich nicht gleich aus seinem Zimmer jagt. Seine Sachen soll er herbringen lassen.“

„Die habe ich schon da,“ sagte ich und hielt mein Handbündel empor. „Und die Stube braucht nicht geheizt zu werden.“

,Ist just geheizt,' war die Antwort. Und nun kam heraus, daß wir alle drei in meinem Zimmer standen, und daß der bisherige Bewohner desselben in eine blaubemalte Nebenstube übersiedeln werde. — Ich konnte mich nicht fassen. Vor einer Viertelstunde noch unterstandslos auf der frostigen, nebeligen Gasse und jetzt in einem Herrenzimmer mit feingeschnittenen Schränken, schwelenden Sesseln, Fußteppichen und schönen Bildern an der Wand und dazu ein Bett, das mit seinem großblumigen Ueberzug ein rechter Rosengarten war. ,Alles, wie's jezo liegt und steht.'

,Aber noch eins!' grölte der Alte, ,jetzt müssen wir uns ausweisen, wer wir sind, mein Lieber!'

Nun muß ich's wohl errötend gestehen: ,Wenn Sie in der Zeitung vielleicht vor etlichen Wochen über einen steirischen Naturdichter was gelesen haben?'

,Was, ein Dichter sind Sie!' rief der alte Herr und drohte mit dem Finger. — ,Nun, Gott behüt Sie, und wenn Sie was brauchen — d i e da anpacken!'

,Die da', das war die Wirtshafterin, welche mir alsbald zuflüsterte: ,Wenn er so brummen tut, der gnädige Herr Finanzrat, das macht nichts. Er ist soviel ein guter Herr. Aber halt aus der Weis', weil wir vor etlichen Wochen die gnädige Frau begraben haben. Die Tochter ist verheiratet und unmöglich weit weg. Da wird dem gnädigen Herrn stark die Zeit lang. — Ich bitt, ich bring frisches Wasser.'

In diesem Haus war ich nun daheim. Ich besuchte von hier aus später die mir bestimmte Lehranstalt. Für das Mittagsmahl hatte ich verschiedene Kostorte bekommen. Frühstück und Nachtmahl? Das schickt sich für arme Studenten nicht. Die Wirtshafterin, die ,alte Marie', verwaltete mich und das Meinige musterhaft, und wenn des Morgens Kaffee übrig blieb, so wurde ich ersucht, ihn wegzutrinken, weil es sündhaft wär, die Gottesgab zu verschütten. Zu solcher Sündhaftigkeit wollte ich keinen Anlaß geben, und als ich einmal fragte, wieso jeden Tag eine ganze Schale Kaffee übrigbleiben könnte, meinte die alte Marie, das käme ihres Erachtens davon her, weil der gnädige Herr seit einiger Zeit um eine ganze Schale mehr kochen lasse als sonst.

Uebrigens hatte der alte Finanzrat auch sein Anliegen. So kam er eines Tages mit versteckten Händen zaghaft in mein Zimmer und beklagte sich, daß er in seiner Wohnung sich vor lauter Stiefel nicht mehr auskenne. Ueberall, wo er hintrete: Stiefel, wo er hinschaue: Stiefel;

selbst die Marie in der Küche könne sich vor dem alten Leder nicht erwehren. Ob ich nicht so gut sein wollte, ein oder zwei Paar in Verwahrung zu nehmen. Es wären solche ausgesucht, die nicht mehr Löcher hätten, als zum Aus- und Einfahren mit den Füßen nötig seien. Damit zog er aus seinem Schlafrack Schuhwerk hervor. Ich hatte zur Zeit nur mein einziges Paar Bergschuhe und war schon recht sehr in der Lage, dem Alten die Gefälligkeit zu erweisen. Mit den stets glänzenden Stiefeln des Herrn Finanzrates gewann ich denn auch bald ein feineres Aufreten.

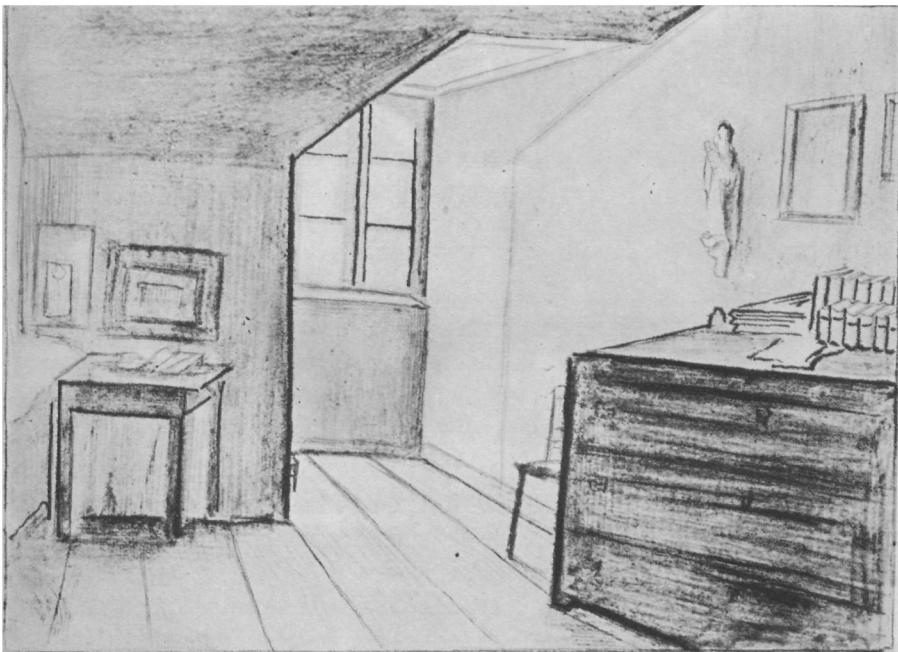
Wenn ich die langen Abende an meinen Büchern saß und ein wenig Heimweh hatte nach der Mutter und ihrem Sterztopfe, da rief mich bisweilen die alte Marie, ich solle doch barmherzig sein und dem gnädigen Herrn Gesellschaft leisten, er sitze so ganz allein in seiner Stube und schane traurig drein. Und allemal, wenn ich bei ihm saß, kam das Macht-mahl und bat mich der Alte, ich solle doch ein wenig mit ihm löffeln und gabeln, damit es ihm besser schmecke . . . ."

Aber diese Spitzweg-IDylle nahm ein Ende, als Oberst Födransperg den Studenten, über den die Grazer eifrig sprachen, verdingte, daß er seinem Jungen Nachhilfestunden erteile und zur Schule begleite. Und da wäre es am besten, schlug der Oberst vor, der Herr Instruktor überstiegle gleich in die leere Kammer des Hauses, wo sein Zögling wohne; von da habe er es auch selber näher in die Akademie für Handel und Industrie, deren Vorbereitungsklasse er besuchte . . . Schweren Herzens schied der neugebackene Instruktor, der lehren sollte, was er selbst nicht wußte, vom guten Rat in der Wickenburggasse und bezog am 1. Dezember 1865 das Zimmer in der Salzamtsgasse 28 (heute Stiftgasse 3). Ueber den Wechsel legte er seine bummelwitzig-wehmütigen „Gedanken in der neuen Wohnung“ im fleißig geführten Tagebuch nieder und stellte darüber das Motto: „Es kann ja nicht alles sobleiben — Hier unter dem wechselnden Mond“: „ . . . Ich bin avanciert. Früher wohnte ich im ersten Stock, jetzt aber im dritten, und zwar in einem Haus, das nur zwei Stock hoch ist. Ja, wie ist das doch zu verstehen? Ist ja gerade, als ob ich sagen wollte: in drei Tagen sterbe ich und am vierten gehe ich in die landschaftliche Redoute auf den Ball. Letzteres wäre aber doch ganz einfach möglich. Heute haben wir den Zweiten des Monats; übermorgen, also am Vierten, ging ich auf den Ball, darum könnte ich in drei Tagen noch ganz gemütlich sterben, und es ginge mit rechten Dingen zu. So einfach läßt sich auch der Umstand

erklären, daß ich in einem zwei Stock hohen Haus im dritten Stock wohne — nämlich in einer Dachkammer. Indessen ist meine Dachkammer ja ein recht nettes Zimmerchen, nur etwas dunkel ist es mir, was mich bei der jetzigen aufgeklärten Zeit nicht wenig wundert. Doch, ich sollte bedenken, daß von der hellen Welt durch das einzige kleine Fenster zu wenig Licht hereinstrahlen kann, um meinen noch ziemlich umnachteten Kopf genügend zu erleuchten. Dessenungeachtet las ich es draußen strahlen und leuchten und schreibe im Dunkeln meine Schulaufgaben und das Tagebuch. Ist doch ohnehin jetzt die Zeit, wo es auch im freien Raum die längste Zeit Nacht ist, und wenn man im traulichen Stübchen sein Oellämpchen anzündet, so ist's ja einerlei, ob die Nacht durch die vergoldeten Fenster eines Palastes hereinstarrt, oder ob durch das bescheidene Dachfensterl das bescheidene Oellichtlein hinausschimmt. Indes ist dieses Fenster ja auch am Tag groß genug, um das nötige Tageslicht herein- und meine Augen hinauswandeln zu lassen, die den Dom mit dem herrlichen Mausoleum anstaunen, welches von keinem Fenster der Grazerstadt schöner zu sehen ist als von meinem Zimmer. Wie steht's mit der Einrichtung? Nu ja, es wird schon werden, und ich will meinen Herrn Zimmervermieter nicht verleumden. Uebrigens sieht es hier ja aus wie in der Wohnung eines Geleerten (sprich, Gelehrten'). Die Nöcke sind alle an einem Tage aufgehängt worden, weil im Schranke kein Platz für sie ist, gleichwie man die alten Diebe hängt, wenn neue den Arrest füllen. Der Schrank ist voll Bücher, und auf dem Schrank gibt's auch noch Bücher. Auf den Wänden sind Erd- und Himmelskarten angenagelt, auf dem Studiertisch (Schrank) ist Papier von Deutsch, Französisch, Arithmetik, Geschichte und Geographie bunt durcheinandergeworfen, daneben liegen ein paar Brillen. Im Winkel hinter dem Bett steht ein erfrorener Ofen, im Winkel gegenüber ist ein leerer Platz für eine Wertheimsche Kasse; die neuen Stiefel sind zufällig nicht zu Hause; ein Sessel ist überflüssig, just so wie in der Wohnung eines Gelehrten; indes ein frisches Glas Wasser, das am Nachttisch steht, wiegt alle Entbehrungen auf; und der fettgedruckte Name „Roßegger“, der außen an der Tür angeschlagen ist, verkündet es ja deutlich, daß hier in diesem bescheidenen Stübchen ein Herz wohnt, das zufrieden ist mit dem Seinigen, das der kleine Raum umschließt, und glücklich, das zu sehen, was sein Nebenmensch genießt.“

Vergleicht man die beiden ins Tagebuch eingefügten sauberer Zeichnungen, die das alte, schöne und helle Zimmer in der Wickenburggasse

und die neue, dunkle und armelige Dachkammer mit ihrer schiefen Wand in der Salzamtsgasse abbilden, so ahnt man, daß auch die größte Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit und das Bestreben, sich mit dem Wechsel abzufinden, den Tausch nicht vorteilhaft finden konnten — und man freut sich, im Tagebuch ein paar Seiten hinterher zu lesen: „Zu m  
g e s e g n e t e n E i n z u g ! Wenn man bemerkt, daß man auf Ab-



*Von Rosegger: Die Dachkammer in der Salzamtsgasse N° 28, 3. Stock, hier dargestellt.*

Handzeichnung Roseggers: Die Dachkammer

wege geraten ist, was ist zu tun? Muß man stillstehen, auf daß man nicht noch weiter irregeht, oder muß man sich nach rechts oder links wenden? Nein, da gibt es nur ein Mittel, und dieses ist einfach und fehren. Wohl dem, der noch umkehren kann, wenn er sieht, daß sein Wandel gefehlt war — viele können das leider nicht mehr, ihre Tage sind getrübt, ihr Leben ist ein verfehltes. — Auch ich habe vor mehreren Tagen einen Schritt getan, der zwar nicht fürs Leben, doch für die gegenwärtigen Tage von Wichtigkeit war. — Ich bewohnte

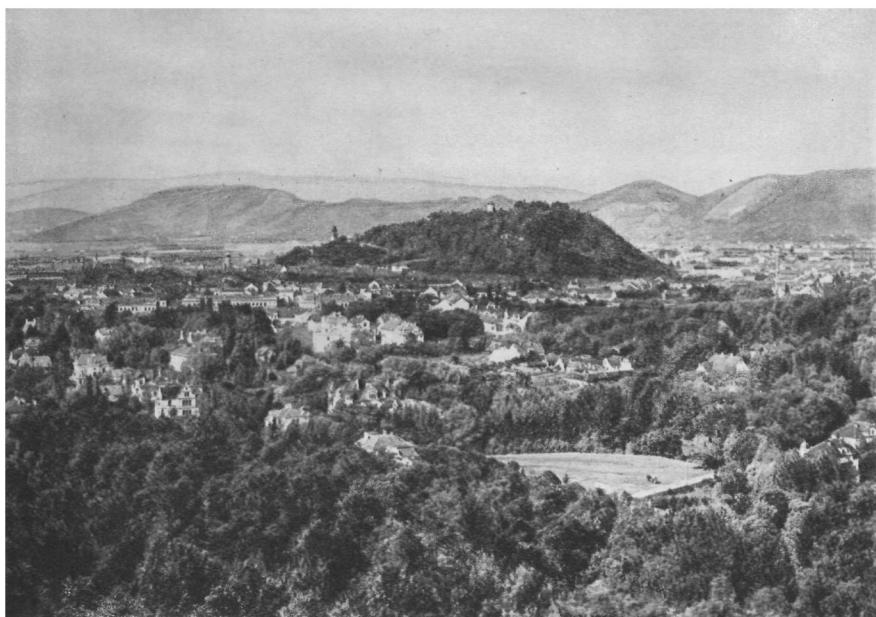
das Zimmer in der Wickenburggasse sieben Monate und konnte nicht sagen, ich sei unzufrieden. Auf einmal wird's mir zu weit in die Stadt, und ich ziehe aus. Nicht länger als zwölf Tage ertrug ich die Unfreundlichkeit des Dachzimmers in der Salzamtsgasse, nicht länger als zwölf Tage die Entbehrung von Licht, Wärme und Einrichtung, und die Worte meines früheren Instruktors Zach: „Bleiben Sie nur in Ihrem alten Quartier, Sie haben es nirgends besser“, die ich nicht beachtete, begannen mich mehr und mehr zu martern. Ich ging düster durch die Stadt und dann zu Herrn Frühauf in der Wickenburgergasse. Ein Wort, und das alte Zimmer war für den nächsten Monat wieder gewonnen, und zudem war Herr Frühauf so freundlich, mir das Zimmer für den Rest dieses Monats gratis anzutragen. Wie erwünscht mir dieser Antrag war, beweist, daß ich bereits den andern Tag (Mittwoch, den freien Nachmittag) benützte, um meine sieben Sachen in's neue, alte Zimmer zu schaffen. — Heute, den 13., bin ich also wieder da und erfreue mich zwischen meinen trauten vier Wänden und (bei) meiner freundlichen Zimmerpartei einer ruhigen häuslichen Stunde; und indem ich hoffe, Gott wird meinen zweiten Einzug in dieses Haus so wie den ersten segnen, lege ich mich ins wohlgewohnte Bett und decke mich warm zu, unbekümmert um den Winter, der ans Fenster klopft.“

Aber des Bleibens beim guten Rat war wieder nicht lange, Franz Dawidowsky, der Direktor der Handelsakademie, nahm Vater in sein Erziehungsinstitut für Studierende auf, wo er unter dem Deckmantel eines „Haussekretärs“ ein frohes Heim genoß. So hauste er drei Jahre in der Maigasse, Schießstadtgebäude, und lernte Dawidowsky und dessen gütige Frau wie Eltern lieben. Gleichzeitig verkehrte er mit den bunt zusammengewürfelten Institutzöglingen. Es waren Deutsche, Italiener, Engländer, Serben, Ungarn, Polen usw., verschiedenerlei Menschen, so daß der Erfahrungszuwachs gleichen Schritt mit den theoretischen Studien hielt. Die weit jüngeren Schulkameraden waren zumeist rücksichtsvoll gegen den außergewöhnlichen Kollegen, aber wie dieser früher das Gefühl gehabt, nicht zu den Bauernjungen zu passen, so war es ihm jetzt, daß er auch nicht zu den Söhnen der Kaufleute, Bankiers und Fabrikanten gehöre. Seinen freundschaftlichen Umgang suchte er außerhalb des Institutes.

Das Studieren kam Vater nicht leicht an, er hatte ein ungeübtes Gedächtnis und für kaufmännische Gegenstände eine Begriffsstüdzigkeit, die einem aufs Ideale eingestellten Poeten nur zur Ehre gereichte! Doch

arbeitete er sich mit Fleiß und Ausdauer auch in die ihm fernerliegenden Stoffe ein und sehnte sich — nach Alpel. . . .

Doch lassen wir ihn wieder selbst berichten, und kehren wir zum dritten Mal zum guten Rat zurück: „Nach drei Jahren war meine eigentliche Lehrzeit vorüber, und günstige Umstände gaben mir die persönliche Freiheit; ich widmete mich weiteren Studien und literarischen Arbeiten. Ich suchte eine Wohnung, und siehe, mein Finanzrat in der Wickenburggasse hatte sein Zimmer für mich noch immer in Bereitschaft.



Graz

,Aber unter den alten Bedingungen nicht mehr!' sagte ich.

,Nun denn', meinte er, ,wenn's nicht anders ginge, so lasse er mir die Höhle um drei Gulden.'

,Zehn! Zehn!' schrie ich erbost über ein so ungeheuerliches Missstehen. ,Zehn für die Stube allein, und für die Verpflegung zahle ich extra.'

,Sapperlot!' knurrte der Alte und blies mir die Seele seines schlechten Krautes ins Gesicht, ,wenn der Herr Student so hitzig dreingeht, da muß man ihn schon ein wenig zur Ader lassen beim Geldbeutel.'

Wir stritten lange hin und her, weil sich's aber geziemt, daß die Jugend dem Alter nachgibt, so geschah es nach seinem Willen.

Allmählich machte Graz Miene, eine Großstadt zu werden, was ihr — aufrichtig gestanden — spottischlecht steht. Die Lebensmittel stiegen, die Hausherren steigerten. Mein Gewissen wurde von Tag zu Tag unruhiger, so erklärte ich dem Rat, unter dreißig Gulden bliebe ich nicht mehr bei ihm. Er trug mir unverfroren Fünfundzwanzig an — es blieb dabei, ich zahlte den alten Betrag. In der Art, wie wir zusammen lebten, war es, als sei ich der Mietsherr und der Alte meine Nebenpartei. Andere taten mir Gutes, weil sie einen Dichter in mir vermuteten; mein Finanzrat tat mir Gutes — ich habe ihn nie gefragt, warum. Er hat es mir weiter nicht begründet, und da kann man doch nicht sagen, daß guter Rat teuer ist. . . ."

Vater blieb beim alten Finanzrat mit den Unterbrechungen acht Jahre lang, bis zur Gründung eines eigenen Heims. Bei der Hochzeit, zu der Frühauf selbstverständlich geladen, war dieser mit der Braut noch fröhlich und schalkhaft, aber beim Auseinandergehen sagte er leise: „Bin wieder allein.“ Nicht lange danach ist er gestorben.

Vater hat in Graz dann noch in der Sackstraße 31, in der Elisabethstraße 16 und in der Burggasse 16 (früher 12) gewohnt — hier im Ganzen vierunddreißig Jahre lang, dazwischen von 1893 bis 1897 in der Parkstraße 11.

\*

Die Jahre zwischen 1865 und 1870 sind für Vaters Zukunft entscheidend gewesen.

Ohne etwas Rechtes gelernt zu haben — denn auch in der Schneiderei, obwohl „freigesprochen“, war er kein Meister —, kam er von seinen Almen in einem Alter herab, wo andere schon längst ihr Brot selbst verdienten. Sein ungeordnetes Wissen war etwas zufällig Zummengeleseenes aus Büchern, wie sie ihm gerade in die Hand fielen, und niemand — er selber am wenigsten — wußte, was aus ihm noch werden sollte. Es gehörte bei Dr. Adalbert Svoboda und allen anderen, die dieser leidenschaftliche Atheist für den „Naturdichter“ gewonnen hatte, ein gestrichenes Maß Zuversicht dazu, um sich des merkwürdigen Hinterwäldlers so opferfreudig anzunehmen und sein Leben von Grund auf umzugestalten. Schriftstellerische Begabung besaß er ja, aber wer war vorauszusagen imstande, ob sie für eine Berufsschriftstellerei ausreichen würde? An eine solche dachte man zuerst auch nicht, man plante

anfänglich vielmehr, ihn Buchhändler werden zu lassen, und nach Fehlschlägen der guten Absicht sollte er vorerst einen allgemeinkaufmännischen Wegeinschlagen — schließlich würde sich schon ein Plätzchen finden, das der strebsame junge Mann ausfüllen, das ihn befriedigen konnte.

Und dennoch, schon am 3. Mai 1865 erklärte Dr. Svo- boda seinem Schützling mit erstaunlicher Bestimmtheit, „er werde ein großer Volksdichter werden“, wie in Vaters Tagebuch vermerkt ist.

Außer dem Chefredakteur der „Tagespost“ bestimmten der Großindustrielle Peter Neininghaus, Direktor Dawidowsky, Professor Rudolf Falb, Robert Hamerling die Lebenslinie des neugebackenen Akademikers, und neben diesen väterlichen Freunden jugendliche, vor allem Robert Wagner und August Brunlechner. Ueber Wagner wurde schon einiges gesagt. Brunlechner — Realschüler, Bergakademiker — entstammte einer angesehenen und vermögenden Familie Leobens, und wenn er und Vater auch recht verschieden veranlagt waren, so ergänzten und förderten sie einander doch in vieler Beziehung.

Man muß sich nur den geistigen Aufstieg von der Ode an die „Brieftasche“ über den Roman „Gabriel Mondfels“ (1868) bis zum „Waldschulmeister“ vergegenwärtigen, um den staunenswerten Fortschritt, das innere Reifwerden zu erfassen.



Die evangelische Heilandskirche in Mürzzuschlag

Das Graz der sechziger Jahre stak noch zur Hälfte in der Biedermeierei, die am äußersten Südrand der deutschen Kultur länger als anderswo lebendig geblieben ist. Hier schwelgten Robert Wagner und mehr noch August Brunlechner mit Vater in „ewiger Freundschaft“, sie tauschten zu häufig Photographien zur „immerwährenden Erinnerung“, schrieben sich überschwängliche Briefe, die man ungeachtet dessen, daß man täglich miteinander zusammentraf, der Romantik wegen in der sandsteinernen Statue eines einsamen Gartens hinterlegte, sie kosteten milchige Mondstimmungen aus, ließen sich Locken in die Haare brennen — und fast glaube ich, daß dazumal mancher Jüngling eine „unglückliche“ Liebe einer „glücklichen“ vorgezogen hat, weil sich die „unglückliche“ so harmonisch in Sentimentalität, bittersüße Seufzer und Welt- schmerz auflösen ließ, worin sich die halben Männer besonders gefielen.

Das Leben verließ ein wenig zigeunerhaft, und ich möchte beinahe behaupten, Vater gehörte in der Zeit mit seinen Freunden zur „Bohème“. Was man eben im spießerischen Graz darunter verstanden haben mag.

Durch Freikarten waren ihm allabendlich die zwei Theater — das Thalia-Theater und das sogenannte „landschaftliche“ — zugänglich, und so besuchte er dasselbe Stück auch vier- und fünfmal, wobei es nichts verschlug, daß er Offenbachs parodistische Operette „Die schöne Helena“ als ein romantisch-moralisches Schauspiel aufgefaßt hat. . . . Derlei kleine Irrtümer waren beim unerfahrenen Waldbauernbuben verzeihlich, schadeten niemandem und stellten sich allmählich von selbst richtig.

Ueber diesen Zeitabschnitt sind wir aus den Erinnerungsbüchern „Waldheimat“ und „Weltleben“, aus einem umfangreichen Briefwechsel mit allerhand Leuten, aus Tagebüchern und auch aus dem autobiographischen Roman „Gabriel Mondfels“, wenn auch nicht lückenlos, so doch hinreichend unterrichtet. „Gabriel Mondfels“ allerdings ist abschnittweise reichlich phantastisch, so daß es zuweilen schwer fällt, die Dichtung von der Wahrheit zu scheiden, und der Briefwechsel ist mir bisher leider nur zum Teil zugänglich geworden. Also bleibt als unmittelbare Hauptquelle das Tagebuch, an das sich mündliche Erzählungen Vaters reihen.

Die Tagebücher enthalten vorwiegend Erlebnisse des Alltags, die in ihrer im guten Sinn kindlichen Einfalt oft rührend anmuten. Da erfahren wir, wann der Schreiber von Robert Wagner die erste „Pomeranze“ (Orange) geschenkt bekam, in die er hineinbiß, ohne sie erst zu schälen, denn der Aelpler hatte von einer solchen Frucht noch nie ge-

hört! Da wird von der ersten Fahrt des Zweihundzwanzigjährigen in einer Reininghaus gehörigen „Equipage“ berichtet, von den ersten Augengläsern, die er sich angeschafft, vom ersten Mohren und vom ersten Affen, den er gesehen und bemitleidet hatte, von der ersten Gerichtsverhandlung, der er beigewohnt, vom ersten Krebsen, den er gegessen — und vom ersten Rasieren des Schnurrbärtchens, das „zur Erden sank, ohne jemals geküßt worden zu sein . . .“

Nichtigkeiten und Wichtigkeiten in dem neuen Leben, das durch Lernen, Dichten, Freundschaften, Träumereien und Spazierengehen köstlich ausgefüllt wurde. Auch von einer alten Sackuhr erfährt man, die 4 Gulden 20 Kreuzer gekostet hatte, aber als unbrauchbar mit Aufzahlung von 6 Gulden gegen eine Zilinderuhr umgetauscht werden musste.

Hochstrebende Pläne wurden erwogen — so der, Latein zu lernen, was Svoboda nicht billigte und der strebsame Student dennoch auf eigene Faust probierte. Das Italienische und das Französische in der Handelsakademie bereiteten nicht geringe Mühe, aber man ließ sich's nicht verdriessen, renommierte vor Eustach Haselgraber, „französisch kann ich auch schon“, und machte nach der Schlacht von Königgrätz sogar ein Gedicht in dieser Sprache, das hier Platz finden möge:



Das Innere der alten Kirche in Krieglach

À Dieu.

|                   |                    |
|-------------------|--------------------|
| Un temps méchant, | Les ennemis,       |
| Un jour pesant;   | Arrivent ils.      |
| Mon Austria,      | Regarde a notre!   |
| Le pauvre lieu.   | Erauce ma priere,  |
| Oui, aujourd'hui  | Surmante la guere. |

Waldheimatfranzösisch! Und einige Monate parlierte auch das Tagebuch ähnlich.

Eine stolze Aufzeichnung Vaters bezeugt, daß er das beste Zeugnis in der Klasse erhalten, und dann liest man: „Neulich machte ich beim Bildhauer Grein einen Versuch im Modellieren mit Lehm“; oder: „Heute Maria Grün gezeichnet“; oder: „Abends Wall bei Nebenburg!“

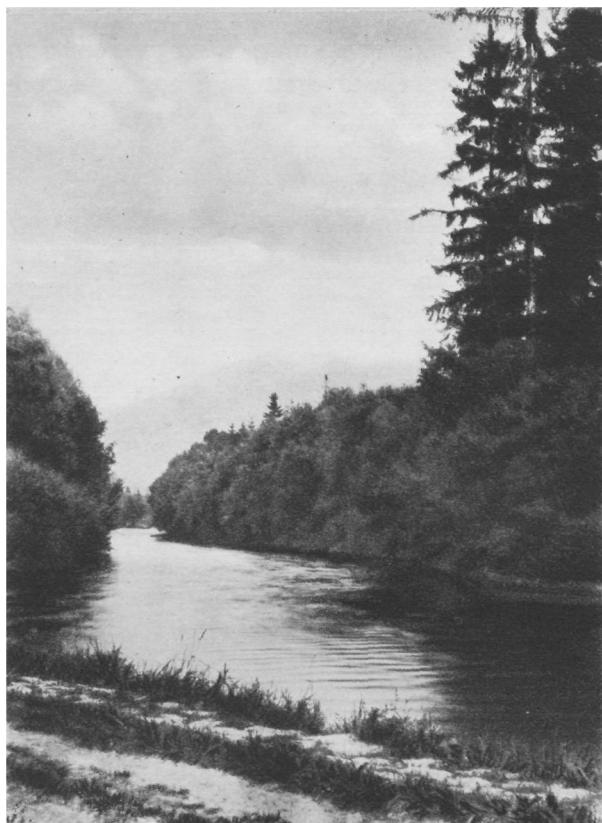
Von Monat zu Monat bessert sich die Schrift und die Rechtschreibung.

Während der Ferien in Krieglach-Alpel wird geschniedert, gedichtet und Vieh gehütet, aber für die Lernbegier des Sohnes bringen Eltern und Geschwister nicht das richtige Verständnis auf. Er möchte sie teilhaben lassen an seiner jungen Wissenschaft und erklärt ihnen eine Mondesfinsternis, wie es Falb ihn gelehrt, aber der Vater schüttelt den Kopf: „Nana, dos is olls nix, wo's Mondscha, d Sunn, d Stern san, dos kann kea Mensch ergründen, und ich glaub's amal nit. . . .“ („Nein, das ist alles nichts; was Mondschein, Sonne und Sterne sind, das kann kein Mensch ergründen, und ich glaube es nun einmal nicht!“)

Selbst die Haselgräber mit ihrem weiteren Gesichtskreis können dem Denken ihres Freundes nicht mehr folgen, sie finden ihn „lutherischer“ geworden und erschrecken vor dem Begriff eines „deutschen Gottes“ und vor der „Freiheit, die auf den Bergen wohnt“. Das sind Aussprüche Robert Wagner's, der sich den Kriegsnamen „Freivogel“ beigelegt hat. Freund Peter, der seinerseits als „Gabriel Fels“ unterzeichnete, verbreitet sie. Und ein zahnloser Bauer murmelt an seiner Tabakspfeife vorbei: „Na, ich bin doh wisseri, wos aus dem noch wird. . . .“ („Nein, ich möchte doch wissen, was aus dem noch wird!“) Auch die Geistlichkeit horcht auf und ist mit vielem unzufrieden. Sachte setzt jener „Kulturmampf“ ein, den Vater zeitlebens mit der Orthodoxie auszufechten hatte. Den Zwiespältigkeiten mit der Umwelt von einst gilt der Stoßseufzer im Notizbuch: „Und mir ging es um kein Haar besser als es den Missionären unter den Wilden

in Amerika ergangen ist, als sie die Zivilisation unter ihnen einführen wollten!"

Aus Triest dampft ein unbekannter Augusto Rossegger an, der den Namensvetter gastlich bewirtet. Aus der Waldheimat kommen Verwandte und Bekannte, denen die schöne Grazerstadt gezeigt wird. Die Eltern besuchen ihren Erstgeborenen. Die schon bedenklich kränkelnde Mutter erleidet auf der Straße einen Ohnmachtsanfall und muß ins Krankenhaus, wo sie sich aber bald erholt. Der Vater legt den langen Heimweg nach Krieglach-Alpel größtenteils zu Fuß zurück, um zu sparen; nicht ohne sich vorher photographieren zu lassen.



An den Mürzauen bei Krieglach

Der österreichisch-preußische Krieg im Jahre 1866 wühlte unsern Vater zu tiefst auf, und er schrieb an den Schriftsteller August Silberstein in Wien, er habe in ein Freiwilligenkorps eintreten wollen, wo von ihm seine Gönner jedoch ernstlich abrieten, daß es unterblieb. Allerdings spielte bei dem heroischen Vorsatz auch der Umstand mit, daß „ein obersteirisches Bauernmädchen seine Werbung abgelehnt hatte. . . .“ O, die „Haufsteinische Sphinx“! Doch stand der Dreißigjährige ganz im Bann der herrschenden Ideen, war empört über die Preußen, diese „Räuber“, und über Bismarck, den „Klein-

deutschen", den „Zerstörer von Deutschlands Einheit“. „Hängen sollte man ihn!“ Gegen das Hängen Bismarck's hatte auch Robert Wagner nichts einzuwenden, sagte aber von den Preußen, sie seien ebenso gute Deutsche wie die Österreicher.

Zu Beginn des deutsch-französischen Krieges, als Österreich nach „Nache für Königgrätz!“ schrie und auch das „Volk“ ein Zusammengehen mit Napoleon forderte, ist die „Grazer Tagespost“ als erstes und lange auch als einziges Blatt Österreichs für Preußen-Deutschland eingetreten. Dafür verlangten schwarz-gelbe Patrioten von Dr. Svoboda Aufklärung. Er erwiederte ihnen: „Erinnern Sie sich, meine Herren, daß es in Österreich noch Deutsche gibt, die ihren Erbfeind nicht in Deutschland, sondern in Frankreich sehen. Die ‚Tagespost‘ ist das Organ dieser Deutschen in den Alpenländern und wird ihre Mission zu erfüllen wissen!“

Das ist weltgeschichtliches Wetterleuchten über glikernden persönlichen Bliklichtern, die aus den Tagebüchern aufzucken.

Einen Abschluß und einen Anfang bedeutete der 6. Juni 1866, als Vaters erstes Bändchen mundartlicher Gedichte, „Bither und Hackbrett“, im Grazer Verlag Josef Pock erschien. Es trägt die bezeichnende Widmung: „Mei H o a m a t l a n d, va dir hon ihs, dir gib ihs!“

\*

Hamerling hat der Hauptstadt Steiermarks sein Preislied gesungen:

Sei gegrüßt von meinem Psalter,  
Du reizende Grazenstadt:  
Du ruhst wie ein prangender Falter  
Auf einem Lorbeerblatt!

Vater wetteiferte mit dem Freund in Prosa:

„Schloßberge gibt's viele, aber Schloßberg nur einen!

Mitten in der Stadt Graz, so recht mitten aus dem belebten Straßenleben und Häusergewühle heraus, hebt sich unbegreiflich wie ein Märchen und schön wie eine Romanze ein über vierhundert Fuß hoher Berg. Ein Berg, der so viele und so vielfältige Schönheiten trägt, als er fassen kann. Er hat alles und wendet jeder Weltgegend die Seite zu, die ihr gebührt. Gegen Süden hin die sachte Abflachung, an die sich nach italienischen und sizilianischen Vorbildern einige Gebäude höher hinauf wagen, als das bei unseren an die Ebene

gewohnten Städten der Brauch ist. Dem östlichen, üppig bewachsenen Hügelland wendet der Berg seine wallenden Gebüsche, seinen dichten Laubwald zu. Gegen die nördlichen Waldlande hin schaut er mit seinen dunkelnden Schachen von Fichten, Tannen, Kiefern und Lärchen. Und gegen das Hochgebirge im Westen schwingt er wettlustig den rauhen Silberschild seiner unnahbaren Felswände. So steht er wie ein Markstein da, mit den Farben und Symbolen der verschiedenen Himmelsstriche. . . .

Wir stehen auf seinem Hochplateau. Da liegt Mittelsteiermark ausbreitet, von den Murtaleralpen bis zum Bacher, von der Kärntnergrenze auf der Koralpe bis zum Gebirgszug des Rabenwald. Wir atmen kühle, reine Luft und weiden uns an dem paradiesischen Bilde. Wohin wenden wir den Blick zuerst? — Da unten die weite vieltürmige Stadt, aus welcher noch dumpf das Brausen des Lebens heraufdringt. Still und hell zieht der Fluß, dort und da vielleicht eine schwimmende Holzbrücke oberländischer Flößer mit sich führend, durch das Häusermeer, welches hier bis ans schattige Waldgebirge, dort bis ans Hügelland schlägt. Gegen die erste Seite hin liegt der industrielle Teil, aus dessen Schlotendunst die Sonne einen silberschimmernden Schleier flieht. Das Hügelgelände ist übersät mit Villen, Schlössern und Höfen. Nach einer dritten Seite hin, dem Süden, will sich das Tal in eine Ebene weiten, das Grazerfeld mit seinen zahlreichen Dörfern und seinem Hintergrunde, dem Wildonerberge, dem Sausal- und Bachergebirge, endlich in weiter Ferne den Schwanberger und Kärntner Alpen, von deren grauen Höhen herein recht oft, auch zur Sommerszeit, der Schnee schimmert. So schaut die weite Welt über die Baumwipfel, Kronen und Zinnen des Schloßberges auf uns herein. Und wenn das Auge über die näheren Berge des Westens weiterfliegt, so kommt es zur Ruine Gösting und zum Jungfernprung, wo sich einst die schöne Anna von Gösting in die Tiefe gestürzt hat; kommt zur Murenge, aus welcher der Fluß hervortritt, sieht endlich im Hintergrunde das Hochgebirge, wenn es die Touristenwelt gestattet, die Murtaleralpen so zu nennen. Weiter rechts die Schöckelgruppe mit ihren bewaldeten Ausläufern bis vor die Tore von Graz niedersteigend. . . ."

Alt-Graz zog seinen Häuserring, seine Wälle und Schanzgräben rings um den Schloßberg. Daran gliedert sich die Neu-Stadt, die ihrerseits wieder von Hügelhöhen und Bergzügen eingekreist wird.

Der Stadtberg war vermutlich schon von den Ureinwohnern des

Landes besiedelt, von Kelten, Römern und Slawen wehrhaft gemacht, er trug eine ostmärkische Beste, die weder der Türke, noch der Franzose jemals erobern konnte. Aber nach dem napoleonischen Gewaltfrieden von 1809 mußte die unbesiegte Festung dem Feind überantwortet werden, der sie zerstört hat. Während zweier Monate legten tagsüber dreihundert Mann Sprengminen, die abends entzündet wurden, bis die stolzen Bauten zu einem ungeheuren Schutthaufen geworden, bald von Disteln, Dornen und Nesseln überwuchert. Den Uhrturm, das gotische Wahrzeichen des Schloßberges und seiner Stadt, und den Glockenturm mit seiner tief tönenenden Glocke, der „Liesl“, kaufte die Grazer Bürgerschaft dem Feinde ab, die Landstände hernach den ganzen Berg vom Staate. Allmählich schmückten den kahlen Kegel friedliche Anlagen, und von den Resten der verstümmelten Festung blieb gerade nur so viel übrig, als zur malerischen Krönung des Gipfels notwendig ist.

Von allen vier Himmelsrichtungen führen Wege zur dankbaren Höhe hinauf. Sie verzweigen sich und verschlingen sich untereinander, daß man Wochenlang, Tag für Tag, einen andern Pfad zum Aufstieg benützen kann.

Das Haus in der Wickenburggasse, wo Vater viele Jahre gewohnt hat, schmiegt sich innig an den Nordabhang des Schloßberges, und der naturhungrige Waldbauernbub war mit ein paar Schritten auf dem Weg, der sich zwischen Fichten, Tannen, Kiefern und Lärchen bergan schlängelte. Es gibt andere, schönere und mühloserre Anstiege, aber noch der Siebzigjährige wählte mit Vorliebe diesen beschatteten, Erinnerungen nachhängend, in der stillen Abenddämmerung, die späte Tageszeit, welche ihm das Studium einst für Spaziergänge freigegeben hatte. Voll Heimweh lugte er dann vom Ziel nach Osten auf den Rabenwald, den man auch vom Felsenriegel des heimatlichen Teufelstein sieht. Deshalb taufte er den Rabenwald auch „die Berge der Sehnsucht“, und wie oft mögen die Augen des Jünglings sie gesucht haben, von der erlösenden Vorstellung beglückt, Eltern, Geschwister, Kameraden stunden auf dem Teufelsfelsen und schauten herüber, und die Blicke trafen einander an der mattblauen Grenze zwischen dem Waldland und dem Grazer Kreis.

Vollends als das Vaterhaus in fremde Hände gekommen und das Daheim verloren gegangen war, wurde Graz zu Vaters zweiter Heimat, zur Stadtheimat. Aber ganzen Ersatz bot sie nicht. Immer wieder



Blick vom „Groß-Mossegger“ auf das weiße Kirchlein St. Kathrein im Tal und die Höhen gegen Sonnenaufgang zu.



pilgerte er nach Krieglach-Alpel, wo die tausendjährige Bauernkultur binnen wenigen Jahren in die Erde sank, daß wieder Wald aufschoss, wo unermüdliche Hände aus Wildnissen Acker, Felder und Wiesen geschaffen. Er spürte Vergangenheiten nach, wenn er über die Matten schlenderte, und mehr als ein Vierteljahrhundert brauchte das Gemüt, um sich mit dem Wechsel, mit dem Verfall abzufinden und sich zu begnügen mit der Rundsicht vom Kluppenegg, welche die gleiche geblieben, der niemand etwas anhaben konnte.



Peter Rosegger im Garten seines Krieglacher Landhauses

Und weil die winterliche Stadtheimat nicht ausreichte, so erstand im Mürztal das sommerliche Landhaus. An seinem Garten vorbei führt die „Roseggergasse“, die in die Alpsteigstraße mündet und über Wiesen- gelände und durch Fichtenwald zum Höllkogel, zur neugegründeten Waldschule und zum einsam gewordenen Haus leitet.

Die Waldschule möchte eine junge Bauerngemeinde aufbauen helfen, weil die alte in jenen unglücklichen Zeiten unterging, als eine fremd- artige „Weltanschauung“ das Schicksal des Volkes mit „Export“ und

„Import“ verkettete, mit der qualmenden Industrie, die Waren massenhaft erzeugt und mit den Waren unzufriedene und vergrämte Proletarier, welche als Entwurzelte ihr inneres Gleichgewicht verloren und es nicht mehr finden.

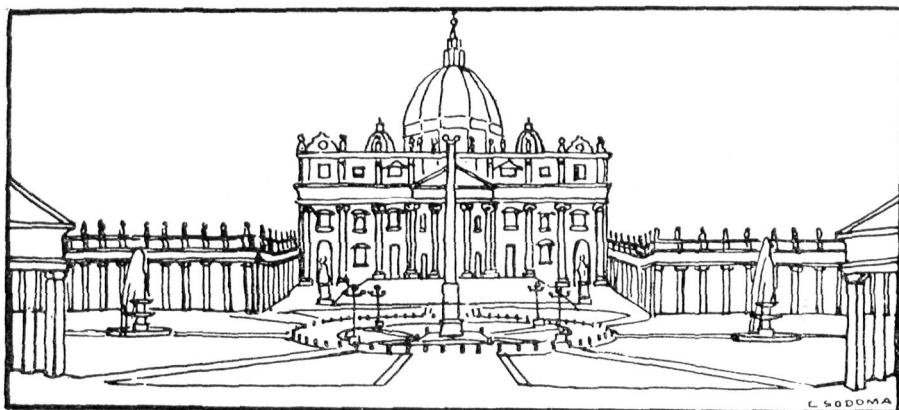
Werden wir noch einmal Umkehr halten, das Weltgift der Maschinen überwinden und den Erdsegeln der Scholle empfangen . . .?

Krieglach ist eine urständige bairisch-bäurische Siedelung, die schon im Jahre 1148 in einer päpstlichen Urkunde zu Rheims erwähnt wird und, an der Heer- und Handelsstraße von Wien über den Semmering ans Meer gelegen, ihre guten und ihre bösen Schicksale erlebte, mit heimischem und fremdem Kriegsvolk, mit Türken und Franzosen, Pest, Hochwässern, Feuerbränden und asiatischen Heuschreckenschwärmen, welche die Gegend hungerkahl fraßen. Der turnierende Minnesänger und Querkopf Ulrich von Liechtenstein dichtete Krieglach schon 1227 an: „In hohem muot ze Chrugelach die nacht het ich guot gemach . . .“

Vaters unablässiges Streben ging nach Harmonien, und es ist ihm auch gelungen, für sein persönliches Ich die Stadt und das Land in Einklang zu bringen. Leuchtete der Mai silbergrün, so sehnte er sich nach Krieglach; frochen frostgraue Herbstnebel aus der Mürz, so drängte er nach dem behaglicheren Graz.

Graz und Krieglach, beide zusammen, haben ihm eine neue Heimat geschenkt, und über beiden leuchteten fern aus dem Gewesenen und Verlorenen und doch Unverlierbaren die von Erinnerungen vergoldeten Jugendtag in der Waldheimat.





## Auf vertrauten Pfaden und fremden Straßen

Bei seinen Landausflügen von Kriegelach-Alpel aus waren meinem Vater die Augen für etwas aufgegangen, was er früher schon immer gesehen, aber niemals geschaut hatte — für die ländliche Natur und die Landleute. Allerdings hatte er schon als Kind, aber ganz unbewußt, ein Auge für die Landschaft gehabt, und schweiften seine Erinnerungen zurück zu den ersten Wanderungen mit Vater und Mutter, so wußte er nicht mehr, warum sie die Gänge gemacht oder was dabei vorfiel und gesprochen wurde, aber er sah noch den Felsen und den Bach und den Baumschlag und wußte, ob es Morgen oder Nachmittag gewesen. Diese Naturbeobachtung fand ihren Ausdruck in den ehtempfundenen, wenn auch unbeholfenen Landschaftsbildern seiner jugendlichen handgeschriebenen Büchern.

Man behauptet, Bauern hätten keinen Blick für Naturschönheiten, sie fesseln nur das üppige Weizenfeld, der schlagreife Wald, das Heu auf den Wiesen. Warum stellten sie dann aber ihre Höfe auf die schönsten Punkte mit der schönsten Aussicht, statt in ringsum überhöhlte Mulden, die besseren Schutz gegen Wind und Wetter boten? Der Bauer bewundert nur nicht laut, sein freudiges Genießen ist einsilbig.

Verdrossen trotzt der Proletarier nach seinem Achtstundentag die staubige, verräucherte Straße; todmüde, aber mit zufriedenem Gesicht stampft der Bauernknecht durch die Felder, wenn er mit gekrümmtem Rücken zwölf Stunden Korn geschnitten hat.



Nosegger mit seiner Frau am Sonnwendstein

Wortarmut und sprachlicher Unbeholfenheit. Der Aleyler fühlt warm, aber er behält seine Gefühle für sich.

Man muß Vater nur gesehen haben, wie er von einer Bergeshöhe selig schweigend in die Gegend hinausträumte! Er schrieb es dem Einfluß Adalbert Stifters zu, wenn seine Schilderungen allmählich lebendiger wurden, und fügte dieser Selbsterkenntnis bei: „Es ist mir später schwer geworden, Nachahmung meines Lieblingsdichters zu vermeiden, und dürften Spuren davon in den älteren meiner Schriften wohl zu finden sein.“ Erst nachfolgende Dichtergenerationen, die „Heimatkunst“ planmäßig pflegten, erreichten im Naturbeschreiben eine große Meisterschaft, bei ihnen werden Federstriche zu Kunstreichen Federzeichnungen — und trotzdem fragt es sich, ob sie damit nicht die gegebenen Grenzen der Dichtkunst überschreiten, ob die Eindrücke, die sie erzielen,

Das Proletarier-  
Sein ist nicht so sehr  
ein wirtschaftliches  
und soziales Uebel,  
es ist ein Gemüts-  
leiden.

Zuweilen sagte  
Vater, wie nichts-  
sagend oder wie über-  
schwänglich er in sei-  
nen Erstlingswerken  
die Natur zu schil-  
dern versucht habe,  
wie er allgemein von  
„grünen Bergen“,  
vom „blauen Himmel“, von „kahlen  
Felsen“ geschrieben,  
wie er die Worte  
„entzückend“, „häß-  
lich“ und „schauern-  
haft“ mißbrauchte.  
Das war vielleicht  
eine Folge überkom-  
mener bäuerlicher



Beim „Kirchenwirt“



Der Gnadenort Maria Zell mit der wundertätigen Madonna

schließlich nicht doch nur halbe und täuschende Vorstellungen im Leser erwecken? Bestimmte Bilder können nur in den seltensten Fällen durch Worte hervorgezaubert werden. Wahrscheinlich muß sich der Schriftsteller hier mit der Erregung erwünschter „Stimmungen“ begnügen. In der Regel genügen diese für den angestrebten Zweck: den Hintergrund für Handlungen und Ereignisse zu schaffen.

Vaters angeborenes und ureigenes Gebiet waren die Alpen, vom öststeirischen Hügelland angefangen bis zum Tiroler Eisgebirge. Sie sind der Schauplatz seiner bedeutendsten Werke, seine Menschen sind Bergmenschen. Nicht willkürlich in Gegenden hineinversetzt, sondern mit ihnen verwachsen, aus ihnen herausgewachsen. So verwoben sich die Dichtergestalten mit ihrer Umwelt ungezwungen zu einer künstlerischen Einheit. Ueber höhere Kunstformen, wiederholte Vater oftmals, habe er sich niemals den Kopf zerbrochen, er schuf gefühlsmäßig.

Die Alpen waren ihm innigst vertraut, hier atmete er, als Jüngling und Mann durchstreifte er sie zu Fuß, und erst unter dem Zwang körper-



Semmering

licher Hemmungen mußte er dem geliebten Wandern die Eisenbahn vorziehen, doch auch dann noch überwand er nicht selten die Widerstände hindernder Körperlichkeit und schob zwischen zwei Eisenbahnfahrten die Ueberquerung mühsamer Pässe und die Uebersezung hoher Berge ein, um das Wagnis jedesmal und flaglos mit nachfolgendem Leiden zu bezahlen. Auch bei Gipfeln, die er niemals bestiegen, konnte er genau angeben, welche Gebirge, Täler und Ortschaften man von ihnen erblicke, so stark war sein Vorstellungsvermögen auf Grund von Landkartenstudien.

Dem Lobpreisen der Bergwelt, dem Gestalten ländlicher Menschen und dem Beschreiben ihrer Sitten und Gebräuche sind nicht wenige seiner Bücher gewidmet, doch nicht dadurch allein wurde er volkstümlich auch unter den Deutschen der Ebene und im fremdsprachigen Ausland, das ihn aus Uebersetzungen kennen lernte. Allgemein menschliche Fragen, die nicht an gewisse Landschaftsformen gebunden sind, die sich unter verschiedenen Himmelsstrichen nur verschieden äußern, bewegten ihn, schufen ihm seinen großen Leserkreis und bewogen ihn zur Stellung-

nahme zu jenen Problemen, an denen die moderne Menschheit leidet, ohne sie zu lösen.

Auf religiösem Gebiet forderte er den Widerspruch der Dogmen-gläubigen dadurch heraus, daß er die Seele des Christentums gegen totes Formelwesen verteidigte, daß er die Gebote Gottes höher stellte als die einer Kirche, und neben sozialen und wirtschaftlichen Streitfragen, wo er leidenschaftlich Partei ergriff, leitete ihn das ganze Leben hindurch das Bestreben, die Menschen „zurück zur Natur“ zu führen. Er hielt der allzu beweglichen und aufgepflanzten ästhetisierenden Stadt-kultur die bodenständige Bauernkultur entgegen, die unter fremden Ein-flüssen heute freilich dem Untergang geweiht zu sein scheint, so daß selbst ihr ehemaliges Vorhandensein von ununterrichteten und kurz-sichtigen Kritikern geleugnet wird. Waters Ideal waren seelische Verinner-lichung, Einfachheit und Selbstgenügsamkeit. Angesichts zunehmender Kulturfäulnis prophezeite er schon zweiunddreißig Jahre vor Ausbruch des großen Krieges: „Es werden Stürme kommen, wie sie die Welt noch nicht gesehen!“ Er wußte, daß der von der Scholle losgelöste Mensch die Kraft einbüßt und endlich untergehen muß. Während des Krieges, 1917, klagte er: „Unsere Zeit strafft die Irrtümer, die wir seit Jahren gemacht haben. Unser Denken, Wissen und Wollen, Handeln, Politisieren, Kritisieren, Voraussagen, es war alles falsch, fast unser ganzes Leben war verkehrt und falsch, und die jetzigen Ereignisse strafen uns mit furchtbarer Strenge. Aber sie sagen uns nur, wie wir es nicht hätten machen sollen; wie wir's machen müßten, das sagen sie uns nicht, und so irren wir mitten im erbarmungslosen Straf-gericht einzig weiter.“

Manche, die früher die „Einfalt des bücherschreibenden Schneider-gesellen“ hochmütig belächelt haben, lernten inzwischen gründlich um.

Großstadtfamilien pflegen binnen drei, vier Geschlechterfolgen zu erlöschen, und Friedrich Nazel lehrte, auf dem Lande erneuere sich das Volk unablässig, in den Städten sterbe es, und ohne frische Blutzufuhr von außen würden unsere „Kulturzentren“ bald veröden. Dasselbe Schicksal träfe die mechanisierten Vereinigten Staaten von Amerika, wie Statistiker errechneten, belebte sie nicht der Zustrom aus der „alten Welt“. —

„Die Schriften des Waldschulmeisters“ und „Erdsegen“ singen das Hohe Lied des Aufbaus durch die Wunderkraft der Erdscholle. „Jakob der Letzte“, „Das ewige Licht“ und „Weltgeist“ zeigen die Zersetzung

gesunder Bodenständigkeit durch die tödlichen Keime einer überfeinerten und verweichlenden Lebensführung. Weit davon entfernt, im Bauern eine Idealgestalt zu sehen und ihn in allem und jedem als Vorbild hinzustellen, dünkte er Vater dennoch der Vertreter einer dauernderen Daseinsform der Völker. Das Schlagwort von der „Rückkehr zur Natur“ erkannte er nur mit Vorbehalt an, weil das Weltgift



M.E.FOSSEL.

Steirertanz

durch ein Landleben allein nicht entgiftet werden kann — es steckt vielmehr auch gesunde Organismen an, kommt es mit ihnen in enge Be- rührung.

In solchem Sinn sind Vaters Hauptwerke „Tendenzbücher“ und „Lehrhaft“, und vor den Roman „Jakob der Letzte“ setzte er den Satz: „Dieses Werk hat einen tieferen Zweck als den, bloß zu unterhalten. Es soll eine auffallende und wichtige Erscheinung der Gegenwart schil dern, es soll ein Bild geben von dem Untergange des Bauerntums in unseren Alpen. — Was heute vorgeht, da draußen in den Bergen, es vollzieht sich nicht so sehr von Naturwegen, es vollzieht sich durch die Schuld der Menschen.“

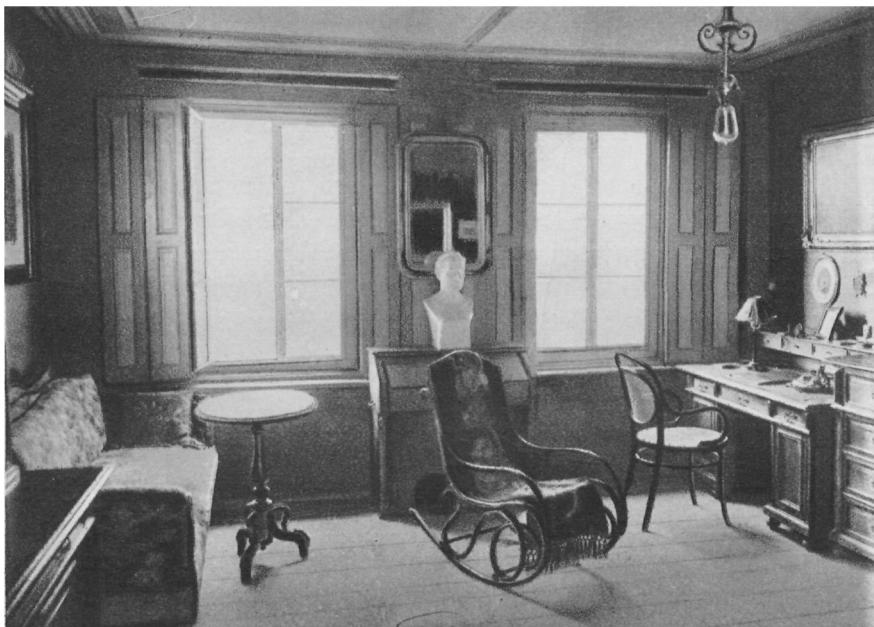
„Jakob der Letzte“, das Drama einer versinkenden Bauerngemeinde, verdankt seine Entstehung dem Streit mit einem Förster, der die Almbauern beschimpfte und ihren Untergang selbstverschuldet nannte. . . . Als uns die Kriegsnot dann nicht nur beten, sondern auch Kartoffeln anbauen lehrte, tat Vater den Stossaufzer: „In Graz spricht man allen Ernstes davon, daß bei der drohenden Hungersnot der Stadtpark zu einem Gemüsegarten verwendet werden solle. Auch gut. So regelt sich ja die Volkswirtschaft. Während der letzten Jahrzehnte hat man in den Alpen mehr als 50 000 Bauernwirtschaften abgestiftet, und jetzt will man im Stadtpark — Erdäpfel anbauen.“

In seinen Jugendjahren kam Vater nichts leichter an als literarisches Schaffen, es war ihm ein Bedürfnis geworden, alles, was er dachte und fühlte, niederzuschreiben, jedem kleinsten Erlebnis entkeimte ein Gedicht, jeder bedeutendere Vorfall drängte sich zu einer Novelle auf, und selbst in nächtlichen Träumen webten sich Novellenstoffe, wie auch jener, den er zum Schauspiel „Am Tage des Gerichts“ dramatisierte. Machte er hingegen Jagd auf Gedanken und Stoffe, so kam dabei nicht viel heraus, ebensowenig bei der Verwertung von Zusammengelesinem und Gehörtem. „Nur unmittelbar Erlebtes oder was blikartig durch den Kopf ging, das zündete und entwickelte sich.“

Der Plan zum geschichtlichen Roman „Der Gottsücher“ wurde im Gantwalde bei Krieglach entworfen. „Die Försterbuben“ knüpften an ein schweres Verbrechen am Fuße der Raxalpe an.

Ueber das Werden der „Schriften des Waldschulmeisters“ hat ihr Dichter gewissenhaft Nechenschaft abgelegt: „An einem nebligen Märtage 1872 machte ich einen Spaziergang nach Mariagrün bei Graz. Unterwegs fand ich das frische Blättchen einer Erdbeerpflanze, welchem

ich, als dem ersten grünen Blatt des Jahres, meine Aufmerksamkeit zuwendete. Ich betrachtete die Schönheit des Baues, der Zeichnung, der Farbe und dachte: Wenn man so ein einfaches Ding in seinen hundert Einzelheiten, die den meisten Menschen kaum auffallen, genau und liebevoll beschreibe, und zwar so, als ob es eine Seele hätte, da müßte manche neue Schönheit der Natur aufgedeckt werden. Wenn ich also in Wald und Feld einen Mann herumwandeln ließe, der Herz und Verständnis hätte für solche scheinbar so unbedeutende und doch so



Das Arbeitszimmer im Landhaus

wunderbare Dinge, und er beschreibe sie! Und wenn er nicht bloß die kleine Pflanze beschreibe, sondern auch die großen, den Baum, die Steine und die Felsen, die Tautropfen und die Wildwässer, gleich den ganzen Wald. Und wenn er weiterginge und Tiere schilderte, kleine und große, die Ameise, den Wolf, den Habicht! Und wenn er noch weiterginge und auch den Naturmenschen beschreibe, so gegenständlich, als wäre er eine Pflanze, ein Reh! Und wenn er noch weiterginge und darstellte, wie solche Naturmenschen für sich und in Gemeinschaft zu-

sammenleben, wie eine Waldgemeinde ist und wie sie entsteht! Und wenn dieser Schilderer endlich so weit ginge, daß er einen Mann beschreibe, der zur Gründung einer Gemeinde von Waldmenschen Anlaß gibt, deren Gedeihen fördert, deren materielle Vorteile lenkt, deren geistige Bedürfnisse, deren Gemüt weckt und leitet, deren Kinder lehrt, kurz, deren Mittelpunkt wird, bis er selber altert und welkt und hinsinkt, wie dieses Blättchen Erdbeerlaub hinsinken wird im Herbst! — Von diesem Tage an trug ich etwas im Kopfe herum, das mich nicht mehr verließ, das immer wirkte. Was ich auch dichten und schreiben mochte, es bezog sich unwillkürlich auf den Wald und sein Kleinleben, und auf die Waldgemeinde und den Mann, der sie gründete und ihr Mittelpunkt war. Die losen, scheinbar selbständigen Stücklein, die ich damals in den Blättern abdrucken ließ, es waren lauter Kapitel eines größeren, mir aber selbst noch unbekannten Werkes. — Endlich, im Hochsommer desselben Jahres, als ich eines Tages von einem Berge niedergestiegen war und ermüdet auf dem Baumstrunke eines tief-schattigen Waldes rastete, zog ich mein Notizbuch heraus, begann den Stoff aufzumerken, zu gliedern, zu ordnen; er weitete sich, vertiefte sich. Ich sah, daß er vieler Kleinigkeiten und Innerlichkeiten wegen — die für das Nacherzählen zu zart und flüchtig, doch sonst aber so wichtig waren — der Tagebuchform entspreche, und plötzlich war der Titel da: „Die Schriften des Waldschulmeisters.“ — Obwohl man naturgemäß den Titel sonst nach der Vollendung des Werkes zu bestimmen pflegt, so ist er doch manchmal auch früher da und wird als Leitgedanke Grund und Stab fürs Ganze, das sich an ihm zur größeren Einheit heranwächst. Als ich im darauffolgenden Winter zur Ausarbeitung des Planes ging, dehnte sich der Stoff während des Schreibens über meine Erwartung: es wuchsen neue Teile und Episoden heraus, die, weil unmittelbar entstanden, mich mehr erwärmt und beseelten als die ursprünglichen Aufzeichnungen, die teils zu Schemen verblaßt waren, während das Neue Fleisch und Blut hatte. So ist in diesem Werke manches, was ich anfänglich als nebensächlich betrachtete, zum Grundmark geworden, während in demselben die Beschreibung der Erdbeerblätter, des Tautropfens usw. sehr untergeordneter Natur wurde.“

Das erwähnte Notizbuch vom Jahre 1872 mit den flüchtigen Aufzeichnungen, die nach einer Besteigung des Hohegg im Massinggraben bei Krieglach gemacht worden sind, hat sich ebenso erhalten wie eine

Bleistiftskizze, die den Waldschulmeister darstellt, und wie der erste Entwurf eines Landkärtchens für den Schauplatz des Werkes.

Die Aufzeichnungen lauten:

„Tagbuch eines Waldschulmeisters erlains. Einleitung. Wie ich nach Winkelsteg komme, dort von einem alten Mann höre, der seit dem letzten Winter verschollen. Sie machen sich über ihn lustig, zeigen mir seine wunderliche Hinterlassenschaft, das Tagebuch. Gegensatz. 1. Seine Jugendgeschichte, seine Beschwerden beim Studium — schwaches Fassungsvermögen — vielleicht von seiner Erziehung herrührend. Wie er durch . . . (hier ist ein Wort ausgelassen) in den Wald kommt. — Die Winkel, der Winkelsteg. Das erste Besuchen der Köhlerhütten und Holzhauerhütte. Sein Verkehr mit der Natur, Sehnsucht. Der Wald. Spiel mit einer Ameise und verliebt sich, will aber eher keine Kinder erzeugen, als er nicht weiß, was der Mensch und die Welt ist. Gegensatz. 2. Das Gründen einer Gemeinde. Kirche. Sonnenuhr. Friedhof. Es will kein Pfarrer kommen. Verkehr mit den Menschen. Als Arzt und Priester. Zum erstenmal auf die Alpe. Militärflüchtlinge. Eine Erzählung aus der Türkenezeit, die die Waldgegend entvölkerte. Gegensatz. In der Schule. 3. Der Pfarrer. Natur. Sehnsucht. Auf der Alpe. Alpenblumen vom Hut herabgefressen. Die Überschwemmung. 4. Eine Wallfahrt. 5. Zum letztenmal auf der Alpe, alles geschaخت, erblindet. Das letzte Blatt geschrieben. Gestorben. — Als Gegensatz ein junger Mann voll Lebensfreude und Abscheu vor jeglichem Lernen. Sohn eines Flüchtlings. — Zu 1. Studiert aus einem Büchlein eifrig Latein; die Leute halten das Buch für ein Zauberbüchlein.“

Vaters Arbeitsmethode änderte sich allmählich. Immer tiefer schöpste er aus dem eigenen Ich, das mit allen Fasern im Boden seiner Alpenheimat wurzelte.

Die Gestalten meiner Geschichten, erklärte er rückblickend, „sind Teile von mir. Der Waldschulmeister bin ich, und der Einspannig bin ich. Heidepeters Gabriel bin ich, und die Zapfenwirtin bin ich. Jakob der letzte und sein Sohn Friedel, und sein Sohn Jäkerl bin ich, und die Herzogin Juliania und Martin der Mann, der Gottsicher Wahnfred und der Baumhackel, Peter Mayr und der dumme Tonele und seine Hanai, und der Journalist Trautendorffer und der Pfarrer im Torwald und der Michelwirt, und Hans Schmied der leichtfertige Student und Hans Schmied das gute arme Pfäfflein — ich bin's, ich

bin's. Alle Braven und Tüchtigen und Törichten und Spitzbuben, alle würdigen Dorfrichter und alle schalkhaften Dirnlein und alle eitlen Frauenzimmer in meinen Büchern, sie sind Geist von meinem Geiste, Blut von meinem Blut — sind Stücke meiner persönlichen Wesenheit. Alle Eigenschaften, die sie haben, sind wenigstens insoweit die meinen, als ich sie verstehen und nachempfinden kann. Wenn mir auch der eine sympathisch ist und der andere widerlich, ganz wie meine persönlichen Eigenschaften. — Manchem, der das liest, wird es komisch vorkommen. Aber er soll sich nur einmal gründlich selber untersuchen, er wird finden, daß auch in ihm eine Menge verschiedener Leute beieinander wohnen."

\* \* \*

Der sonntägige Kirchenbesuch St. Kathreins oder eine Wanderung nach Birkfeld und Fischbach aus der Waldeinsamkeit heraus war ein Ereignis, erst recht ein Gang ins Mürztal, durch das die Eisenbahn rollte, das schon zur weiten Welt gehörte. Das Pfarrdorf Krieglach, der Markt Kindberg, wo der Komponist Jakob Schmölzer das alte Volkslied verjüngte, und das betriebsame Mürzzuschlag regten zu hundert Gedanken und Betrachtungen an. Zum Erlebnis aber geradezu wurde ein Bittgang zum mystisch verklärten Gnadenort Maria Zell.

Die erste wirkliche Reise unternahm der sechzehnjährige Almbauernbub im Oktober 1859 nach Graz. Wohlgesinnte wollten ihn im bischöflichen Seminar unterbringen, daß aus ihm ein Priester werde — ein zweiter Versuch, dessen Vergeblichkeit den Zurückgewiesenen aber nicht weiter anfocht, denn so gut ihm auch die Landeshauptstadt gefallen hatte, abends schon hingte er nach den Eltern und den Geschwistern.

Das Graz in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ist eine recht belanglose Provinzstadt gewesen; in der langen Straße vom Bahnhof, wo sich heute die Kaufläden stauen, standen nur vereinzelt Häuser. Zweimal noch kam Vater nach Graz, ehe er 1865 dauernd dahin überfielte.

War eine Fahrt an die Mur schon etwas ganz Besonderes, um wie viel mehr bedeutete eine solche nach Wien, das „unmöglich weit weg“ war, in die Residenz mit ihrem Stephansdom, den der dichtende Schneiderlehrling ein halbes Dutzendmal gezeichnet und gemalt hatte, ehe er ihn noch mit eigenen Augen gesehen. In Alpel raunte man sich Wunderdinge über Wien zu, daß die Wirklichkeit kaum an die Er-



Altes Mürztaler Hammerwerk

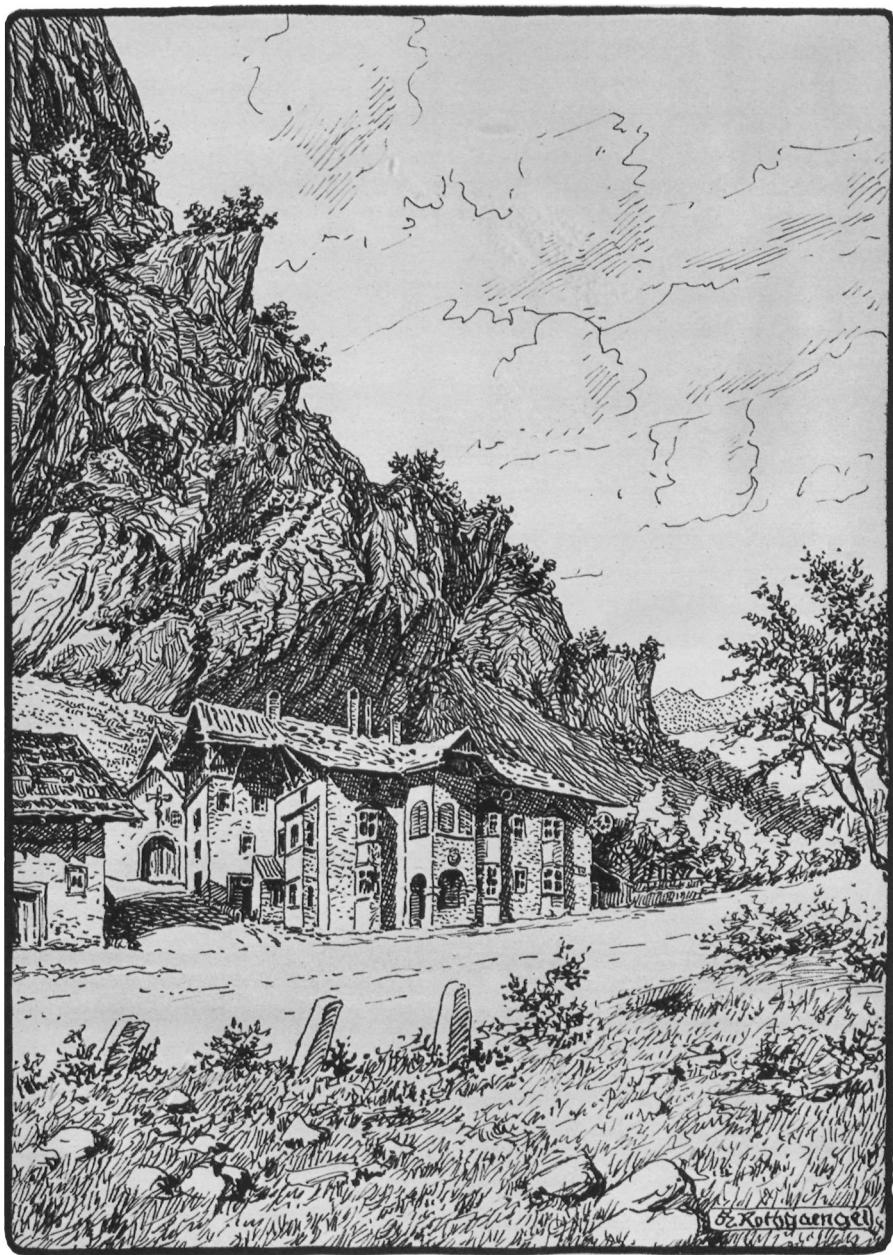
wartungen heranreichen konnte. Die Kaiserstadt war lange das schier unerreichbare Ideal in unseres Vaters Jugend, das den Knaben von seiner Schafherde fortwährend durch Abenteuer und Gefahren lockte. Für Hinterwäldler bedeutete eine so ungewöhnliche Reise ins Ungewisse beträchtlich mehr als einem Hamburger Handelsherrn die Fahrt über den Ozean.

Während seiner Grazer Studentenzeit verlebte der unternehmende Akademiker, der auf verschenkte Photographien am liebsten „Rastlos vorwärts!“ schrieb, jährlich mehrere Wochen in Wien, und im Ganzen hat er dort wohl drei Jahre verbracht, in enger Verbindung und fruchtbarem Gedankenaustausch mit guten und treuen Freunden. Er hat sich an der Donau niemals fremd gefühlt, auch körperlich erfrischt, weil die russige Großstadtluft seltsamerweise sein Asthma günstig beeinflusste.

Von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, über Almen und auf die Bergspitzen der engeren Heimat wanderte schon der Bauernbub, der an gehende Schneider, und der Student hummelte eilos auf den Matten herum, sang seinen jugendlichen Weltschmerz hinaus und tauschte dafür Lieder und Schnurren ein. Von Graz aus wurden die Ziele weiter gesteckt. So pilgerte er 1866 durch Obersteier-, Ober- und Niederösterreich und im nächstfolgenden Sommer über Mariazell durch das Gesäuse zum Grundlsee und über Salzburg und Linz nach Wien. Damals überschritt er auch die schwarzgelbe Grenze und blinzelte ins Bayrische hinein, doch ein Besuch Münchens erfolgte erst 1869.

Eine große Reise machte Vater zwischen dem 8. Mai und dem 20. Juni 1870, sie erstreckte sich über Mitteleuropa, über Mähren, Böhmen, Deutschland, Holland, Elsaß und die Schweiz. Davon berichtet knapp und sachlich das Tagebuch. Für eingehende Schilderungen war hier kein Platz, solche blieben Zeitungsaussäzen vorbehalten, die auch im Bande „Fremde Straßen“ der Gesammelten Werke Aufnahme gefunden haben.

Einiges Bezeichnende aus den täglichen Niederschriften soll hier wiedergegeben werden. Wien wurde gerade beunruhigt vom Gerücht eines Anschlages auf Napoleon; der nahende Krieg warf seine Schatten voraus! Und zwischen Brünn und Prag zankten sich „eine patriotische Österreicherin und ein fanatischer Preuße“. Noch war in uns die Wunde von 1866 nicht vernarbt und schmerzte bei unsanften Be rührungen auch im Herzen des jungen steirischen Patrioten. In Prag



Das Wirtshaus an der Mahr bei Brixen in Tirol,  
die Heimat des Freiheitskämpfers Peter Mayr, dem Wirt an der Mahr  
Peter Rosegger und sein Heimatland 13 193

fallen ihm die alten Bauwerke auf, in Tetschen die ersten Segelschiffe, auf der Elbe die ersten kreischenden Möven. Ueberall Neues! „Die Elbe nimmt sich zwar kleiner aus als die Moldau in Prag, muß aber ziemlich tief sein, sie ist ganz trüb und rot, wahrscheinlich noch von Königgrätz her. . . .“ Die Sächsische Schweiz ist „prachtvoll und ohne alle Beschwerden zu passieren. Die Leute überall sehr zuvorkommend. Die Orte hier heißen ‚Städte‘, sind aber kleiner als die meisten Märkte Österreichs.“ Dresden erhält das Zeugnis, eine schöne, regelmäßige und reinliche Stadt zu sein, doch die Brühl'sche Terrasse „lohnt kaum der Mühe, daß man von ihr so viel spricht“. Wenig interessiert die königliche Schatzkammer, um so mehr die Gemäldegalerie, wo neben Durchschnittlichem die Madonnen Raffael's und Holbein's, Tizian's „Zinsgroschen“ und Correggio's „Nacht“ den stärksten Eindruck hinterlassen. Von Leipzig „durch das Rosental nach Gohlis, das Haus besucht, wo Schiller sein ‚Lied an die Freude‘ schrieb. Gellert's Denkmal und Grab besucht, die erste Windmühle gesehen;“ und Auerbachs Keller knüpft an Goethe's „Faust“ an, der schon in der kleinen Bücherei am Kluppenegg gestanden.

Und dann Weimar, die „heilige Stadt“! „Das Schillerhaus, (Goethe's Wohnhaus war unzugänglich!), das Schiller- und Goethe-Denkmal, das Herder- und Wieland-Denkmal, den Friedhof, Schiller's und Goethe's Grab aufgesucht. Der Friedhof ist der schönste, den ich je gesehen habe. Abends Ausflug in die nächste Umgebung Weimars, Gang durch den schönen Park, Schiller's ‚Spaziergang‘ gelesen. — Weimar liegt in einem schönen Tal; Schiller's, Goethe's und Wieland's Geist geht auf den Gassen unter den Bäumen herum. In Weimar ruhen die Dichterkönige, die Propheten; Weimar ist wie Mekka und Jerusalem ein Wallfahrtsort geworden.“ — Im ganz anders gearteten Berlin steigt Vater „sehr nobel“ im Hotel Bristol ab und besichtigt die Sehenswürdigkeiten. An der Ilm herrschte eine erhabene Vergangenheit, an der Spree die Gegenwart, welche an Deutschlands Zukunft baute. „Den Bismarck und den König durch sein Fenster gesehen“, erzählt das Tagebuch. „Der Berliner ist stolz auf sein Preußen, seine Hauptstadt, seine Minister und (seinen) König. Man hört nirgends auf die Regierung schimpfen (was einem Österreich auffallen mußte!) und auch nicht über Österreich (was mit Genugtuung festgestellt wird!). Im Theater wurde bei Couplets stets sehr geklatscht, als aber eins mit einem kleinen Schimpf auf Österreich

kam, wurde fast nichts geklatscht.“ Am Sarge Friedrichs des Großen in der Garnisonskirche kränken die bei Königgrätz erbeuteten Fahnen . . .

In Stettin, auf Usedom und Rügen ist das Wetter ungünstig, aber vom Turm der Marienkirche in Stralsund wird die Aussicht bewundert. In Rostock gibt es einen kleinen Zwischenfall, weil die Polizei dem fremden Steirer wegen eines Gera'schen Talerscheins, den sie für gefälscht hält, Schwierigkeiten bereitet, und in Hamburg nehmen sie Sächsische und Gera'sche Talerscheine überhaupt nicht an. . . . Hamburg, das Vater bei späteren Besuchen so lieb gewann, macht „keinen günstigen Eindruck; alles ist sehr schmutzig. . . . Auf der Heide lagen zerrissene Nebel.“

„Nach Ottensen, um die Ruhestätte zu besuchen von dem, dessen unsterbliche Seele der Menschheit Erlösung sang.“

Am 4. Juni läuft der Dampfer „Amsterdam“ nach Amsterdam aus, doch wallt das Meer über und macht den Aelpler, der nach fünfzig Jahren seefest wie ein Fries war, arg frank. Außerdem fährt das Schiff auf einer Sandbank auf, und die verschiedenen Zwischenfälle beeinträchtigen den Genuss des „nordischen Venedig“. Hastig geht die Fahrt weiter nach Cöln und Mainz; die Gegend zwischen Bonn und Bingen wird als „schön“ bezeichnet. „Besonders charakteristisch die vielen Burgen, Landhäuser und Weingärten.“ Schwaningen und Heidelberg fliegen vorüber, die entzückende Lage Stuttgarts gemahnt liebreich an die Heimat.

Wie allorts Kirchtürme, so besteigt Vater auch in Straßburg des Rundblickes wegen das Münster. „Straßburg französisch, aber überall in Württemberg, Baden und Straßburg schwärmt man für Österreich.“ Das tut dem schwarzgelben Gemüt wohl — ist die Wahrnehmung vielleicht auch nicht ganz richtig. Ganz anders als die Ultramontanen zuhause spricht der katholische Pfarrer in Urloffen, „der sehr gern politisiert, meint, das sei in Österreich der Tod der Kirche gewesen, daß sie unter dem Schutze der Polizei stand; er verteidigt die Konfessionsfreiheit und meint, die gute Sache müsse sich selbst empfehlen.“

Von Urloffen geht es nach Freiburg, Basel und Luzern: „Das Wetter ist schön, die Schweiz noch schöner,“ und des Alpensohnes Herz weitet sich: „Endlich in Luzern angekommen, ist man mitten in der imposanten, gewaltigen Schweiz,“ wo die Stätten von Schiller's geliebtem „Tell“ nicht weniger ehrfürchtig angestaunt werden als die Wunder des Hochgebirges. Den Ausflug auf den Rigi verdirtbt halb

und halb schlechtes Wetter. Nach Zürich jubelt der Steirer am Bodensee auf: „Eine große Freude, wieder auf österreichischem Boden zu sein!“ Der drohende deutsch-französische Krieg hatte dem Heimwehfranken die willkommene Veranlassung zu einer beschleunigten Rückkehr gegeben, und er schwelgt in den Schönheiten Tirols und Kärtens.

Die Italienreise vom 23. August bis 17. September 1872 machte Vater wenige Monate nach dem Tod seiner Mutter zusammen mit Dr. Svoboda und Hubert Janitschek, dem nachmaligen Professor für Kunstgeschichte in Straßburg und Leipzig. Es waren ungleiche Ge nossen, die sich da vereinten. Vater wollte sich das Land und das Volksleben betrachten, Janitschek genoß die Schönheiten der Galerien mit Büchern in der Hand, und am richtigen hatte es wohl das Reiseoberhaupt Dr. Svoboda eingeteilt, der es verstand, Kunst und Natur in Harmonie miteinander zu bringen. In Kärnten und Tirol kritisierte der durch seine körperliche Kränklichkeit reizbare Janitschek: „Es sind brutale Formen, es ist das Land der Barbaren. Erst die sanften Landschaftslinien Italiens, die sonnige Buntheit, die heiteren, sorglosen Nachkommen der klassischen Völker — das ist Schönheit!“ So war es das Vernünftigste, daß sich Vater zeitweise von seinen Freunden trennte, die, von einander unbehindert, ihre Wege gingen. Verona und Mailand (mit seinem „wunderbaren Tempel“) entzücken auch den ästhetisch nicht geschulten steirischen Naturschwärmer, der Abschied von seinen Alpen nimmt, ehe die Eisenbahn nach Süden einbiegt. Im Tagebuch findet sich ein merkwürdiger Einfall: „Wovon kommen die Zacken auf den Königskronen? Ein Zeichen, daß die Hand, die drohend sich auf ein Königshaupt senkt, von Lanzen durchbohrt werden möge.“ Hernach die Klage eines nicht wurzelechten Weltbürgertums: „Ich bin doch noch kein rechter Kosmopolit.“ Die reichen Erfahrungen eines vollen Menschenlebens gehörten dazu, um zwischen aufgeregtem Chauvinismus und Grillparzer's Verbissenheit: „Von Humanität durch Nationalität zur Bestialität!“ die gute Mittellinie zu finden: „Bemerken möchte ich den Umstand, daß ich trotz meines oft frankhaften Anschmiegens an die engste Heimat wohl stets, und wohl ganz unbewußt, von einem kosmopolitischen Geiste besetzt war, der aber allemal in die Brüche ging, so oft ich in Kriegszeiten die Volkshymne klingen hörte und die schwarzgelbe Fahne flattern sah. Die ganze Welt, alle Völker, alle Menschen liebte ich, sofern sie meinem Vaterlande nicht feindlich waren.“ Und: „Von Bestialität durch Nationalität zur Humanität!“

Da auch noch von Turin, Genua, Bologna und Florenz mit den Bergen geliebäugelt wird, kommen die Kunstdenkmäler häufig zu kurz, und der Dom von Florenz erfährt eine herbe Kritik: „Er ist allerdings, besonders von Außen besehen, eigentümlich, aber mir gefällt diese Marmorvertäfelung nicht, die Sache sieht aus wie ein Nähkissen. Die Umgebung von Florenz mit ihrem Villenfranze erinnert an Graz; aber so schön sie ist, die Grazer Umgebung ist noch schöner; nicht als (Lokal-)Patriot spreche ich, sieht diese kahlen Höhen hier, und die tannenduftenden, so reich bewaldeten Berge der Steiermark!“ Mittenhinein ein Charakterbildchen geslochten: „Auf der Gasse hinter einer schönen Dame in reichem Anzuge gegangen, ich betrachte zuerst sie und dann das Verhalten des Publikums ihr gegenüber. Die jungen Mädchen betrachten sie mit schelen Blicken, die alten Weiber mit Gebrumm, die jungen Männer blieben, schon an ihr vorübergegangen, stehen und blickten ihr entzückt nach; die alten Herren blieben gar schon stehen, ehe sie herankam und lachten ihr mit offenem Munde ins Gesicht.“ Einige Seiten hinterher ein „Kunstbarbarismus“, über den Janitschek die volle Schale seines Hohns ausgegossen hätte: „Des Morgens (in Florenz) einige Kirchen besucht und die berühmte ‚Nacht‘ von Michelangelo in St. Lorenzo. Ich frage, ob dergleichen Kunstwerke heute Würdigung fänden, wenn ihnen nicht der Weltruf zum Glücke vorausginge? Heute sehen die meisten Leute das alte Kunstwerk unstreitig nur an, weil es berühmt ist.“

Dom! Der Mittelpunkt des Alls für die gläubigen Seelen im Waldland. „Abends 6 Uhr angekommen in der ewigen Stadt. . . . Und so kam ich heute den Weg aller deutschen Peterspfennige. . . . Diese Worte schreibe ich in St. Peters heiligem Dome. Wie oft in meiner Kindheit auf dem Felde und in den Wäldern meiner Heimat habe ich deiner gedacht, du berühmtes Haus – heute ist der glückseligste Tag, daß ich dich betrete. – Ist es zur Gottheit, wäre es zur Kunst oder aus Verehrung der Metropole der Christenheit – wer betet nicht einen Gedanken der Weihe in seiner tiefsten Seele, wenn er zum erstenmal diesen Tempel betritt. Ich dachte an meine Heimat, an meine Lieben. . . . Die gewaltige Größe des Baues ist so verhältnismäßig bis ins Kleinste hinab, daß man für die wahre Größe keinen Maßstab hat; erst wenn man ihr den Menschen gegenüberstellt, fällt sie auf. – Was am Petersplatz, in der Peterskirche und am Vatikan fast drückend ist: In allen anderen Kirchen, und mögen sie noch so groß und pracht-

voll sein, kann man sich sagen: Eine Peterskirche ist sie doch nicht! Hier aber steht man vor dem Maximum, und ein größeres Haus Gottes, du magst durch alle Länder der Erde wandern und alle herrlichen Städte durchforschen, ein größeres — ein so großes Haus Gottes wirst du nimmermehr finden. Hier hast du des Baumeisters und Künstlers größte Werke gesehen, hier bist du an der Grenze der menschlichen Werke. Höher kann die Flamme des Genius nicht mehr lodern — der Atem der Götter bläst sie aus. — Wie denk' ich dein im herrlichen Dom, du liebe Kirche am Alpenstrom der heimischen Mürz; — und in St. Peters Tempel, wie denk' ich dein, du liebes Kirchlein am Hauenstein! Wie viele dahem entstehen und vergehen und haben dies Haus des Herrn nicht gesehen; wie eine ferne Kunde ist's zu ihnen gedrungen, wie ein Märchen ihnen ins Ohr gekommen, von der Kirche St. Peter, dem gewaltigen Dom, wo der Papst seinen Segen und Fluch gibt in Rom. . . ."

Anders wirken das „lasterhafte, das schmutzige Neapel“, der „unheimliche Vesuv“ und der „wunderbar schöne Golf“, der zu einer Bleistiftskizze verlockt.

„. . . Und nun sitze ich mitten in den Ruinen Pompejis. Gelegen zwischen hohen, schönen Bergen, wohl ein wenig abseits des ewig drohenden Vesuvs, in der Nähe des tyrrhenischen Meeres, macht diese zugrunde gegangene Stadt einen tiefen, tragischen Eindruck. Die Gassen gut gepflastert, die Häuser niedrig, die Zimmermalereien geschmackvoll und zum Teile gut erhalten, so auch die Mosaikböden. Altäre mit Mosaik und Muscheln ausgelegt. Bäder, Marmortische, ionische Säulen. Das ist eine Stadt! Ein Friedhof alter Geschichte, in dem sie uns nun aufersteht. Dieser Kontrast zwischen dem lauten Neapel und Pompeji! Bei Sonnenuntergang violette Beleuchtung des Vesuv. Der Abend lag über der zerstörten Stadt; die Mondsichel hing darüber. Es war eine Stunde der Weihe; die Welt und die Menschheit schien mir wie ein ungeheures Fragezeichen. Fast alle Denkmäler des Altertums hat einverständnisarmes Geschlecht vor uns zerstört; die Mutter Erde mußte ein gut Stück Altertum verborgen in ihrem Schoß, um es uns, dem forschenden Enkelgeschlechte, aufzubewahren. So weit ist meine Wanderschaft gegangen, daß ich zu einer Stadt gekommen bin, auf deren Hauptstraßen bestaubte Gräser wuchern und über deren Forum das Eidechschen schleicht. Eine Stadt — auferstanden von den Toten — nein, ausgegrabene Buchstaben eines ver-

sunkenen Buches von der Weltgeschichte . . . . „ Zurück geht es, nordwärts, und der zweite Aufenthalt in Rom, unter Führung seiner beiden Kunstverständigen Freunde, öffnet Vater mit seinem angeborenen Sinn für Architektur die Augen für die Pracht der antiken und der klassischen Kultur.

„Der Vatikan möchte einen mit den Päpsten schier versöhnen. Kunstliebend waren sie alle; ich meine, es gibt keinen Palast der Welt, der so viel Kunstsäkze in sich enthielte als der Vatikan. Und da waren sie tolerant; den griechischen und römischen Göttern haben sie einen Ehrenplatz eingeräumt neben dem Sakramente. . . . Ich nehme Abschied von St. Peters heiligem Dom. Ich danke dir, Gott, daß du mich dieses größte Menschenwerk, diesen herrlichsten Tempel deines Geistes hast sehen lassen. . . .“

Nun kommt im Tagebuch eine Stelle, die für Vaters Stellung zur Malerei charakteristisch ist. Wie ein Bild gemalt war, blieb für ihn ziemlich gleichgültig, ihm kam es auf den Stoff, auf den Vorwurf an, dieser mußte ihn ansprechen, mußte ihm etwas sagen, eine Saite seines Herzens bewegen. Nur dann gefiel ihm eine Kunstsäkze und packte ihn nachhaltig. In Rom, in der Gemäldegalerie des Kapitols fand er nun ein Bild, das ihn erschütterte: Guercino's heilige Petronella!

„Die Heilige wird auf Anordnung ihres betrübten Verlobten aus dem Grabe gehoben, während oben ihre Seele von Christus in Empfang genommen wird. Der Leichnam ist das Bildnis meiner geliebten Mutter! So ähnlich sind ihr diese guten, blassen, ruhevollen Züge, wie sie dalag auf der Bahre. Der Blumenkranz entgleitet den Haaren der Heiligen; zwei Männer heben sie mit Tüchern aus der Grube (heben mir meine Mutter noch einmal vor mein leibliches Auge), ihr Verlobter wendet sich im Schmerz weg, Knaben blicken betrübt auf das milde Antlitz. — Oben in der zweiten Hälfte des Bildes kniet sie auf Wolken, von Engeln umgeben; Christus kommt ihr entgegen, sie in seine Arme zu schließen. So sah meine Mutter aus in ihren jungen Jahren, so lebt sie fort in der Verklärung. . . .“

Die ewige Stadt regt zu Versen der Sehnsucht an:

An meine Heimat!

Du liebes Haus auf stiller Bergeshöh',  
Von reichem Mondes Silber mild umgossen;  
Wie grüß' ich dich aus fernem, heissem Land,

Wo niemals deine Tannenwälder sprossen.  
Wo nie ein Wort der heiligen Sprache klingt,  
Die du zum deutschen Erbe mir gegeben,  
Und wo das Volk in stetem Fastnachtstanz  
Verschachert und verjohlt sein glänzend Leben.  
Ein Land, so schön und reich und hochberühmt,  
Bewohnt von einem Volk in Bettlerlappen,  
Das auf den Trümmern seiner großen Zeit  
Sich einzig freut an seinen Narrenkappen.  
Ein Land — ein Märchengarten auf dem Meer,  
Ein Eden, das sonst nichts mit dir gemein,  
Du arme Heide auf der Bergeshöhe,  
Als Gottes Himmel und den Mondesschein."

Mit dem Erlebnis „Rom“ können es Pisa — trotz seinem bewunderten schiefen Turm — und Bologna nicht aufnehmen. Die Fernsicht auf Korfka begeistert, und Venedig fordert zu einem poetischen Vergleich heraus „mit jener Jungfrau im Märchen, die zur Strafe für ein süßes Phantasiiegelde in der ruhsamen Nacht, dasselbe ruhelos für eine Ewigkeit in Wachen und Taten träumen muß. So träumt Venedig heute, mit einer tollen, rauschenden, halb rasenden Zeit von seinen längst vergangenen Blütentagen. — Venedig ist die tausendst und zweite Nacht, und da Scheherezade dem Sultan das Märchen von der gewaltigen Dogenstadt auf dem Meere erzählt hatte, schenkte er ihr das Leben.“ Gleich daneben ein Ausschnitt aus dem italienischen Volksleben: „Das Betteln ist in Venedig in seiner höchsten Entwicklung, d. h., man bittelt mit Anstand und mit Grazie, und so ist jeder, der nur immer Talent dazu haben mag, befugt zu betteln. Nicht die Hand streckt der Venetianer dem Fremden entgegen zum freundlichen Willkommen, sondern den Hut. Desgleichen zum Morgen- und Abend- und Abschiedsgruß. Ein Gondelführer bettelte mich an, und zwar in gebrochenem Deutsch. Ich reichte eine Gabe, worauf er anhub, mir seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen, wie er hätte Priester werden sollen, durchging, ein Soldat und zuletzt ein Matrose wurde. Während seiner ganzen Erzählung hielt er mir den Hut hin. Sein Söhnlein kam, das bettelte mich auch an. Darüber sagte der Alte wie grollend: „Na, verzeihen der Herr schon, 's ist Grobheit, nu, wie halt die Kinderkens einmal sind!“ — Dabei hielt der Kerl selbst den Hut hin.“

Nach einer begeisterten Rückschau auf die Schönheiten Italiens schließt das Tagebuch: „Ich werde dich von nun an noch mehr lieben,



Die Stadt Leoben an der Mur.

du gutes, getreues Vaterland, und ich grüße dich zur fröhlichen Heimkehr!" In den obersteirischen Tälern wallten Herbstnebel, aber Vater stieg auf die Berge, in den Sonnenschein hinauf, und war glücklich. . . .

In den Siebzigerjahren begannen auch die Vorlesereisen, überwiegend zu wohltätigen Zwecken, und führten Vater auch mehrmals an die Süd- und Nordmeere, häufig nach Deutschland, das er als sein „Vaterland“ empfand, gleichwie Österreich als sein „Mutterland“. „Dem steirischen Lachen“, schrieb er, „wurde draußen im Reich überall Sympathie zugewendet. Im Süden ist man mehr auf das Heitere, im Norden verträgt man auch den Ernst.“ Im Kriege hat er sein ideales deutsches und österreichisches Glaubensbekenntnis in unserer Monatsschrift „Heimgarten“ abgelegt: „Wie der kommende Friede auch ausssehen mag, die Tore zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, die der Krieg so weit aufgerissen hat, bleiben offen. Es werden sich — sind die äußeren Feinde gewichen — ja wieder innere erheben. Sollen wir diese roh bekämpfen? Das wäre wieder Krieg, der beständige, staat- und seelenvergiftende. Überzeugt müssen die

inneren Feinde werden. Wovon überzeugt? Von der Notwendigkeit eines sozialen, wirtschaftlichen und politischen Bündnisses der beiden Staaten. — Aber nicht etwa mit dem Hobel gleichen wollen! Es gibt Sonderzustände hüben und drüben, die bleiben müssen. Wenn der kühtere, stramme Norden und der heitere, phantasiereiche Süden die großen Verschiedenheiten haben, so ist gerade das der wichtigste Grund, zueinander in größere Gemeinschaft zu treten, damit der eine Teil vom andern allmählich erwerbe, was ihm abgeht, und von seinem Überschuss mitteile, was dem andern fehlt. Ich möchte zwar nicht die österreichische *Schlamperei*<sup>\*)</sup> dem Norden anhängen, aber einiges von unserer Frohlebigkeit könnte er vielleicht brauchen. Dann sollten wir auf Einfuhr norddeutschen Pflicht- und Strammesinn keinen Zoll legen. Der österreichische Bureaucratismus, der einer äußeren Formordnung wegen so leicht das Aktuelle und Tatsächliche übersteht und versäumt, muß sich mehr in deutsche Fixigkeit und Sachlichkeit umwandeln. — Fester knüpfe sich das wirtschaftliche Band, das alle Arbeit gleichmäßiger belebt, alle Erfolge gleichmäßiger verteilt. Bisher hat in beiden Ländern eine unnatürliche Verteilung, ein schiefes Verhältnis der Naturproduktion und der Industrie stattgefunden, ein Irrtum, der uns zur Zeit stark an den Magen geht. Das muß sich regeln zugunsten der Landwirtschaft, wenn wir für alle Fälle vor dem Aushungerungskrieg sicher sein wollen. — Die eigentliche Kultur entwickelt sich aus seelischer und geistiger Gemeinschaft. — Im Herzen Deutschlands ragten einst zwei Männer, zu Weimar stehen sie Arm in Arm auf dem Sockel, die den Deutschen ihre bis dahin unter der Schlafhaube dämmernde Seele aufgeweckt haben. Seither haben deutsche Dichter und Denker nicht mehr abgelassen, die seelischen Eigenschaften der Stämme zu kräftigen und einander näher zu führen. Neuerdings seit Jahrzehnten sind deutsche Künstler, Poeten und Schriftsteller am Werk, in Nord und Süd die Feuerzeichen ihres Volkstums aufzuzeigen. Mit wärmerem Herzen schaut der Bayer nach Preußen, mit verständnisvollerem Auge der Niederdeutsche in die Alpen. Mit diesem Sichkennenlernen flauen auch die kirchlichen Gegensätze ab. Und in einem gesitteten Volke muß doch endlich die Zeit kommen, da es zu den sozialen und ethischen Unmöglichkeiten gehört, daß einer dem andern sein innerstes Herzenseigentum,

<sup>\*)</sup> Das Wort „*Schlamperei*“ hatte die Kriegszensur beanstandet und gestrichen, so daß im Druck an dieser Stelle ein weißer Fleck war. Welch' furchtbare Sache, die wir dem Norden „nicht anhängen“ sollten, mögen phantasievolle Leser wohl ins Weisse hineingetüftelt haben. . . .

das Verhältnis zu Gott, bestreitet oder besudelt. — Vor allem  
kennen Lernen müssen sich der Reichsdeutsche und der Oester-  
reicher, und daß der eine den andern nicht justament so haben wolle, wie  
er selber ist, sondern daß er freudig sich des unmessbaren Reichtums  
und der ungeahnten Entfaltungsmöglichkeiten bewußt wird, die in der  
Unterschiedlichkeit unserer Stämme liegen. Wir alle zusammen, mit-  
inbegriffen auch die anderssprachigen Völker, die in unserer Staats-  
und Kulturgemeinschaft leben, wir sind und haben eine Welt für uns...  
Könnten wir auch in dieser Sache einen leidlichen Frieden erzielen,  
dann hätten wir, die zwei mitteleuropäischen Kaiserreiche, eine glück-  
liche Welt für uns. So vieles, was wir um schwer Geld bisher aus  
der Ferne bezogen, wächst besser bei uns. Es ist auch für den Er-  
holungsreisenden nicht nötig, so viel hinauszustreben in fremde Länder,  
deren Eigenarten wir bei der heutigen Fahrigkeit doch nicht erfassen...  
Der Bürger, der in seinen Erholungstagen in schönen Fernen Natur-  
lust, neue Kenntnisse und Erfahrungen sucht: Zwischen Aachen und  
Kronstadt, Königsberg und Cattaro ist eine Welt ausgebrettet voll  
üppigster Mannigfaltigkeit der Naturschönheit und des Völkerlebens.  
Vom kraftvoll wogenden Nordmeer bis zum sonnigen Südmeer haben  
wir alles, was das Herz begeht. — Ich wüßte kein besseres Mittel zur  
 gegenseitigen Annäherung unserer Völker als das gegenseitige Besuchen  
 im eigenen Hause."

Eine Vortragsreise Vaters in die Vereinigten Staaten von Amerika scheiterte auch an seinen gesundheitlichen Bedenken. — So lange sein Verleger Gustav Heckenast lebte, besuchte er ihn regelmäßig in Ungarn, in Budapest, Pressburg und auf dem Landgut Maroth bei Gran.

Aber so Vieles, so Schönes und so Anregendes Vater auch in der Welt gesehen hat, die „dichterische Ausbeute“ daraus war gleich Null. Andere Schriftsteller verlegen die Schauplätze ihrer Bücher gern in wechselnde Umgebungen, manchmal Personen ihres Umganges oder ihrer Phantasie in fremdländische Gewänder kleidend. Anders Vater, der auch in seinem dichterischen Schaffen jenen Gegenden und Menschen die Treue hielt, die er innerlich erlebt hatte, die ihm irgendwie wesensverwandt waren. Auch ihm ist häufig der Rat erteilt worden, Wald und Dorf zu verlassen, seine Stoffe aus der großen Welt zu holen und durch philosophische Studien zu vertiefen. Er hat das versucht, hat aus dem Versuch auch persönliche Vorteile gezogen, doch in seinen Bauern-

geschichtten nahmen sich die Spuren von Bücherstudien niemals gut aus. Nur der Geist der Toleranz und Resignation, den man aus der Geschichte der Menschen und ihrer Philosophie ziehen kann, mag ihm dabei zustatten gekommen sein. Weiteres fand er nicht anwendbar, ja, es verwirrte ihn sogar und verflachte ihn, wo es andere vertieft. Ihm ist es nicht gelungen, weil es ihm nicht gegeben war, der sogenannten Welt genug Verständnis und Geschmack abzugewinnen, und aus den gelehrten Büchern schreckte ihn nur allzu oft der Dünkel und die Menschlosigkeit zurück.

Vornehmlich in einem einzigen seiner Werke klingen Töne aus befreisten Fernen nach, und bezeichnenderweise hat es der Verfasser „Auf fremden Straßen“ getauft, allerdings hinzufügend: „Aber die Straßen- und Weltgeschichten kamen eben so tief aus mir hervor als die Dorfbücher; es mag mancher Tropfen Galle und Schalkheit daran sein, aber sicherlich auch Herzblut.“ Dieser Band erschien zuerst unter dem Decknamen „Hans Malser“, und eine führende Wiener Tageszeitung, die kurz vorher eine weltläufige Erzählung des „Steirerdichters“ bemängelt hatte, mit dem Hinzufügen, er täte besser daran, bei seinen Bauern zu bleiben, lobte nun das Buch über alle Maßen, weil der Kritiker hinter „Hans Malser“ den damals hochgepriesenen Maler Hans Makart vermutete . . . . Als der Journalist bald seines Tertums innenwurde, grollte er — Peter Rosegger, den seine Zeitung dann „zur Strafe“ zwei Jahrzehnte totschwieg!

„Fremde Straßen“ beschritt Vater — meinem Empfinden nach — aber nicht nur in den im gleichnamigen Bande gesammelten Novellen und Aufsätzen, sondern zuweilen auch, wenn er märchenhafte und neuromantische Stoffe behandelt hat. Trotzdem wäre es unrichtig, den Wert seiner Reisen für sein Schaffen zu gering anzuschlagen: Die „Welt“ weitete seinen Gesichtskreis, vertiefe seine Lebensanschauung und gab Maßstäbe.

„Es gibt Waldfpflanzen, die eben nicht versetbar sind,“ heißt es im „Weltleben“. „Auf der Insel Rügen habe ich die Feder ans Papier gesetzt und nicht können dichten; in Venedig habe ich die Laute zur Hand genommen und nicht können singen.“





Die altsteirische Kirche in Seewiesen mit ihrem „Kirchengartel“ (Friedhof)

### Im Tale des Gottsprechers · Von Peter Rosegger

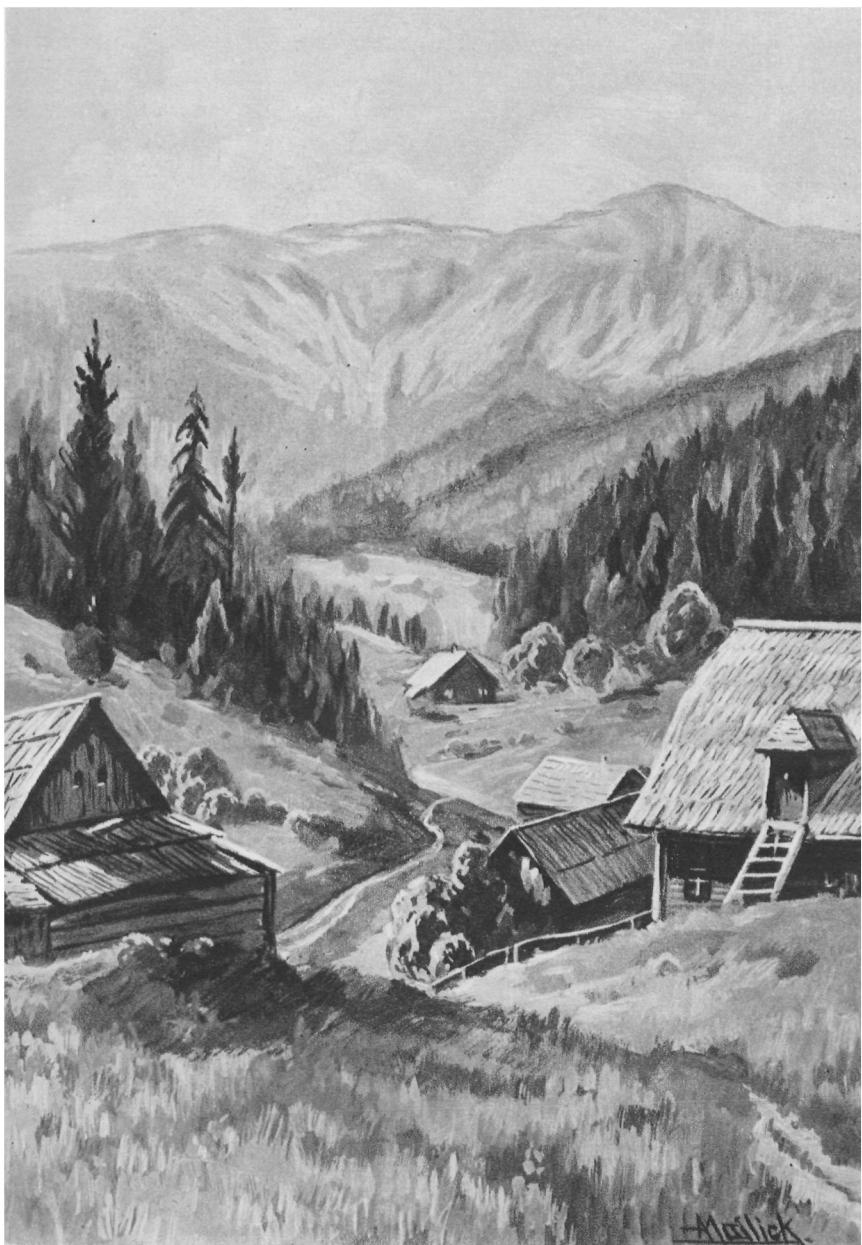
Schon seit langem war es der Wunsch meiner Söhne, daß ich sie in das Land des „Gottspredigers“ führe. Viele Leute glauben nämlich, mein Roman „Der Gottsprediger“ spielt im steirischen Hochalpenland Tragöß. Und weil das Ereignis der Geschichte, der Priestermord und der Kirchenbann, sich tatsächlich in Tragöß zugetragen hat vor vierhundert Jahren, so muß ich obige Annahme wohl selbst gelten lassen, und zwar um so lieber, als mancher Leser meine Erzählung nicht bloß mit den geschichtlichen, sondern auch mit den örtlichen Verhältnissen als in vollster Uebereinstimmung gefunden hat. Diese Uebereinstimmung ist ein rechtes Glück, denn die zahlreichen Anfragen, die sonst einen Schriftsteller zu verfolgen pflegen, wo denn in aller Welt sich diese oder jene Geschichte zugetragen, sind um so unangenehmer, als der Dichter oft keine andere Antwort zu geben weiß, als daß sie sich eben in – seiner Seele zugetragen hat.

Wir machten uns also eines Tages auf, um ins dunkle Land des „Gottspredigers“ zu reisen. Nach einer stundenlangen Eisenbahngfahrt

stiegen wir in dem uralten Vordernberg aus. Es war ein sommerlicher Samstagabend, auf den hohen Bergen, die den Ort so fast erstickend eng einschließen, lag noch die goldene Sonne. Wir nahmen unsere Füße aus dem Gelaß, die Stöcke in die Hand und stiegen wohlgemut in erfrischender Abendkühle die bewaldete Bergschlucht hinan auf guter Straße. Hinter uns starnten die Wände der Vordernberger Mauer, deren Zacken sich völlig schwarz abhoben in dem blendenden Westhimmel. Als wir auf den Paß kamen und uns von der anderen Seite her die grüne Kuppe des Thalerkogels entgegengrußte, erlosch auf ihr das letzte Sonnenglühen, und als unsere Straße sachte in den Rötschgraben niederging und dann am rieselnden Bach entlang wieder aufwärts, schauten uns zwischen den schwarzen Fichtenwipfeln die Wände des Triendtling schon recht abendlisch an, um rechts in einer sandigen stillen Schlucht bergwärts zu kommen, denn es mußte noch ein zweiter Paß überwunden werden. Ohne viele Seitenblicke in das wilde Geestruppe, wortlos und bedächtig stiegen wir aufwärts. Ich besonders hatte Grund, nicht durch eine einzige überflüssige Bewegung den Rest der Kräfte zu verbrauchen, und wir wußten nicht, wie ferne noch das Ziel war. Keines kannte die Gegend so genau, um sicher zu sein, daß wir wieder an die Straße stossen müßten, uns nicht vielmehr in die bergige Waldwildnis verlieren könnten. Endlich hatten wir das lichte glatte Band wieder unter unseren Füßen, und bald hernach waren wir auf dem Passe, genannt das Hieselegg. Mehr als zwei Stunden schon gewandert. Ueber den Waldbergen lag ein klarer Sternenhimmel, vor uns auf der Höhe ragte eine dunkle Masse, in welcher zwei rotglühende Vierecke waren. Der jüngere Sohn pochte beherzt an die Türe des Hauses, da kam aus einer der Glutscheiben ein Menschenkopf zum Vor schein. Mein Junge prallt zurück, flüsternd: „Das ist die Hexe in Hänsel und Gretel!“ So weit waren wir nun zwar nicht. Eine alte Frau, deren scharfe Züge vom Herdfeuer drinnen rot beleuchtet waren, sah zum Fenster heraus und fragte nach unserem Begehr.

Ob wir auf diesem Wege recht wären nach Tragöß?

Ja, da müßten wir vor dem Hause den Weg links nehmen gegen den Wald hinauf und müßten immer so fortgehen . . . Immer so fort? Wie lange denn aber? Ja, eine Stunde oder zwei, oder noch mehr, je nachdem wir gingen und je nachdem wir uns verirrten oder nicht. Bei unserer standrechtlichen Beratung, ob wir in diesem einschichtigen Alpenhause Nachtherberge nehmen oder weiterziehen sollten in die blutge-



Im Banne der Hohen Weissh

tränkten Talgründe des Wahnfred hinein, wurde für das letztere entschieden. Der Weg, meinte die alte Frau, sei nicht zu verfehlten, entweder wir nähmen die richtige Abzweigung wahr, dann kämen wir nach Tragöß, und sonst kämen wir ins Felsengebirge hinein, wo vor ein paar Jahren der fremde Reisende abgestürzt wäre.

So sind wir weiter gewandert. Der Weg ging bald in einem dichten Wald dahin, daß es unter uns so schwarz war wie neben und über uns. Nur manche Wasserkehre und manches Wassertümplein im Radgeleise zeigten, daß wir auf der Straße waren. Vorsichtig griffen wir uns mit Stock und Füßen vorwärts, kein ungeduldiges Wort und kein Freudenruf über die Gegend, in stummer Erwartung stolperten wir voran. Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Wie, wenn die schwere Finsternis von niedersinkenden Wolken käme? Und wie, wenn ein dumpfes Rollen, das ich zu hören vermeint, von einem aus dem wilden Schwabengebiete hervorbrechenden Gewitter herrührte?

Als wir aus dem Walde kamen auf eine Schuttelehne, war doch wieder der Sternenhimmel, und aus tiefem Tale herauf flimmerte manches Lichtlein. Aber der Weg wendete sich um die felsige Böschung. Da war neuerdings finstere Wildnis, über manche Schutthalde, die vom hohen Triendtling steil in den Abgrund zog, setzten unsere Schritte, und stellenweise schien der Weg bergan zu steigen. Ich hatte erwartet, daß am Samstagabend uns irgend ein heimkehrender Holzknecht oder Almer begegnen würde, oder ein nach dem Fenster der Liebsten wallfahrender Bursche. Nichts, keine Seele kreuzte unseren unheimlichen Pfad, und es war, als läge über der Gegend noch der Fluch jenes Kirchenbannes, der vor Zeiten über sie verhängt worden war. Wenn wir stillstanden und horchten, so war alles grauenhaft tot, kein Juchschrei, wie er in anderen Tälern unseres Landes oft erklingt in der Feierabendnacht, kein Rauschen eines Baches. Wenn wenigstens eine Eule gekräht oder ein Baumast geknarrt hätte! Aber kein Lebelaut, und die Sternschnuppen flogen schweigend ihre weiten Straßen durch den Himmel.

Plötzlich merkte einer meiner Burschen, daß ein Schuttbett, welches sich wieder rechterhand talwärts zog, Spuren von Wagengeleisen hatte. Der Hang war weniger steil, und da wir nicht hineinwollten ins Felsengebirge, wo vor ein paar Jahren der fremde Reisende abgestürzt war, so entschlossen wir uns kühnlich für diesen niedergehenden Schuttweg. Er hätte uns in wüstes Gestrüpp führen können und an den Rand eines senkrechten Abgrundes, oder ich könnte ein wenig vom Vorrechte des

Poeten Gebrauch machen . . . Nein, ich vermelde Erfreuliches. Wir hörten ein Wasser rauschen und waren bald im Tale. Wir überschritten die Brücke, gingen zwischen den Gebäuden eines Bauernhofes hindurch und über das ebene Tal den Lichtern zu, die dort am Fuße des jenseitigen Berges blinkten. Auf den hohen Felsen des Trientling und der Pribitz leuchtete der aufgehende Mond, in seinem Glanze war es, als ob diese Berge phosphoreszirten in bläulichem Licht. So leuchtete vor vierhundert Jahren der Trasank in jenen Nächten, da der Priestermörder



Ausblick vom Rennfeld bei Bruck an der Mur gegen Westen

Wahlfred auf der Flucht war in die Hochwildnis hinauf, so leuchteten die Felsen, als er den verhängnisvollen Tempel baute auf dem Berge des Johannes, der heute bewachsen ist mit scharzem Fichtenwald. An den Bauernhöfen, die mit ihren weißen Bretterdächern dort und da im schattigen Tale schimmerten, glaubten meine jungen Wandergefährten das Haus des Wahlfred und das Haus des Feuerwart zu erkennen. Am Eingang des Dorfes beim Brunnen schäkerte ein schlanker Bursche mit einem Dirndl. Das war sicher ein Nachkomme des Erlefried. Die Hassenden sind vergangen, die Liebenden sind geblieben. —

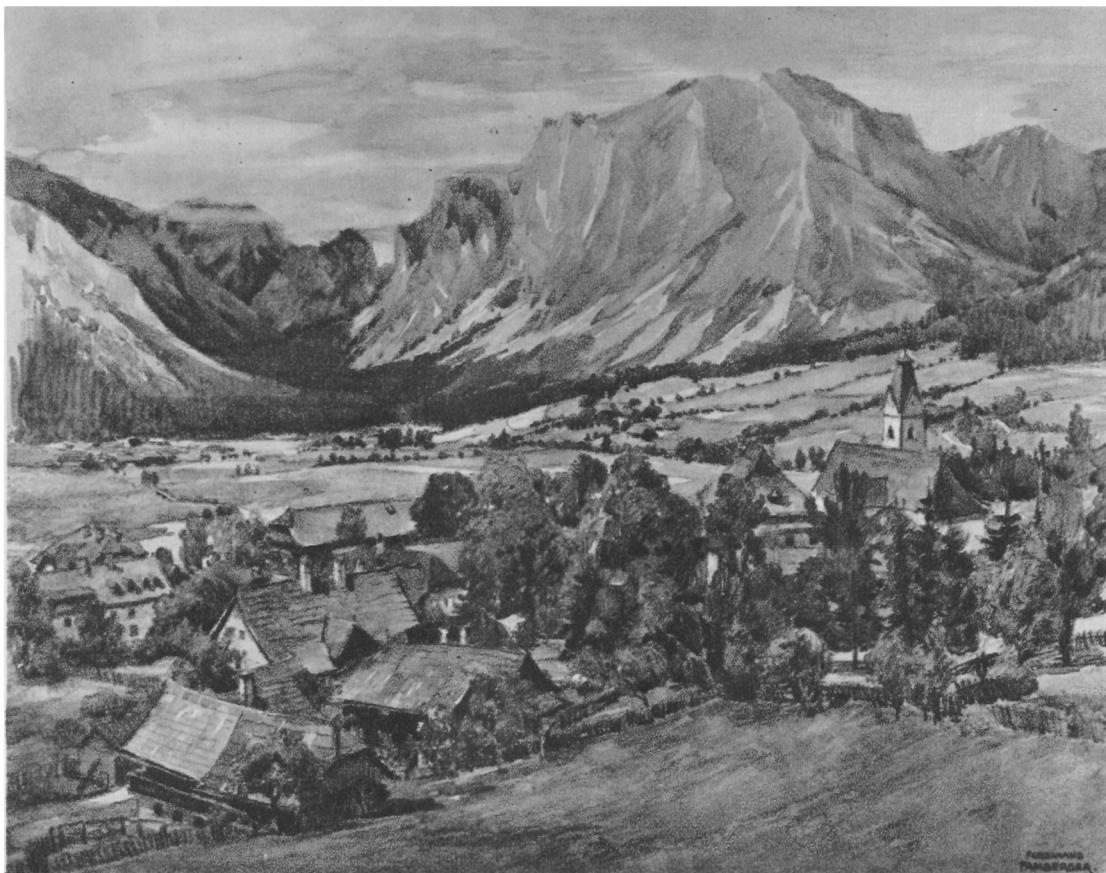
Als wir in das erleuchtete Postwirtshaus traten, war es auf einmal mitten in der Gegenwart. Bergstöcke und Rückfäcke, Touristen und Sommerfrischler, lebhafte Gespräche über Hochtouren, Volkslieder mit Zitherbegleitung, dabei das Anstoßen von Biergläsern — eine heitere Gegenwart, die sich entwickelt hatte aus der Asche des verlodernden Feuertempels, „die der Sturm einst hingestreut hatte über die menschenleeren Wälder von Trawies . . .“

Wir hatten befürchtet, daß zu so später Abendstunde irgend ein schlaftrunkener Brummibär uns zur Not eine Herberge im Heu bewilligen oder auch verweigern würde, statt dessen kam uns nun eine jugendfrische Wirtin entgegen, brachte uns mit flinker Fröhlichkeit ein vortreffliches Abendessen, und so war uns bald heimlich zumute in dem Gasthaus auf der Post.

Erst gegen Mitternacht bezogen wir unser Zimmer. Meine Reisegefährten ließen bald nichts mehr von sich hören als ein gesundes Schnarchen, nur der jüngere Knabe hatte noch eine Weile mit der Hexe am Hiesellegg zu tun und sagte ihr jetzt im Traum laut seine Meinung. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, aber viel geträumt. Welch eine schwere Vergangenheit hat dieses Alpental!

Also kam der Sonntagmorgen. Das weite Tal, gegen die grünen Vorlande hin von grünen Waldbergen begrenzt, prangte in tausfeuchtem Wiesensammt, und die Felsberge standen da im goldenen Sonnenschein voll unbeschreiblicher Pracht. Die düstere Größe von Gestern hatte sich in eine heitere Herrlichkeit verwandelt. Früh weckte ich meine jungen Genossen, sie waren schlaftrunken, sie taten, als ob ihnen ein weiteres Stündchen im Bettie lieber wäre als alle Herrlichkeit der Erde Gottes. Als sie aber zum Fenster hinausblickten, da haben sie aufgezuckt! — Doch da gab es noch andere Angelegenheiten. Einer meiner Burschen tat in der Kammerdecke mit jemandem um. „Na,“ sagte er, „halte nur ruhig, Kamerad, es tut nicht weh und ist bald vorüber!“ — „Mit wem sprichst du, Sepp?“ fragte ich. — „Meinem Stiefel habe ich einen Nagel herausgezogen,“ antwortete er, „der Nagel hat mich gestern wegsher in die Zeh gestochen. So, gut ist's! Nicht gemuckt hat er.“ — Ja, das ist eben der junge Mediziner!

Der andere hatte aber einen besonderen Wunsch zu Tragöß. Den gespaltenen Totenschädel wollte er sehen vom erschlagenen Pfarrer Melchior Lang. Die Wirtin wußte Rat. Sie führte uns hinauf in die alte Kirche und hinter den Altar, wo der Beichtstuhl steht. Und das muß



Tragöß, der Schauplatz des „Gottsucher“

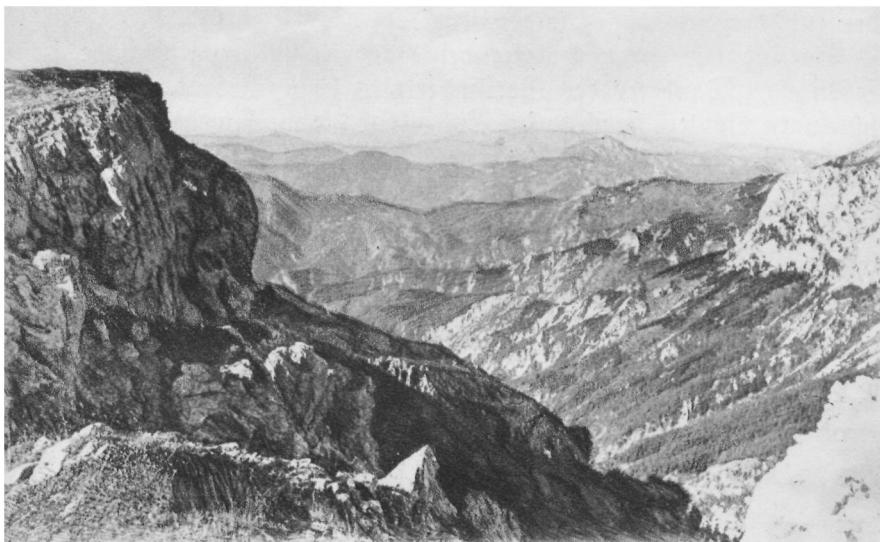
man gesehen haben — wie die junge Frau, blühend und glühend vor Leben, im dämmrigen Kirchenwinkel am Beichtstuhl herumrückte, um den Totenschädel zu suchen . . . Endlich hatte sie an der rückwärtigen Wand des Beichtstuhles eine Latte losgebracht, und nun sahen wir in die Mauernische, wo kreuzweise zwei lange Knochen lagen und darüber der Schädel. Und dieser Schädel hat an der Stirn ein Loch, daß man die Faust hineinlegen kann, denn es ist der vom Rebellen Wahnfred gespaltene Kopf des Melchior Lang. So standen wir vor dem Blutzeugen jener düsteren Erzählung . . .

Als unsere Wirtin das Memento wieder verdeckt hatte, traten wir hinaus in das Freie und betrachteten an der Friedhofsmauer noch einmal die Landschaft in der wundervollen Morgenbeleuchtung.

Wir wollten aber noch weiter eindringen ins Felsengebiet.

Mit Hilfe von Wegmarkierungen gelangten wir nach einer Stunde hinein in die Klause und auf den unteren Klammboden. Auf diesem Wege habe ich mir gedacht, daß unser Herr Pfarrer eigentlich nicht un gehalten sein sollte, wenn man an solchem Sonntagnorgen den kirchlichen Gottesdienst schwänzt, um im Freien die Werke des Herrn zu bewundern. Diese Klamm zwischen den Wänden der Pribitz und der Meßnerin ist ein Punkt zum Aufschreien! Schönere gibt es nicht viele. Die Pribitzfelsen standen im Sonnenschein, die senkrecht, himmelhohen — hier paßt das Wort! — Wände der Meßnerin strebten ganz nahe an uns aus ebenem Boden senkrecht auf und starrten im gesättigtesten Schattendunkel unter dem lichtblauen Himmel, jeder Schrund, jede Furche, jede Tafel bis ganz hinauf klar gezeichnet, jeder Turm, jede Rippe auf den Zinnen wunderbar scharf geschnitten. Und da strömte kühle Bergluft nieder und brachte die Würze des Kohlröschen herab. Eine Felswand der Meßnerin hat hoch oben ein viereckiges Loch, es ist so groß, daß die Kirche von Tragöß bequem darin stehen könnte. Dieses Loch durchbricht die ungeheuere Hochwand, durch die man den blauen Himmel sieht. Die Sage weiß, daß der Teufel einst eine junge Sennerin geholt hat; wie er mit ihr durch die Lüfte fliegt, ist er ungeschickterweise durch die Felswand gefahren und hat das Loch gestoßen. Mir stimmt das Ding nicht recht. Das Loch ist so hoch oben, daß der Flug eher eine Himmelfahrt als eine Höllenfahrt gewesen sein müßte. Und daß der Teufel eine junge Schwaigerin in den Himmel hinaufgetragen hätte, das kommt mir etwas unwahrscheinlich vor. Nun, die Höhlenforscher werden schon noch herausbringen, wie das zugegangen ist.

Auf dem Kamm Boden ist auch ein stattlicher Bach, der herabbrauscht, sich aber auf dem ebenen Boden bald in der Erde verliert. Von hier aus besteigt man in zahllosen Biegungen die hohe Pribitz, die höhere Meßnerin, die Sonnischenalm mit ihrem idyllischen Sennhüttendorfe und den weit über zweitausend Meter hohen Hochschwab. Und von diesem Kamm Boden führt ein Fußsteig auf die grüne Scheideggalm, die zwischen der starrenden Meßnerin und dem schründigen Buchberg liegt. Von der Scheideggalm geht es auf glattem Fahrwege bequem hinab ins Buchbergtal zum Alpenhause Bodenbauer, am Fuße des Hochschwab.



Am Hochschwab, im Herzen des steirischen Hochlands

Wir haben zu dem Weg, für den man drei Stunden rechnet, deren mehr als vier gebraucht, denn an manchen Stellen blieben wir stehen und lachten vor Entzücken über die Schönheit; an manchen Stellen forschten wir nach Spuren des Gottsackers, an manchen Stellen pflückten wir Alpenrosen und Edelweiß.

Auf dem Scheidegg lagen bei einer Almhütte im Grase drei Männer — Holzhauer in der Sonntagsruhe — und darunter ein Nachkomme jenes dreiköpfigen Osel, der sich vergnüglich ums Geköpfstwerden beworben hatte. Auch dieser Nachkommen hatte — die beiden Riesen-

halsdrüsen miteingerechnet — drei Köpfe, und in einem war sogar Witz.  
— „Laufet, laufet!“ rief er uns zu, „sonst erwischst Euch der Negen!“  
Es stand aber kein Wölkchen am Himmel, und seit Homer hatte die  
Sonne nicht mehr so hell geleuchtet wie an diesem Tage.

Ich trat zu den Leuten hin und fragte, ob in der Hütte etwa Milch  
zu haben wäre.

„Wartet ein bissel,“ antwortete der Dreiköpfige, „ich werde gleich  
gehen, eine Rehgeiß absangen und melken!“

„Du!“ versetzte darauf einer seiner zwei Kameraden, „Rehgeißen  
fangen! Da wird dich der Jäger henken lassen!“

„Mich können sie nit!“ lachte der andere, auf seinen kropfigen Hals  
deutend, der dicker war als der Kopf.

So sind wir heiter auseinandergegangen, und eine Stunde später  
sahen wir Wanderer des Gottsuhertales beim Bodenbauer in einem  
schattigen Garten, durch dessen Eschenlaub die weißen Wände des Hoch-  
schwabs niederblinkten.



Der kunstvolle schmiedeferne Marktbrunnen in Vordernberg,  
dem ältesten Sitz des steirischen Eisengewerbes



Abend im Gesäuse, im steirischen Ennstal

## *Um Fuße der Hochalpen*

Ein Spaziergang in der Heimat. Von Peter Rosegger

Von den Donaulanden einsaufwärts kommt man in die alte Hieflau. Die Berge und das Wasser streiten um den Raum, den fleißige Menschen so hart der Wildnis abgerungen haben für ihre Hütten. Hier zweigt sich die Heeresstraße der Neifenden. Rechterhand geht es in das weiterufene Gesäuse, linkerhand in das weltberühmte Eisenerz. Ich weiß noch einen dritten Weg, und der geht zwischen beiden in ein tiefverstecktes Hochalpental hinein. Warum das nur so sorgfältig verborgen ist? „Rat' mer!“ schlug ein übermüdiger Student vor. Etwa, weil es bisher noch ein bräutliches Wildgärtlein der Ennstaler Alpen geblieben, in das noch wenige Städter ihre Kulturgelüste hineingetragen haben? Warum gehe ich denn so gerne in dieses Hoftal hinein, wo statt des prächtigen Fremdenhotels noch das alte Bauernwirtshaus steht? Rat' mer! Schwer ist es nicht zu erraten, und selig Studenten, die sich noch an so harmlosen Wortspielen freuen! – Und wie heißt das Tal? Nadmer. Hinter Hieflau an der Eisenerzbahn muß man den Seitengraben nur

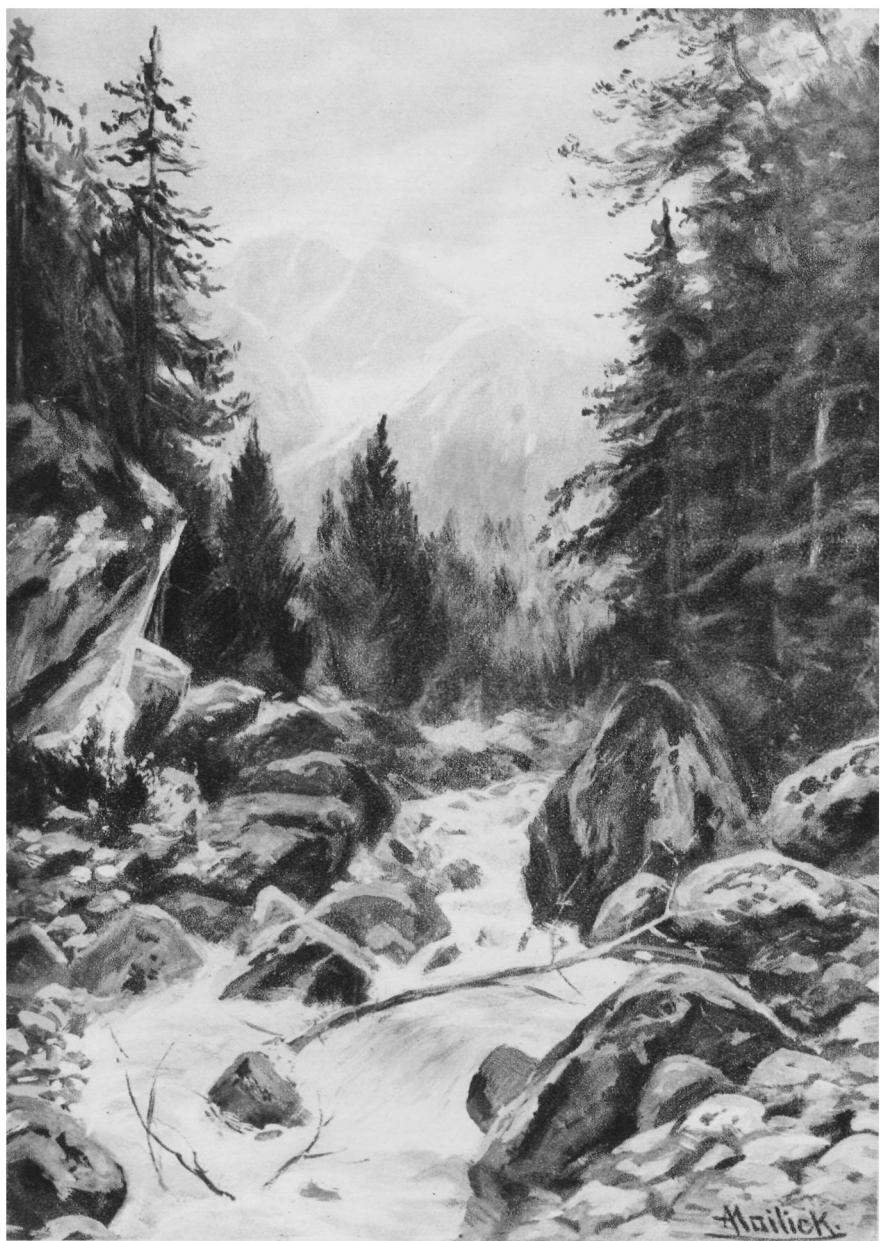
nicht übersehen. Hinter den unauffälligen Waldbergen ragt ein weißer Kegel empor. Man meint, es sei einer derer vom Gesäuse. Die Straße führt am Rande des Wiesentals und manchmal hart am rauschenden Bach im Waldschatten sachte anwärts, um später handeben und glatt zwischen den steilen Bergen dahinzuliegen. Das Tal hat sich bald zur Schlucht verengt, die selbst am Hochsommermittag uns nur spärlich den Sonnenblick gönnt. Der uns entgegenrauschende Alpenbach führt seinen immerwährenden Kampf mit den Steinblöcken seines Bettes, die nicht



Seewigtal, Hüttensee und Hohe Wildstelle

weichen, die das schreiende Wasser nach links und rechts beiseite stoßen und die tiefen glatten Wellen in die Splitter der Gischt zerstören. Nach Jahrhunderten werden diese harten Steinblöcke aufgerieben sein. Das Wasser aber, das weiche, das unendliche, wird immer noch rinnen und rauschen und mit anderen Steinen streiten.

Die Schlucht führt gerade einem zerklüfteten Felsenberge zu, der im Hintergrunde schauerlich wild aufragt, als hätte dort alles menschliche Bereich ein Ende, als hätte noch kein Auge geschaut, was hinter jenen kahlen, von Sturm und Nebel umtosten Hochwänden für eine unermess-



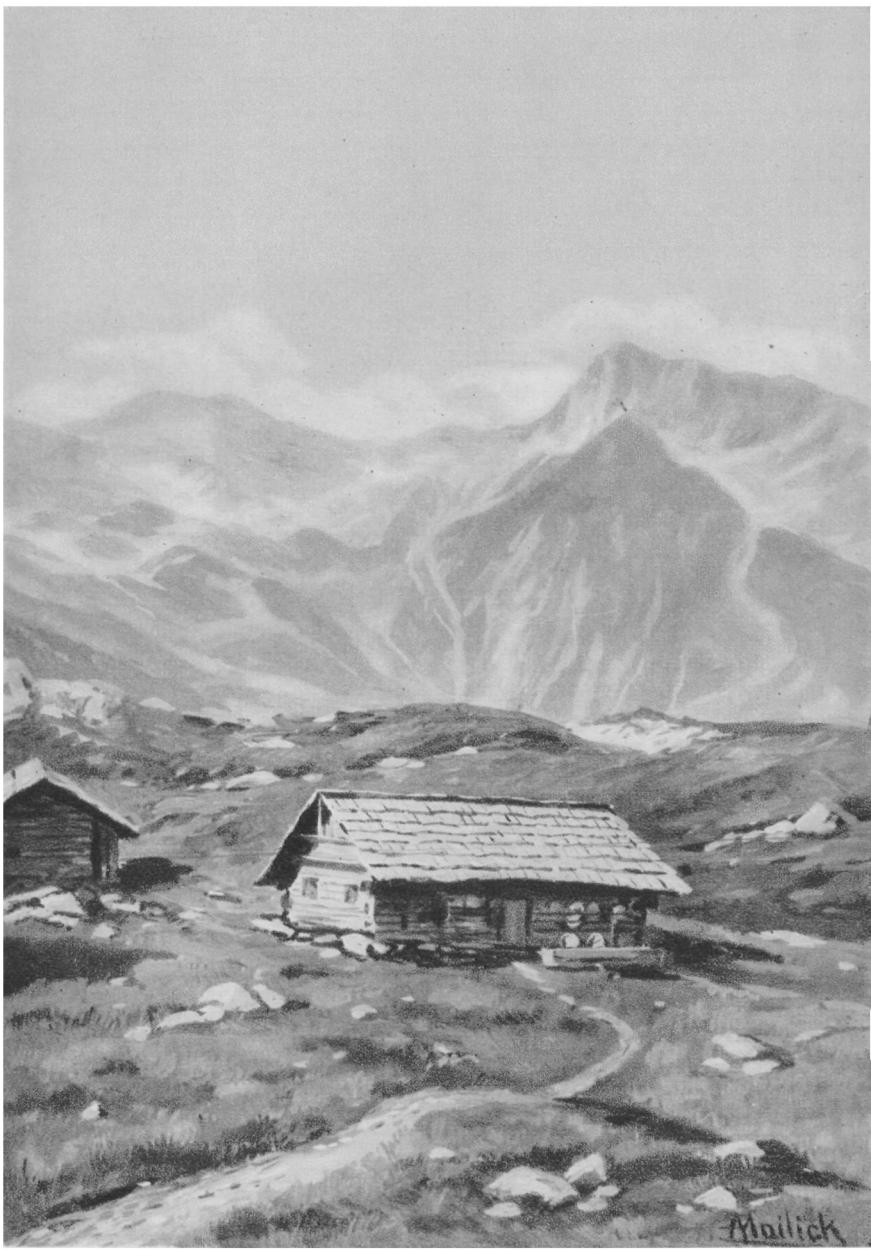
Ein Wildbach

liche, nie zu erschließende Wüstenei anhebt. In diesem Reize des Unentdeckten, Geheimnisvollen, des ewigen Drohens schreckbar feindlicher Mächte war mir dieses Gebirge noch gestanden vor zweihunddreißig Jahren, als mein Fuß das erstmal durch die Schlucht gewandert war. Dieser Reiz des Hochgebirges ist dahin, uns allen für immer dahin. Außer einer ist allein und verlassen in Todesgefahr der starren Natur, die keine Liebe und keinen Hass kennt, die kalt, unerbittlich vom Menschen das an sich zieht, was ihr gehört. Heute kennen wir im Gebirge jeden



Im Tauerngebirge

Winkel, haben von den höchsten Gipfeln mit Gemütsruhe die Abgründe gemessen, sprengen den Stein, bauen auf Eis unsere Pfade und Stationen, sehen in den furchtbarsten Lawinen nur interessante Naturspiele und erschrecken vor nichts mehr. Für mich hat seitdem das Hochgebirge jenen Zauber eingebüßt, den es auf den Knaben geübt, und an die Stelle des ehrfürchtigen Ahnens sind andere Interessen getreten. So weiß ich, daß der hohe Felskamm, der auf dem Wege in die Radmer vor mir starrt, der Kaiserschild heißt, daß der Kessel, der sich links auftut und in ein totes Kar hinaufführt, das Weissenbachthal ist, in welchem hoch oben



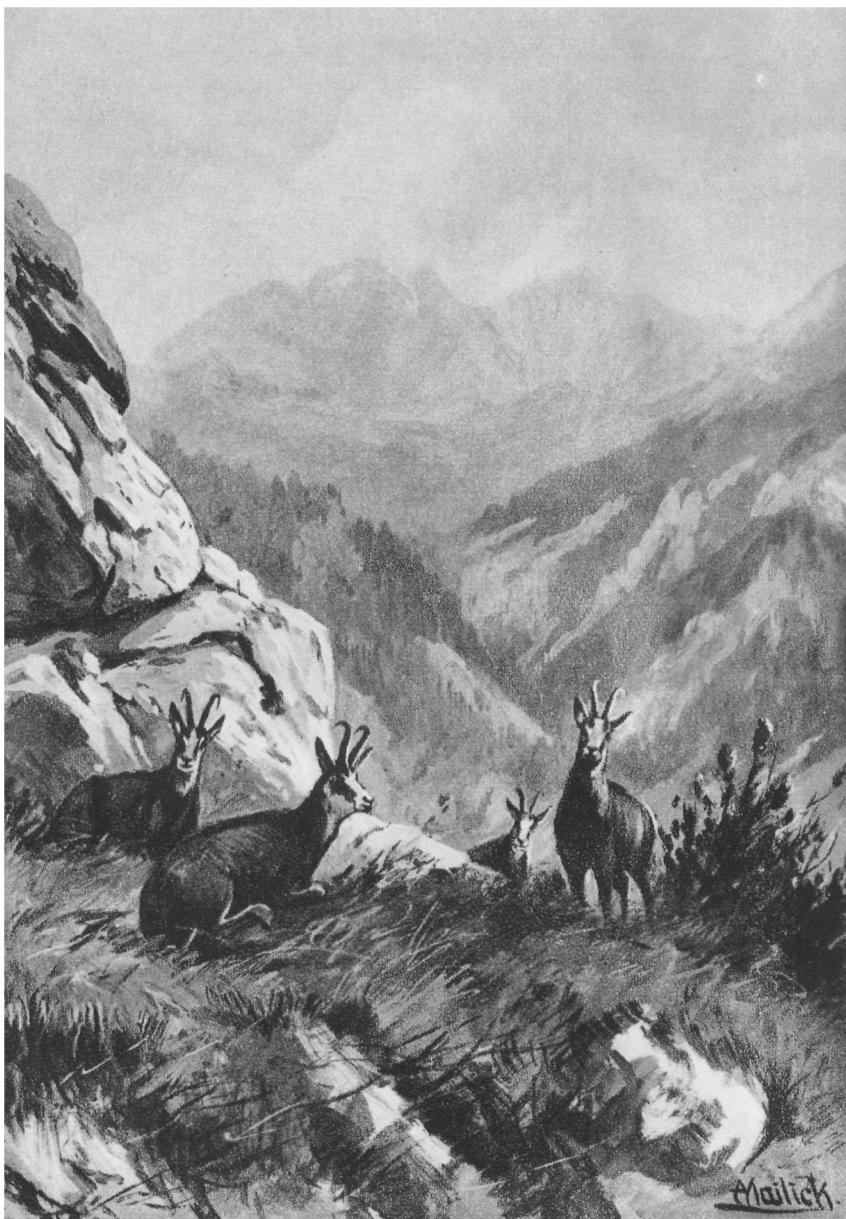
Mailick

Ein Morgen auf der Alm

der Kaiser bei den Gemsjagden seinen Stand hat. Ich weiß, daß der Berggipfel den Namen Kaiserschild davon hat, weil Kaiser Maximilian I. auf der höchsten Spize des Felsgebirges einen vergoldeten Schild anbringen ließ, der weit in die Gegend hinausleuchtete und den Jägern und anderen Leuten ankündete, daß auf diesem Berg keine Gewebe geschossen werden dürfe. Denn hier züchtete sich solches Wild, das dann weitum die Berge belebte, zur Ergötzung der höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die seit länger als dreihundert Jahren zeitweise ihre großen Jagden abgehalten haben in dieser Gegend, deren Bewohner also völlig nur von der Jagd leben. Wohl wird neben der Jagd auch Forstwirtschaft getrieben, und ob schon beide Betriebe einem und demselben Herrn, dem Kaiser von Österreich gehören, so sollen Forstwirtschaft und Jagdwesen doch alleweile ein wenig gegeneinander auf dem Kriegsfuß stehen. Nicht allein der Bauer im ganzen Lande beschwert sich darüber, daß Hasen, Rehe und Hirsche ihm die Feldfrüchte schädigen, auch der Forstmann beklagt sich bitter, daß bei reichlicher Wildpflege der junge Wald nicht aufzukommen vermöge, weil die Tiere alle Säcklinge abfressen oder herabfallen. Nun, hier geht's aus einem Säckel, da braucht man sich nicht zu ereifern. Es ist nur auffallend, daß der zu Jagdzwecken gehegte Wildstand sich nicht zu einem einzigen Zweige unseres Wirtschaftslebens reimen will. — Derlei Gedanken und Bedenken also sind an Stelle jener ehrfürchtigen und schauernden Stimmung getreten, mit der einfältige Menschen das erstmal ein Hochgebirgstal durchwandern. Aber da oben im Wildkessel der Weissenbachschlucht, der an großartigen Schauern seinesgleichen sucht, mag wohl auch den erfahrenen Alpinisten wieder einmal ein Ewigkeitsgefühl anwandeln.

Nun weiter am Wasser des Radmerbaches. Am Fuße des Kaiserschildausläufers biegt sich die Schlucht scharf nach rechts, sie weitet sich zu einem Tal mit grünen Matten, die von bewaldeten Vorbergen begrenzt werden, und hinter einem dieser Vorberge ragt wieder jener weiße spitze Felsenkegel, nur näher und massiger, als er von draußen erschienen. Es ist der 2205 Meter hohe Lugauer. Dieser hohe Herr, der urälteste Beherrisher des Radmertales, soll seinen Namen davon haben, daß er zwischen den Gebirgscharten der Enns weit ins Donauland, ja bis zum fernen Böhmerwalde hinauslugt. Bei den Touristen aber laufen ihm die Nachbarn des Gesäuses den Rang ab, ja diese verdecken ihn gänzlich dem Großzuge der Reisenden.

Das Radmtal sieht von diesem herrischen Patron nur das Brust-



Im steirischen Hochgebirge

bild, freundlichere Höhen mit Wald und Alm stellen sich schüzend dazwischen, wenn der Lugauer seine Steine schleudert und seine Lawinen donnernd in die Tiefe fahren lässt. An einem solch heimlichen Waldberge steht das kaiserliche Jagdschloss, ein einfacher Steinbau im „Schweizerstil“. Und weiter drin, von einem steilen Hügel blinkt uns die Kirche von Radmer entgegen. Sie hat zwei Kuppeltürme, die den Schuppenpanzer der Wetterhindeln tragen. Ein steilerer Weg führt rechts, am Forsthause und am Jagdschlosse vorüber, gerade zur Kirche hinauf. Die Straße geht den Bach entlang, dann halb um den Hügel herum gemacht zum Dörfchen hinan, dessen altes Wirtshaus uns freundlich beherbergt. Auf dem Platze ist ein großer, zierlich gefasster Brunnen, aus dessen Becken eine Säule aufragt, die kelchartig eine Kanzel trägt. Auf dieser Kanzel steht aus Holz, bemalt, die lebensgroße Gestalt des heiligen Anton von Padua, dem Kirche und Pfarre geweiht sind. Besonders gern trinken an diesem Brunnen die jungen Dirnlein der Radmer, und noch lieber die minderjungen. Denn während man aus dem Schöpfkännlein trinkt und dabei unverwandt ins Wasser schaut, kann man darin ganz deutlich das Bild des künftigen Bräutigams erblicken!



Radmer



Schloß Trautenfels und Grimming (Obersteiermark)

Wahrscheinlich muß man einen bestimmten schon so fix im Kopfe haben, daß er sich gleichsam spiegelt auf der Wasserfläche. Auch die heiratsmäßigen Burschen sollen derselben Kunst, die Braut zu sehen, teilhaftig sein, und so ist's kein Wunder, daß zu Radmer die jungen Leute immer Durst haben.

Wenn wir nun in die Kirche treten, so überrascht uns eine strahlende Pracht, die eher einer Hofkirche als einer Dorfkirche angehören möchte. In altem, lachendem Barockstil leuchten die Altäre, die Kanzel, und helle Fresken zieren die Decke, Bilder aus der Legende des heiligen Antonius. Und der Vollklang der Orgel will es aufnehmen mit dem Wasserauschen im Tal, mit dem Hallen der fallenden Bäume in den Wäldern. Nein, es klingt anders, überirdisch. Weihrauchduft und Orgelklang sind zwei Schwingen, ohne die so viele arme Seelen sich nicht himmelwärts zu heben vermögen.

Die Pfarrkirche zu Radmer ist eine Gegenreformationskirche. Als vor dreihundert Jahren Erzherzog Ferdinand mit seiner Bekehrungskommission und seinen bewaffneten Mannen durchs Land zog, um die evangelisch gewordenen Steirer scharf zu befragen, ob sie wieder katho-

lisch werden oder auswandern wollten, mit Hinterlassung von Hab und Gut, da haben die Waldbewohner der Radmer gedacht: Er ist der Stärkere, seien wir die Klügeren. Unser Evangelienbuch können wir derweil ja verstecken. Wir haben kein Gotteshaus, keine Schule, keinen Friedhof, können zur Winterszeit unsere Toten oft wochenlang nicht begraben. Wie wilde Tiere müssen wir leben und sollen doch keine sein. Vielleicht lässt sich bei dieser Gelegenheit für uns ein geordnetes Gemeindewesen herauschlagen, wie's andere Leute haben, die auswendig ja sagen und inwendig denken, was sie wollen.



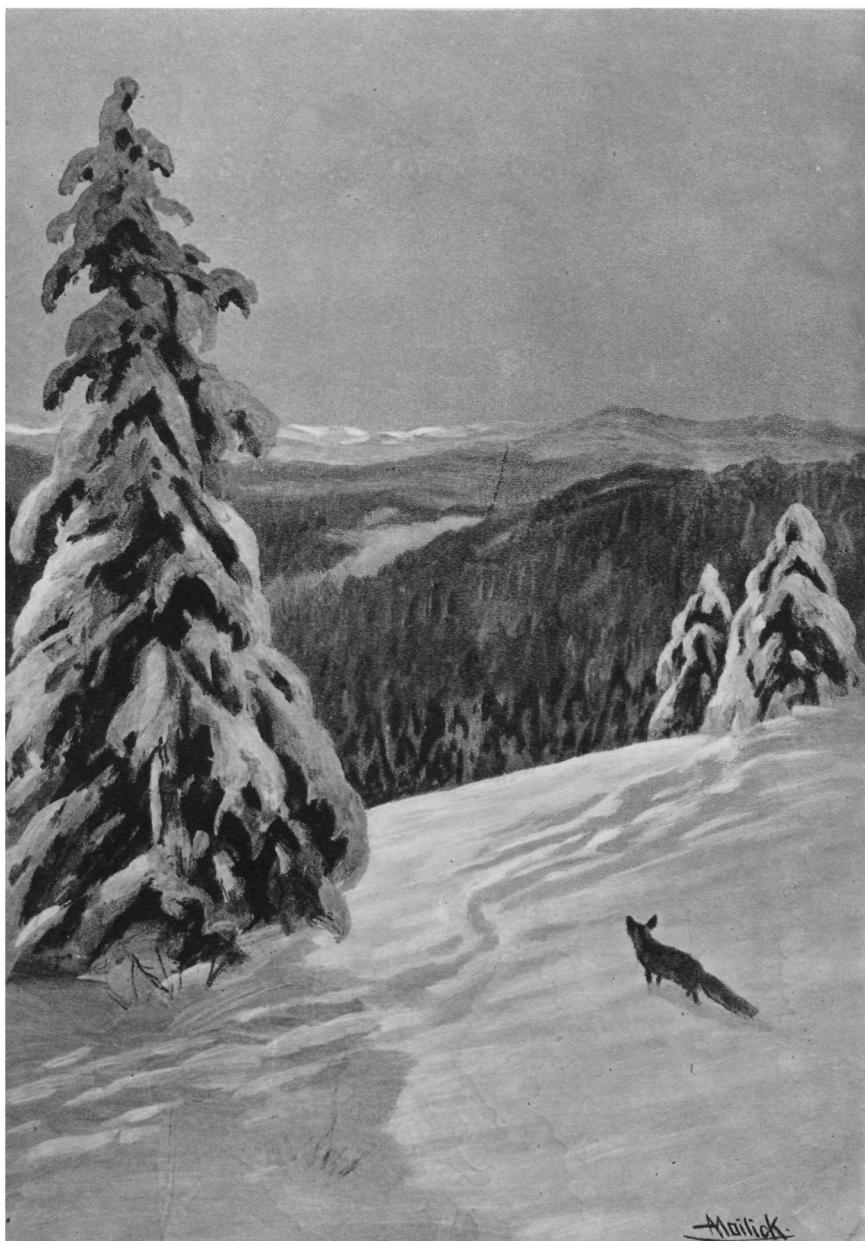
Der Torstein im Dachsteingebiet

So sind die Aeltesten vor den Erzherzog hingetreten und sie wollten wieder katholisch werden, wenn er ihnen eine schöne Pfarrkirche täte bauen. Weil die Gegend schon damals ein beliebtes Jagdrevier der höchsten Herrschaften war, und weil die treuherzigen Hirten, Holzleute und Bergknappen den Herren gefallen haben, so ist ihnen die stattliche und prachtvolle Kirche bewilligt und erbaut worden. Und soll mancher Radmerer am Sonntag vormittag seine Messe gehört und nachmittag seine Lutherbibel gelesen haben: die Hauptsahe wäre, fleißig arbeiten



Kriegelach





Winter im Waldland



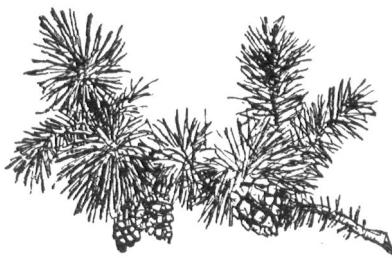
Im Ennstal: Marzissenwiese

und ein Christenleben führen — ob's nachher papstisch oder lutherisch heißt, auf das wird's nit ankommen. Von diesem Standpunkte aus können die Radmerer jedem Kirchenkrieg mit Ruhe entgegensehen. Ihr Pfarrer, der treu das entsagungsreiche Leben des Waldlandes mit ihnen teilt, wird sich wohl hüten, zu zündeln, neuen Werbern wird freundlich begegnet, aber schwerlich gefolgt. Da unser Kaiser seit vielen Jahren gerne manchmal trauliche Tage im friedlichen Alpentale zubringt, wo er mit den einfachen Leuten freundlich verkehrt und sich mit der Jagd ein wenig zerstreut und erfrischt zu seiner unvergleichlich schweren Lebensaufgabe, so hat der Monarch, gelegentlich der Dreihundertfeier vor wenigen Jahren, die Kirche neu herrichten lassen.

Im Schulhause, das hinter der Kirche scharf an der Kante des Hügels steht, ist ein Mann Oberlehrer, dem ich vor länger als vierzig Jahren das erste Höslein gemacht habe, der Sohn meines alten Eustach Webershofer zu St. Kathrein am Hauenstein. Wir haben fröhlich daran gedacht. Aber nicht minder schön als der gemeinsame Rückblick in unsere waldesdämmernde Jugend war nun der Ausblick in den wasserdurch-

rauschten Talgrund und tief in den Finstergraben hinein, der, vom Radmertale abzweigend, vor uns liegt. Der Förster hat doch noch viel Wald gerettet vor den Rehen und Hirschen, hier sieht man ein dunkelndes Meer, das sich über die Bergeskuppen hinlegt. So wie man hier noch uraltes Waldleben finden kann, so stoßen wir, das Radmertal aufwärts, westwärts verfolgend, in der hinteren Radmer auf Spuren alter Kupferbergwerke, die schon vor der Römerzeit Menschen in diese entlegenen Gebirgswinkel gelockt haben. Dort sind wir nun auch hart an den zerrissenen Wänden des Lugauer, dessen Vorstufen 500 bis 800 Meter senkrecht abstürzen und nicht gehauer sind. Im Mittelalter hat dort ein Bergsturz das Tal verheert und all Menschenwerk vernichtet. So wie das Pfarrdorf mit der Kirche sich Radmer in der Stuben nennt – man sagt, wegen der stubenförmigen Eingeschlossenheit zwischen den Bergen – so heißt dieses hintere Hoftal, nach seinem Bach benannt, Radmer an der Hasel. Mich dünkt aber, daß die Abgeschlossenheit hier am Ende des Tales zwischen dem Gewände des Lugauer, der Rotwand und des Zeyrikampels mehr stubenartig ist.

Es ist ein echt steirischer Bergwinkel, wo das helle Grün der Matten, die dunkleren Schatten der Wälder mit dem Silberweiß der Felsen überaus malerisch wirken. Hier steht auch das alte Jagdschloß der Greifenberger, wo die lutherische Kirche zuerst eingesezt haben soll und wo nachher der mit dem Erzherzog und den Landsknechten herbeigekommene Bischof Martin Brenner von Seckau vom Schloßfenster aus die Leute zur katholischen Kirche zurückforderte. Aber die Waldsöhne waren durch die Lutherlehre, die wohl an drei Menschenalter allhier gedauert, doch nicht so verwildert worden, daß für den Prediger eine Schußburg nötig gewesen wäre.



Wo wirst du hin?

Von Pabu Profagymna.

Nich fah' ich lieb gepflegt, in Stubbenstiefel,  
Nich laufen dich gepflegt n' nicht geblunden,  
In einer Wurfschale n' auf Herrenwacht.  
H' fah' ich lieb gepflegt

Im Gartenzell n' im Lippenthaler,  
Im engen Markt n' auf den Marzenhöfen,  
In Lindau Meiffen, in Leis Gärtnereien,  
H' fah' ich lieb gepflegt!

In Leipziger Str., in Grimmaischen Grünau,  
Bei Sonnenstein & bei Felsenkuck ist foregn,  
In Pölles Lippe, in weißgeraden Göttingen,  
H' fah' ich lieb gepflegt!

H' gräbt, Blüttet ab in vielen Jungen,  
Doch kannst du in Leipziger Fischgräben.  
Was willst du picken, doch das sollt' du schon  
H' Leib' ab weiss wer nicht.

Hab' mir ne' b', hab' ich gepflegt, ich kann' mich freuen  
Für nichts hab' ich gepflegt als daß du? bleib.  
Das Allergerüdt kann' du nicht tragen —  
Wo wirst du hin?

H' fah' ich lieb, kann' mich' grübeln,  
Von Pabu Profagymna n' ring die Leipziger Wallstraße.  
Die Grimmaischen Grünau wird es fallen,  
Was hab' ich gemacht auf dem Leibniz.



## Vom Heimweh, Kranksein und Sterben meines Vaters

Bon Dr Sepp Rosegger

**W**er zum erstenmale über die fichtenüberdachte, waldduftende Bergstraße, „der Alpsteig“ genannt, die Waldheimat aufsucht, wer vom Höhenrücken der Ausläufer des Gölkberges zum erstenmale in das liebliche Engtal Alpels hinabschaut, aus dessen Grunde wieder ein steiler Berg sich erhebt, welcher auf seiner Kuppe das Geburtshaus meines Vaters trägt, überschattet von gewaltigen Schirmtannen, der wird einen so kostlichen, friedvollen und beglückenden Eindruck gewinnen, der ihn nicht begreifen läßt, daß auch hier Not, Elend und Krankheit geheißen.

Frau Sorge stand an der Wiege des kleinen Waldbauernbuben, dem das Schicksal einen schwächlichen Körper mitgegeben hatte. In diesem Geschenke aber ersehe ich eine das ganze Leben meines Vaters entscheidende Bestimmung. Wäre der Kleine kräftig und stark herangewachsen, hätte sich sein Brustkorb geweitet, hätten sich seine Muskeln gestählt, er wäre ein willkommener Knecht im Vaterhause geworden, er wäre vielleicht als der Älteste der Kinder der Nachfolger im Besitz des Kluppeneggerhofes geworden.

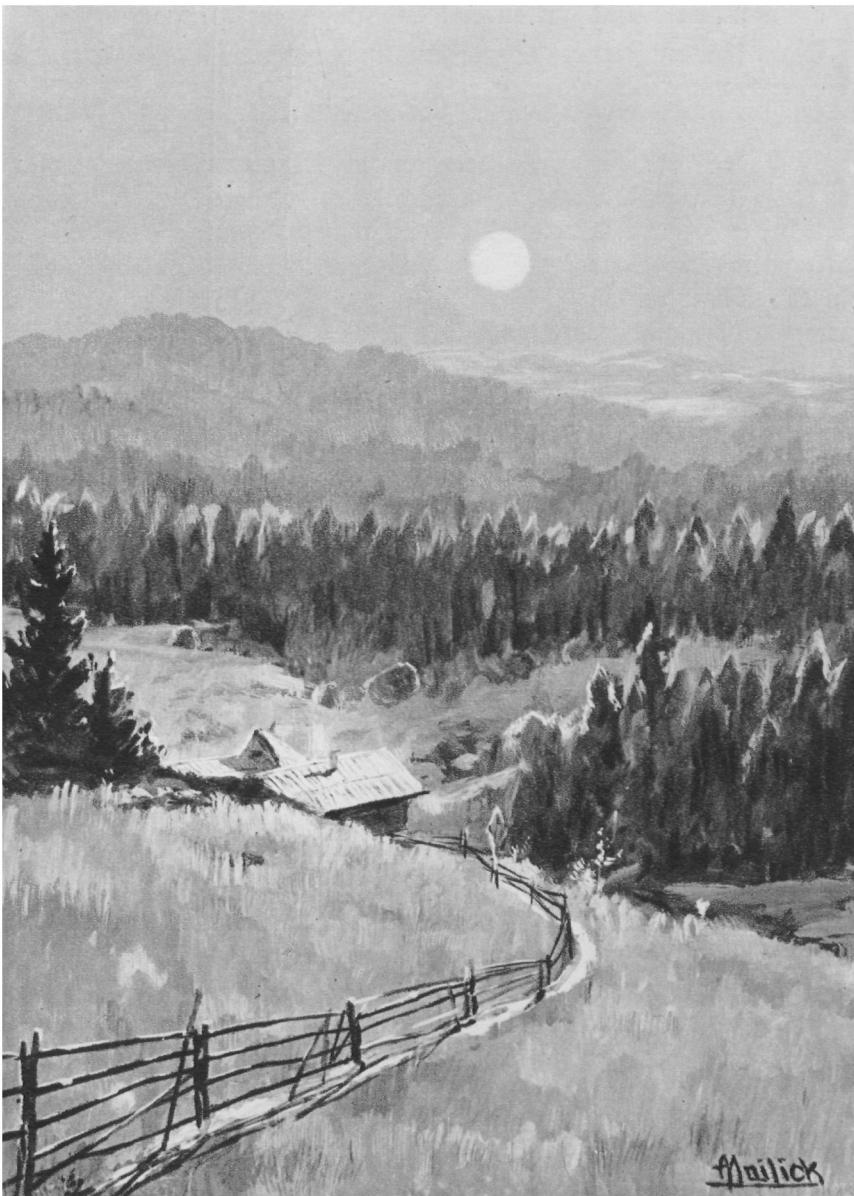
So aber mußten seine Eltern frühzeitig erkennen, daß er für die Bauernarbeit zu schwach war. Schon in früher Jugend überfiel ihn eine Lungenentzündung, die er aber glücklich überstand. Die häufigsten Jugendübel waren Zahnschmerzen, wozu sich später langwierige Augenkatarre gesellten. „Die Zähne konnten herausgerissen werden, bei den Ohren hat unser Knecht auch manchmal angefaßt, wenn es galt, mich vom Schreibpapier zum Dreschflegel zu geleiten — aber ohne weiteren Heilerfolg,“ berichtete Vater darüber.

Aber ein anderes Leiden, das im eigentlichen Sinne keine Krankheit ist, das aber durch die Gewalt, in der es auftrat, später in engen Zusammenhang mit anderen Leiden gebracht werden konnte, zeigte sich schon in seinen Kindertagen: das Heimweh! Unterliegt doch der Aelpler

an sich so leicht diesem Weh, daß er ein eigenes Wort dafür geschaffen hat: „Die Hoamkronheit.“ Die ersten Anzeichen davon zeigten sich schon beim Schulbuben. „Dem ABC-Schützen blutete das kindische Herz, wenn er vom nachbarlichen Schulhausfenster aus sein Heimathaus sah, wie es auf dem gegenüberliegenden Berge in stillheitrem Sonnenschein dalag. Wenn dann der aufsteigende Rauch verriet: jetzt kocht die Mutter Strauben mit Sterz, glaubte ich vor Heimweh sterben zu müssen.“ Als der Knabe zwölf Jahre alt war, nahm ihn der Dechant vom fünf Stunden entfernten Birkfeld zu sich, um ihn Latein zu lehren, auf daß aus dem Halterbuben einmal ein braver Pfarrer werden sollte. Einige Tage hielt er's aus, aber „in einer nächsten Nacht lag ich auf einem Strohschaub in der Stube. Zu den Fensterlein schien der Vollmond herein, und ich tat nicht schlafen, nicht träumen, tat nichts als beten und weinen. Dieser fremde Kasten, dieser fremde Winkel, dieser fremde Ofen. Mir war übel zum vergehen. Das dauerte so bis Mitternacht, da richtete ich mich auf und fragte: ‚Warum nicht?‘ Plötzlich warm war mir in der Brust, und so selig, so selig! Ich hatte mich rasch entschlossen, zu fliehen. – Zehn Minuten später war ich mit meinem Handbündel bereits im Walde, durch den die Straße zog.“

Und wie der Junge heranwuchs, und wie es halt mit der Arbeit beim Pflug und im Stall gar nicht gehen wollte, wie er in seinen freien Stunden über Büchern und Schreibpapierbogen saß, da wurde er zum Schneidermeister Orthofer in die Lehre gegeben, und da verrann die Zeit mit Schneidern, Lesen, Schreiben und Dichten. Dann kam jener Tag, wo in der „Grazer Tagespost“ auf den angehenden Naturdichter aufmerksam gemacht wurde, wo Gönner gesucht wurden, um dem Schneidergesellen ein Weiterkommen gemäß seiner natürlichen Veranlagung zu ermöglichen, und wo der Laibacher Buchhändler Giontini ihn aufforderte, bei ihm den Buchhandel zu erlernen. So kam der Jüngling über die steirische Grenze hinein mitten ins Herz von Slovenien. Sieben Tage hat er's bei seinem neuen Meister ausgehalten – ausgehalten unter sehnüchtigen Träumen zur Nacht, unter steigendem Heimweh des Tags, daß er sich keinen Rat mehr wußte. Fiel ihm ein Gedichtlein von Albert Träger in die Hand:

„Wenn du noch eine Heimat hast,  
So nimm den Ranzen und den Stecken  
Und wand're, wand're ohne Rast,  
Bist du erreicht den teuren Flecken.“



Mondnacht im Waldland

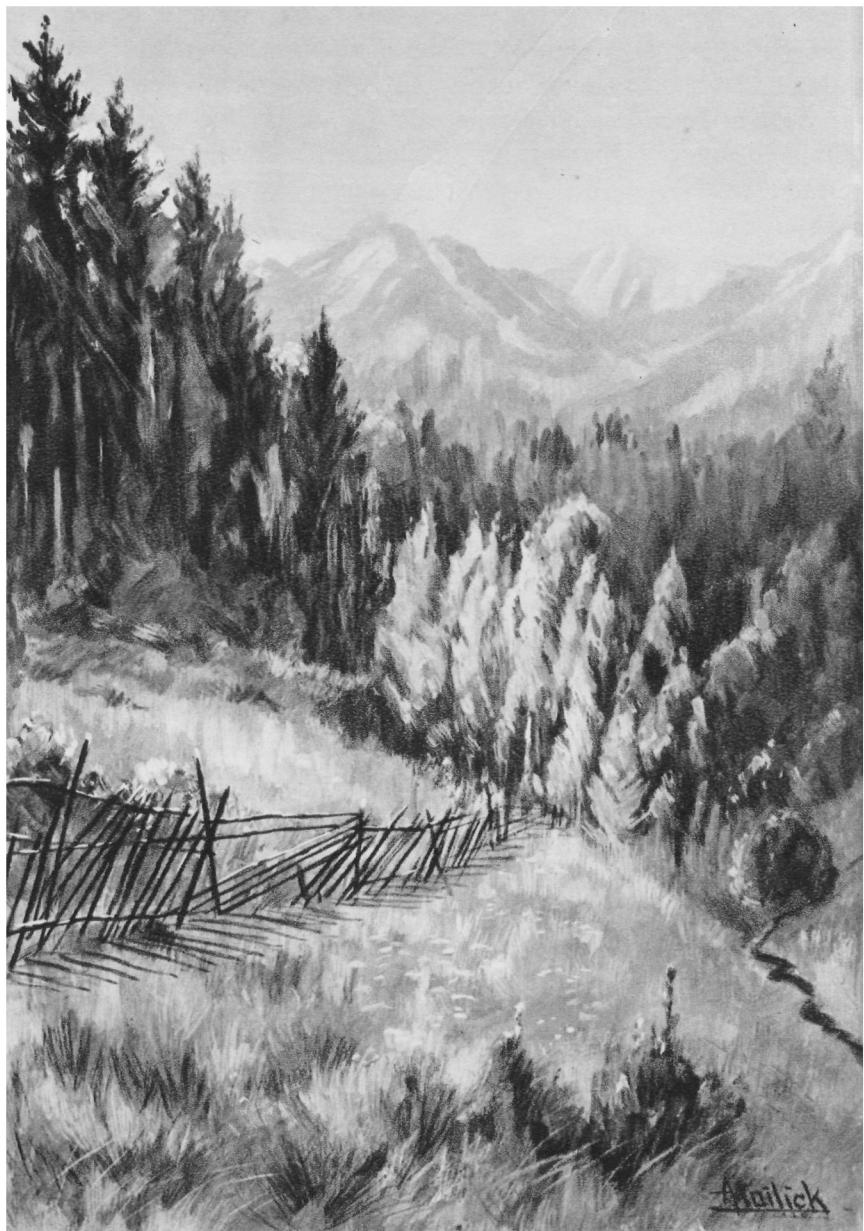
Vor seinen Brotherrn trat er hin und teilte ihm mit, daß er nach Hause müsse. Und am andern Tag ging's der Heimat zu.

Dann kam die Zeit des Studierens in der Handelsakademie zu Graz, aber auch hier, mitten im Herzen des Steirerlandes, verließ ihn die Sehnsucht nach den Waldbergen der engsten Heimat nicht.

Nach der Lehrzeit waren dem jungen Mann wiederholt Gelegenheiten zu Reisen geboten. Im Schwabenland entfachte der Heu duft der Wiesen — die Heumahd! — ein solches Heimweh nach den Almmatten im Waldlande, daß der Wanderer eilends umkehren mußte. In Rom überkam ihn eine so leidenschaftliche Sehnsucht nach jenem grünen, ahornumstandenen Feldrain daheim, wo er einst ein Buch über Rom mit seinen Wundern gelesen. Nun er alles mit leiblichen Augen sah, gab's für ihn kein ersehnteres Ziel, als wieder an jenem Rain unter den Ahornen zu sitzen. Und mitten in den Ruinen von Pompeji kam's mit solcher Gewalt, daß er, verzichtend auf die geplante Besteigung des Vesuv und auf den Besuch der Blauen Grotte, zum Bahnhof lief und heimelte. „Ein Angeknechtsein an die Heimat“, nannte er einmal diesen Gemütszustand. „Ich vermute, bei mir ist das Heimweh nichts anderes als die Liebe zur Vergangenheit, die ja so groß ist, daß ich die Vergangenheit mit allen ihren Leiden jederzeit wiederholen möchte. Ja, daß ich mir gar keinen andern Himmel wünsche als die Wiederholung meiner Vergangenheit. O du vertracktes, o du heiliges, o du geliebtes Heimweh, du bist mein Schicksal!“ —

Aus dem Naturpoeten hatte sich in dieser Zeit der Dichter entwickelt, der, von der Mitwelt bereits anerkannt, zur Gründung eines eigenen Hauses standes schreiten konnte.

Als nach fast zweijähriger glücklicher Ehe meine Mutter starb, überfiel meinen Vater ein schweres Gemütsleiden, von dem er sich nur langsam erholte, und die Zeit, wo neuer Lebensmut in sein Herz einzog, liegt schon innerhalb meiner Kindheitserinnerungen. Ich weiß noch, daß ich als fünfjähriger Bub zu ihm sagte: „Vater, du sollst die Schloß-Anna heiraten!“ So nannten meine Schwester und ich unsere künftige Mutter, weil sie die Tochter des Besitzers von Schloß Feistritz bei Krieglach war. Und als dies wirklich im Jahre 1879 geschah, bildete ich mir in meinem kindlichen Unverstand ein, ich sei der Urheber dieser Vermählung gewesen. Ungefähr um diese Zeit baute sich Vater ein Sommerhaus in Krieglach, und da verschlechterte sich auch sein körperliches Befinden. Von da an ist das Kranksein zeitlebens sein



Morgengrauen

treuer Begleiter geblieben. Darüber lasse ich meinen Vater erzählen:  
„In den Jahren 1877 bis 1879 (ich bewohnte damals mein neues, noch nicht vollkommen ausgetrocknetes Sommerhaus) empfand ich manchmal ein Unbehagen, ohne eigentlich zu wissen, wo es fehlte. Es war wie eine große körperliche Ermüdung, welche durch Rast und Ruhe aber nicht behoben wurde. Ueberanstrengung, Nervosität, hieß es — das sagt vieles und nichts. Als sich der Zustand allmählich steigerte, kam ich darauf, daß die Ursache in der Brust war, daß ich manchmal an das Atmen erinnert wurde, an das der gesunde Mensch sonst in Jahr und Tag nicht denkt. Eine gewisse Beklemmung war, besonders in den Nächten. Anfang 1879 zog ich mir auf einer Schlittenfahrt eine starke Erkältung zu, nach welcher bedenkliche Erscheinungen von Brustkrankheit auftraten. . . . Ich wurde immer erschöpfter, konnte weder Hitze noch Kälte mehr ertragen, ohne daß sich Schleimhautentzündungen und Husten einstellten, bis endlich im Oktober 1879, bei einem plötzlichen Witterungswechsel von warmem Sonnenschein auf Schneefall ein heftiger Bronchialkatarrh mit Asthma auftrat. Zwei Tage und zwei Nächte rang ich unter größter Anstrengung nach Atem. Das Röheln und Pfeifen war weithin zu hören, und die Bekannten und Freunde standen herum, wie am Bette eines Sterbenden. Das Fleisch fiel so rasch von den Knochen, daß ich vollkommen überzeugt war, auf galoppierender Schwindsucht in den Himmel zu reiten. Am vierten Tage war ich zur Überraschung meiner Umgebung aus dem Bett, weil ich in aufrechter Stellung leichter atmete. Nach frischer Luft verlangte es mich, und bald saß ich wieder am Arbeitstisch. . . . Die schweren Anfälle wiederholten sich im Jahre fünf- und sechsmal und öfter, jeder tat, als wollte er der letzte sein und mir den Gar aus machen. Manchmal dauerte der Brustkatarrh mit Atemnot Wochenlang, bis endlich wieder Erleichterung kam. Wunder nahm es mich, daß dabei die geistige Arbeitslust eigentlich nicht litt, selbst in Stunden der Atemnot war ich angeregt, und während die Brust unter schwerer Beklemmung wie in Todesangst ächzte, dichtete es im Kopf Geschichten und Schwänke.“

Ja, wie oft sahen wir unsern Vater, auf dem Ruhebett halb aufgerichtet lagernd, der Atem keuchend und schwer, nach Luft ringend, aber in der Hand die Korrekturbogen und den Bleistift. Und ging's mit dem Luftschnäppen nur ein bisl besser, so saß er schon beim Schreibtisch und arbeitete. Des öfteren kehrte er von seinen Vorlesereisen

in Deutschland unvorhergesehen früher heim, weil ihn auf der Fahrt das Asthma überfallen hatte. Sicherlich gingen den Asthmaanfällen häufig Bronchialkatarrhe leichteren oder schweren Grades voraus, ebenso häufig aber genügte die nervöse Ueberreizung, die das Heimweh mit sich brachte, um die Anfälle hervorzurufen. Wir machten's ja oft selbst mit, wenn Vater eins von uns Geschwistern auf eine kleine Reise mitnahm. Mit welcher Ungeduld und Vorfreude erwartete er die Stunde der Abfahrt, mit welchem Heißhunger ersehnte er die Natur-



Das Sterbezimmer im Krieglacher Landhaus

genüsse, die sich ihm erschließen sollten! Am ersten Tag und die erste Nacht ging's. Am zweiten kam wohl schon die Frage: „Was werden sie jetzt daheim tun?“ oder: „Jetzt werden sie sich gerade zum Mittagessen setzen“ und dergleichen. Und in der Nacht, da kam's schon herangekrochen mit seiner atemverhaltenden Heimtücke. Nun blieb nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich nachhause zu fahren, heim, aus der großartigen Starrheit der Dolomiten oder der berauschkenden Farbenpracht der Adria, heim ins stille, grüne, umwaldete Mürztal.

Allerdings wurde der Anfall mit der Heimkehr nicht behoben, sondern pflegte mit wechselnder Stärke seine drei Wochen zu dauern.

Im Jahre 1892 um die Weihnachtszeit hielt eine schwere Lungenentzündung unsern Vater durch Tage zwischen Leben und Tod. Aber so schwächlich sein Gesundheitszustand im allgemeinen auch war, so zähe war seine Natur, und er überwand glücklich die Krise.

Später kamen, gewöhnlich zwei-, dreimal des Jahres heftige Anfälle von Bronchitis, die gerade an der Grenze einer Lungenentzündung standen, so daß der Hausarzt jedesmal sagte: „Nun, hoffentlich, wird er es *d i e s m a l* noch überstehen.“ Und er hat auch alle überstanden. Aber die immerwiederkehrenden Anfälle blieben natürlich nicht ohne Einfluß auf die Lungen. Die Krampfzustände der Lungen minderten ihre Elastizität, und es trat eine dauernde Veränderung derselben ein, die im Volksmund der „Lungendampf“, wissenschaftlich *E m p h y s e* heißt, was die körperliche Leistungsfähigkeit immer mehr herabsetzte.

Vater kannte keinen höheren Naturgenuss als auf die Berggipfel seiner engsten Heimat zu steigen, seine Heimat von den verschiedensten Standpunkten aus zu betrachten, und je öfter er einen Gipfel bestiegen, je öfter er einen Weg gegangen, desto lieber und vielsagender wurde er ihm. Der eingeborene Aelpler ist überhaupt ein langsam Bergsteiger. Gemessen und ohne Hast wandert er seine steilen, steinigen Gebirgswege dahin. Gemessen und ohne Hast stieg auch Vater zeitlebens in den Bergen herum, war's nun der kleine Schloßberghügel oder führte sein Weg bis an die Gletscher des Großglockners. Aber mit der Abnahme der körperlichen Leistungsfähigkeit wurde aus dem gemächlichen Schreiten fast ein Schleichen, ein langsames, atemsparendes Fortbewegen, Schritt für Schritt, Schritt für Schritt. Kein Wort gesprochen. So wenig als möglich zu tragen. So ging's noch. Wenn es auch zwei- oder dreimal so viel Zeit kostete als der gesunde Wanderer benötigte, das verschlug nichts.

Mit dem Aufgebot aller Willenskraft, wovon schon ein Teil verwendet werden mußte, um von Mutter und Kindern überhaupt die Erlaubnis zu einem Marsch zu erringen, hat Vater doch bis gegen sein siebzigstes Jahr Wanderungen in der Waldheimat gemacht.

Im Spätsommer vor seinem Tode fuhr er noch im Wagen die Alpsteigstraße hinauf und schaute sehnüchtig hinüber zu seinem Geburtshaus, davon im Geiste wohl für immer Abschied nehmend.

Der Krieg war gekommen, nicht nur mit seinen körperlichen Ent-



Sommerabendschein im Waldgebirge

behrungen, auch mit seinen die Seelen aufrüttelnden Erlebnissen, vom Begeisterungsjubel des Anfangs bis zum dumpfen Dahinharren auf das Ende.

Ich mußte sogleich zu Kriegsbeginn einrücken und sah daher Vater nur in den kurzen Urlaubstage, doch sah ich soviel, daß sich infolge des alten Leidens ein Herzfehler zu entwickeln begann.

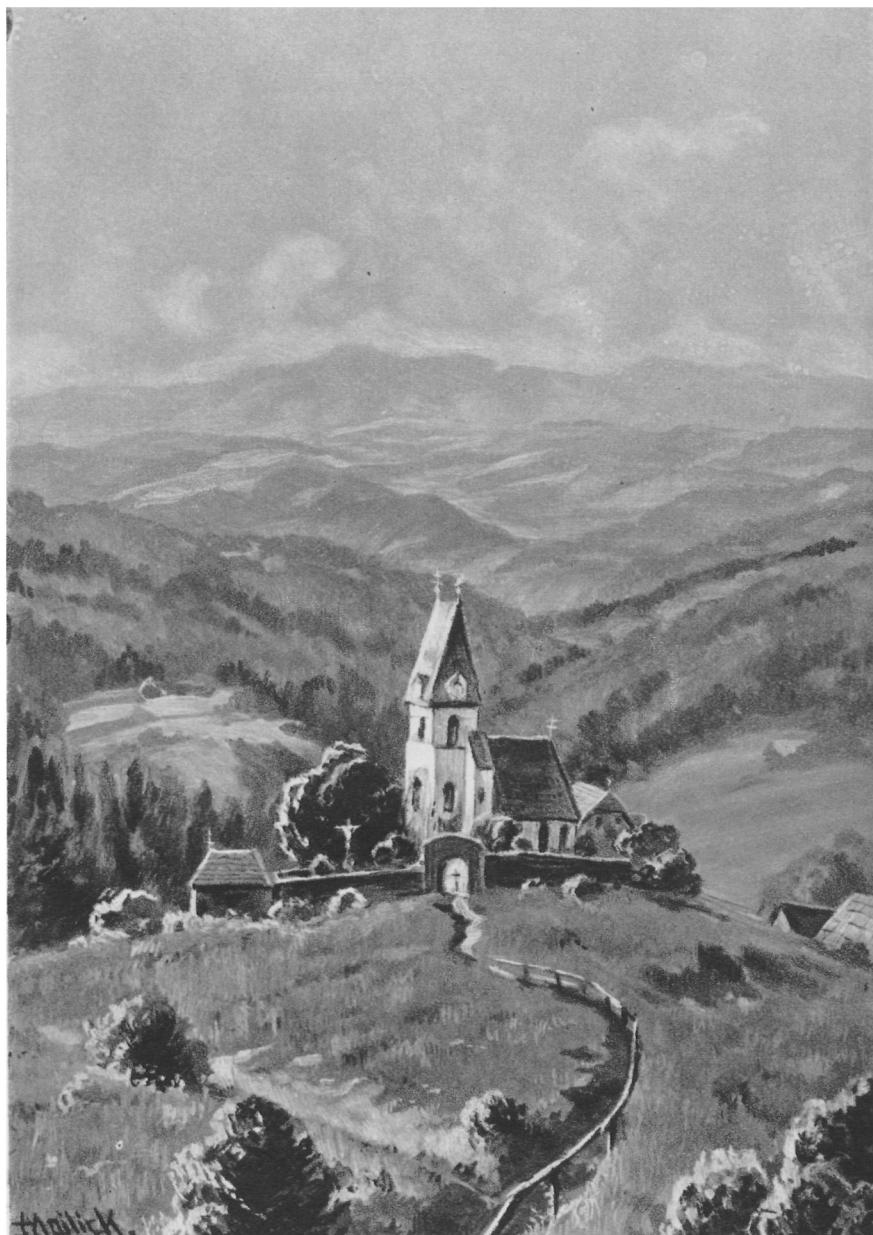
Vater wohnte im Winter in Graz, im dritten Stockwerk eines Hauses, in einer Wohnung, die er ob ihrer schönen Aussicht über den Stadtpark sehr liebte, und die er trotz des ermüdenden Treppensteigens



Handzeichnung Peter Nasegger's: Scherzbild für seine Frau, die sich sorgte, er überanstrengte sich bei seinen täglichen Spaziergängen auf den Schloßberg

nicht aufgeben möchte. Seine täglichen Spaziergänge beschränkten sich auf den Schloßberg, doch mußte er diese allmählich aufgeben und sich mit einem langsam Durchwandern des Stadtparks begnügen. Im Herbst 1917 wurden auch diese kurzen Spaziergänge immer seltener, da das Erklimmen der drei Stockwerke zu anstrengend war. Am 13. Dezember dieses Jahres hat er zum letztenmal den Stadtpark durchschritten.

Wie ertrug nun Vater seine Leiden? Als Arzt kann ich nur sagen:



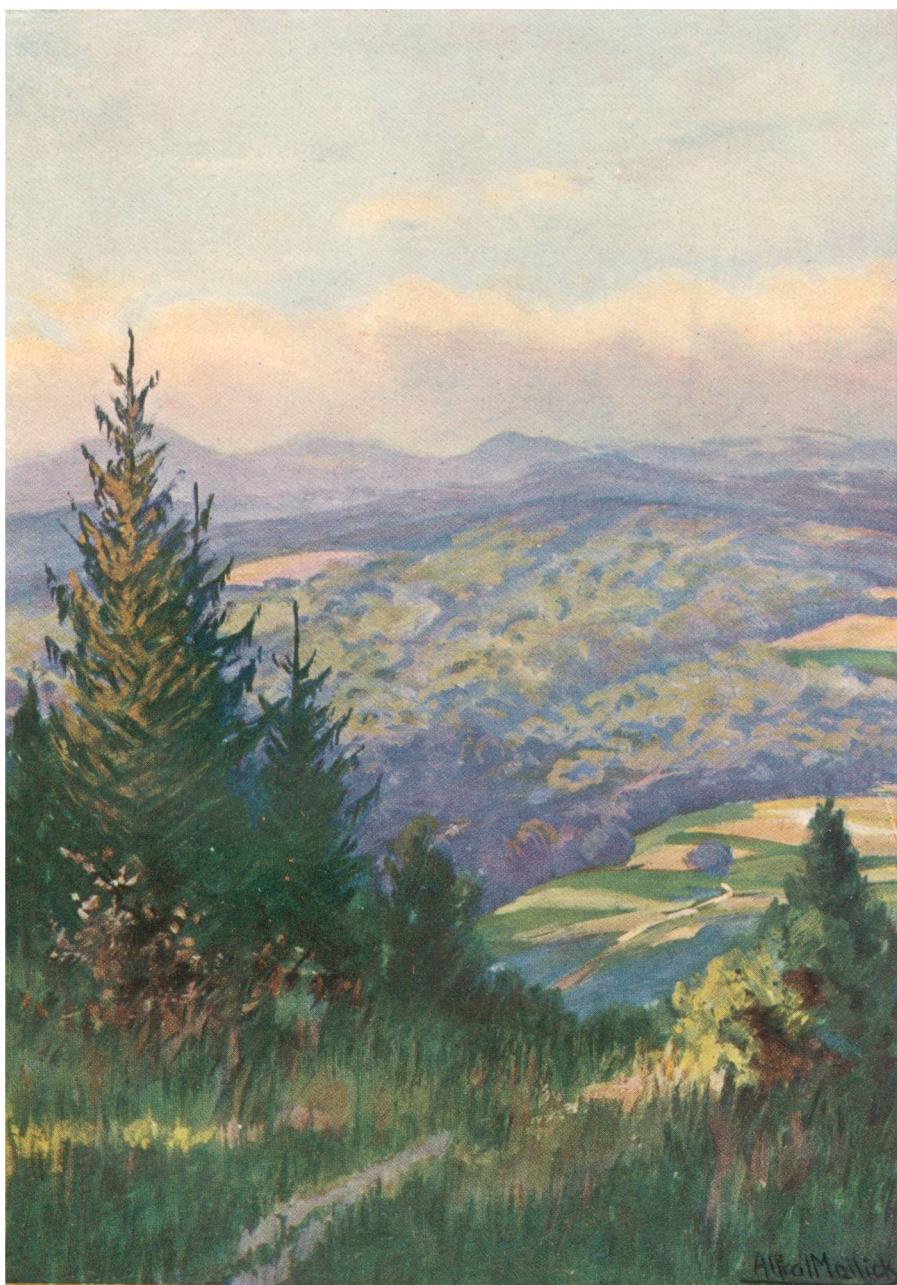
Eine Dreieinigkeit: Kirche, Pfarrhaus und Friedhof

Vorbildlich! Er hat ja seit jeher das Leiden vom ethischen Standpunkt aufgefaßt; so schreibt er: „Im ganzen ist meine Kränklichkeit mir eine gute Erzieherin geworden. . . . Der Krankheit doch nicht gleich nachgeben; sich ja nicht immer die Lehre der Materialisten vorstellen, daß der Geist nur vom Fleisch abhänge, manchmal ist es umgekehrt, und ein starker Wille hat schon manche Krankheit überwunden.“ Ferner: „Mancher wird nur darum alt, weil er kränklich ist, weil er demzufolge trachtet, vernünftig zu leben. Und mancher wird nur darum ein besserer Mensch, weil er kränklich ist; er lernt sich bezähmen, sein Augenmerk auf geistige Vorzüge richten, seine Freude an seelischen Gütern suchen. Und mancher wird nur darum glücklich, weil er kränklich ist, denn er findet mehr Ruhe in der Ergebung, als er im Hassen, Jagen und Wöhnen je gefunden hätte.“

So hielt's der kalte Mensch. Der Patient, ja freilich, der war eine etwas schwierigere Angelegenheit. Vor allem: Als Patient wollte er wissen. Er wollte jede Erscheinung, die ihn quälte, genau begründet haben, wollte wissen, warum das Leiden sich gerade in der oder jener Empfindung äußere, wie das oder dies Arzneimittel wirke. Eine schwierige Sache oft, dies alles zu erklären und handgreiflich zu machen, ohne dem Kranken zu viel von der Schwere seines Leidens zu verraten. Des öfteren habe ich gesehen, daß die Mitteilung der vollen Wahrheit ihn eher beruhigte als aufregte. So z. B., als eine gewisse Atemnot auch in den Pausen zwischen den einzelnen Asthmaanfällen ständig vorhanden war. Diese war bereits die Folge des Herzleidens, das aber dem Patienten verheimlicht wurde. Mich, als Arzt, quälte er besonders mit Fragen, bis ich mich endlich entschloß, ihm zu sagen, daß das Herz eben leicht übermüdet sei und die Atemnot daher röhre. Nun fügte sich Vater ohne Aufregung in das Unvermeidliche und hat auch nie wieder darüber geklagt.

Mit den Medikamenten stand Vater auch großen Teils auf Kriegsfuß. Es war nur eine kleine Anzahl solcher, denen er volles Vertrauen entgegenbrachte. Darunter vornehmlich die Asthmazigarette aus dem Kraut des Stechpfeils, der Tucker'sche Asthma inhalationsapparat, das Veronal gegen die schlaflosen Nächte und das Codein gegen die Hustenkrämpfe.

Im vierten Jahr des Krieges hatte sich sein Zustand so verschlimmert, daß mit einem baldigen Ende gerechnet werden mußte. Durch die Vermittlung unseres letzten Kriegsministers, des Generals Freiherrn



Herbstabendsonne über den Bergen der Waldheimat





M. E. FOSSEL

Allerseelen

von Stöger-Steiner, für die ich dem auch schon Verbliebenen mein Lebtag ein treues, dankbares Gedenken bewahren werde, erhielt ich unmittelbar aus der Kabinettskanzlei Kaiser Karls unbeschränkten Urlaub von meiner Kriegsdienstleistung, um an Vaters Krankenbett so

lange als notwendig weilen zu können. Als ich im April 1918 an sein Krankenlager kam, fand ich ihn in einem hoffnungslosen Zustand. Zu den schon bestehenden Leiden hatten sich noch die Beschwerden einer Arterienverkalkung und eines Nierenleidens gesellt, das außer seinen gewöhnlichen Erscheinungen, wie fast vollständigem Versiegen des Harns und Schwellungen an den Beinen, auch den Geist des Patienten vorübergehend trübte. So beherrschte ihn durch Wochen der Wahn, es seien etliche Tage im Kalender verloren gegangen. „Schau den Unsinn an! Auf der Zeitung steht der 14. April, und es ist doch erst der 9. Wo sind die Tage hingekommen? Ich hab sie nicht verschlafen. Man soll den Zeitungen verbieten, solchen Unsinn zu drucken!“ Solchermaßen ging es fort, tage- und tagelang, bis eine andere Zwangsvorstellung die eine ablöste. Nachts quälten ihn beängstigende Erscheinungen, er sah unser Sommerhaus in Krieglach brennen. Laut auffschreiend zieht er mühsam die Lade aus dem Nachtkästchen, um damit zu werfen, um den Brand zu löschen, aber sie entfällt seinen kraftlosen Händen, mit weit aufgerissenen Augen starrt er ins Leere . . . Die sorgsamste Pflege, in die sich meine Mutter und meine drei Schwestern teilten, die treue, umsichtige Behandlung durch den langjährigen Hausarzt, Herrn Medizinalrat Dr. Mahnert brachten diese für den Patienten und seine Angehörigen so furchtbaren Erscheinungen langsam zum Schwinden. Der Geist wurde wieder frei, erlangte er auch die frühere Spannkraft nicht mehr. Gab es während der schwersten Tage hie und da lichte Momente, so trat als Kehrreim stets der e i n e Wunsch auf: „Nach Krieglach!“ Und als gar die Besserung eintrat, da wurde die Forderung immer lebhafter und dringender: „Nach Krieglach!“ Mit allen möglichen Vorstellungen suchten wir die Zeit der Übersiedelung ins klimatisch rauhe Mürztal hinauszuschieben, bis unsere Bemühungen versagten und wir einen schonenden Transport einer aufregenden und schädlichen Ungeduld vorziehen mussten. Wußten wir es ja doch — und Vater wußte es gewiß auch, darum drängte er ja so —, daß es seine letzte Fahrt sein sollte.

Ohne sich auch nur ein einziges Mal umzublicken, verließ er sein Grazer Heim, an dem er in glücklicheren Zeiten so sehr gehangen.

In den ersten Junitagen, kurz nachdem der Kriegsminister das vom Kaiser verliehene Großkreuz des Franz-Josefs-Ordens überbracht hatte, wurde der Kranke mit dem Sanitätswagen zum Bahnhof geführt. Die Fahrt in dem von der Südbahn zur Verfügung gestellten Wagen erster Klasse verbrachte Vater teilweise sitzend, mein Bruder und ich, die wir



Verschgang

16\*

243

ihn begleiteten, sahen die eindringlichen, wehmütsvollen Blicke, mit welchen er von seiner über alles geliebten steirischen Landschaft Abschied nahm.

In den ersten Tagen des Krieglacher Aufenthaltes schwand die Ruhe-losigkeit der letzten Wochen, und Vater genoß kurze Zeit das ersehnte Glück des Daheimseins. Die Behandlung übernahm der treue Freund unseres Hauses, Herr Dr. Otto Blau. Die in Graz fast vollständig ge-schwundene Eßlust wurde reger, und besonders Spargel wurde mit großem Behagen verzehrt.

Aber schon nach wenigen Tagen begann bereits der Verfall einzusetzen. Zunehmende Schwäche fesselte den Kranken täglich länger ans Bett, unruhige Nächte mehrten die Schwäche, es trat Unorientiertheit über die Umgebung ein. Neuerlich erwachte der quälende Wunsch, endlich nach Krieglach zu fahren; Vater war sich nicht bewußt, in seinem Krieglacher Schlafzimmer zu sein.

Sein kleiner blonder Enkel Peter-Hans kam ans Bett, streichelte ihn und sagte: „Großvater, du bist ja in Krieglach, dort drüben rinnt ja die Mürz.“

Da haben wir Vaters liebes, abgezehrtes Gesicht zum letztenmal lächeln gesehen.

Vereinzelt machte er noch den Versuch zu lesen. Er ließ sich den „Gottsucher“ geben, kam aber nur – soweit ich mich erinnere – bis zu Seite 17. Dann versank der Geist in unergründliche Tiefen, bis nach tagelanger Agonie der armselige Leib am 26. Juni 1918 um halb 12 Uhr vormittags entschlief.

Während der ganzen, teilweise qualvollen Leidenszeit hat er seine Schmerzen mit Geduld und Ergebung getragen, betrachtete er ja den Tod nur als Auflösung des Körperlichen, als eine Reise der Seele „von Stern zu Stern, vom Herrn zum Herrn . . .“

Ein gütiges Geschick erfüllte ihm seinen innigsten Wunsch, denn genau so, wie er es ersehnte, so ist er gestorben. Der Wunsch lautete:

Was das Leben mir beschieden,  
Es war gut, ich bin's zufrieden.  
Könnt' ich eines noch erwerben:  
Nur daheim, daheim zu sterben.

Nicht auf fernen Wanderswegen  
Möcht' ich mich zur Ruhe legen,



Das Grab am Dorffriedhof in Krieglach

Nirgends auf der ganzen Erde  
Als daheim, am eignen Herde.

Vor des Todes finstern Schrecken  
Woll' ich nimmer mich verstecken,  
Wenn aus Augen, schmerzbefeuhtet,  
Liebe mir zu Wette leuchtet.

Wenn die Meinen mich umgeben,  
Atmend mein entschwindend' Leben,  
Und aus gottergeb'nem Sterben  
Meines Herzens Frieden erben!















BIBLIOTEKA GŁÓWNA

100205 N|1